

Lebensentwürfe

Reihe »Politik der Geschlechterverhältnisse«  
Band 47

Herausgegeben von Cornelia Klinger, Eva Kreisky, Andrea Maihofer  
und Birgit Sauer

*Karin Schwiter*, Dr. phil. des., ist Oberassistentin am Geographischen Institut der Universität Zürich und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel.

Karin Schwiter

# Lebensentwürfe

Junge Erwachsene im Spannungsfeld  
zwischen Individualität und Geschlechternormen

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und der Abteilung Wirtschaftsgeographie der Universität Zürich.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39428-2

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2011 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Satz: Campus Verlag, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.campus.de](http://www.campus.de)

# Inhalt

Dank..... 9

1. Einleitung..... 11

## Teil I

2. Forschungsstand..... 21

2.1 Lebenslauf- und Biographieforschung:  
zwei Forschungsansätze und ihre Verbindungen ..... 21

2.2 Gesellschaftstheoretische Ansätze zur Individualisierung  
von Lebensläufen..... 25

2.3 Vorhandene Studien zur Lebensplanung ..... 29

2.4 Kritikpunkte und weiterer Forschungsbedarf..... 38

3. Methodologie..... 43

3.1 Geschlechtertheoretische Grundlegungen ..... 43

3.2 Diskurstheoretische Grundlegungen ..... 45

3.3 Datenerhebung mittels problemzentrierter Interviews..... 50

3.4 Datenauswertung mittels foucaultscher Diskursanalyse ..... 63

## Teil II

4. Ausbildung – Beruf – Erwerbsarbeit . . . . .	69
4.1 Die Entscheidung für einen Beruf als freie Wahl . . . . .	69
4.2 Mein Beruf muss zu mir passen. . . . .	75
4.3 Mein Beruf muss Zukunft haben: flexibel und auf dem Arbeitsmarkt gefragt . . . . .	77
4.4 Das Streben nach Bildungszertifikaten: Wer sich nicht weiterbildet wird abgehängt. . . . .	79
4.5 Berufszukunft ungewiss: Vorläufig mache ich mal das, dann schaue ich weiter . . . . .	83
4.6 Lohnt es sich noch, bevor ich Kinder kriege? . . . . .	87
5. Kinderwunsch – Familiengründung. . . . .	91
5.1 Kinderhaben gehört zum Leben . . . . .	91
5.2 Homosexuelle haben keine Kinder . . . . .	94
5.3 Für Kinder muss es passen. . . . .	95
5.4 Dann hat man besser keine Kinder . . . . .	99
5.5 Widersprüche in der Kinderfrage . . . . .	102
6. Elternschaft – Vatersein – Muttersein . . . . .	103
6.1 Defizitäre und veraltete Väter: das nicht-Tun und die verborgene Liebe . . . . .	104
6.2 Neue Väter: Sich Zeit nehmen für gemeinsame Erlebnisse. . . . .	112
6.3 Das Ideal der immer anwesenden Mutter . . . . .	117
6.4 Das Überbemuttern der Glucken . . . . .	121
6.5 Das Mitleid mit der Mutter für ihr aufgegebenes Leben . . . . .	123
6.6 Mutter sein: Immer für das Kind da sein und doch ein eigenes Leben haben . . . . .	129

6.7 Mutterschaft + Vaterschaft = Elternschaft? . . . . .	135
7. Arbeitsteilung . . . . .	145
7.1 Arbeitsteilung im Elternhaus: Papa arbeitet, Mama ist daheim. . . . .	145
7.2 Antizipierte Arbeitsteilung: Alles Verhandlungssache? . . . . .	158
7.3 Feindbild Doppelverdienerpaar mit Krippenkind . . . . .	161
7.4 Am Anfang braucht's die Mama . . . . .	168
7.5 Ich würde schon den Hausmann spielen, aber. . . . .	172
7.6 Das väterliche Primat der Erwerbsarbeit . . . . .	176
7.7 Das mütterliche Primat der Kinderbetreuung . . . . .	181
7.8 Alternative Arbeitsteilungsmodelle und Spannungsfelder. . . . .	186
7.9 Vereinbarkeitsprobleme als individuelles Unvermögen, Prioritäten zu setzen . . . . .	190
7.10 Arbeitsteilung im kinderlosen Paarhaushalt . . . . .	192

### Teil III

8. Lebensplanung im Spannungsfeld von Individualisierung und Normierung . . . . .	203
8.1 Lebensplanung als freie Wahl und individualisierte Verantwortung trotz unabwägbarer Zukunft . . . . .	203
8.2 Lebensplanung zwischen eigenem Weg und Paarnormativität. . . . .	210
9. Geschlecht zwischen Kontinuität und Wandel . . . . .	215
9.1 Geschlecht als Nebeneinander von Individualitätsanspruch und geschlechtsspezifischer Normierung . . . . .	215
9.2 Aspekte von Wandel und Kontinuität in den Geschlechterverhältnissen. . . . .	223

9.3 Geschlechtertheoretische Erklärungsansätze für Wandel und Kontinuität .....	231
10. Schlussfolgerungen .....	236
Anhang .....	245
Interviewleitfaden .....	245
Kurzfragebogen .....	247
Literatur .....	249



# Dank

Die vorliegende Arbeit wurde im Mai 2010 von der Universität Basel als Dissertation angenommen. Viele Menschen haben zu ihrem Gelingen beigetragen. Mein Dank geht zuallererst an meine Doktormutter Prof. Dr. Andrea Maihofer, Leiterin des Zentrum Gender Studies. Ihr verdanke ich nicht nur meine Ausbildung in Geschlechterforschung im Graduiertenkolleg »Gender in Motion«, sondern auch unzählige wertvolle Gedankenanstöße für die vorliegende Arbeit. Sie nahm sich immer wieder die Zeit, sich meinen Fragen und Ideen rund um die Doktorarbeit zu widmen.

Ein weiteres großes Dankeschön geht an meinen ehemaligen Doktorvater Prof. em. Dr. Hans Elsasser, der mir mit seiner Assistenzstelle am Geographischen Institut der Universität Zürich ermöglichte zu doktorieren. Er schenkte mir die Freiheit, meine eigenen Forschungsideen zu verfolgen und unterstützte mich dabei stets vorbehaltlos. Danken möchte ich zudem Dr. Elisabeth Bühler, die in ihren spannenden Lehrveranstaltungen einst meine Begeisterung für die Geschlechterforschung weckte und mir mit ihrer großen Erfahrung stets beratend zur Seite stand.

Weiter danke ich meinem Koreferenten Prof. Dr. Ueli Mäder und meinen Mitdoktorierenden aus dem zweiten Basler Graduiertenkolleg am Zentrum Gender Studies für die vielen spannenden Diskussionen und gemeinsamen Erlebnisse. Mit ihnen zusammen durfte ich den Wert eines Netzwerks von Gleichgesinnten erleben, in welchem wir uns gegenseitig mittrugen und immer wieder von neuem motivierten. Ein besonderes Dankeschön geht dabei an meine Interpretationsgruppe, mit der ich an zahllosen Arbeitstreffen und Wochenend-Workshops in Basel, auf der Lenzerheide und im malerischen Engadin meine Interviews interpretieren und Texte zur Diskussion stellen durfte. Insbesondere danke ich Nina Wehner und Diana Baumgarten, die nicht nur große Teile meiner Arbeit gelesen und kommentiert haben, sondern auch zu Freundinnen geworden sind.

Ebenfalls danke ich meinen Mitdoktorierenden aus der Human-, Polit- und Wirtschaftsgeografie an der Universität Zürich, meiner Zürcher Gender Study Group, sowie allen anderen Freunden und Freundinnen, die es bei unseren gemeinsamen Mittagessen am Irchel und anderen gemütlichen Treffen in- und außerhalb der Universität nie müde wurden, mit mir über die Zukunftspläne junger Erwachsener zu diskutieren. Ein besonderes Dankeschön geht dabei an Heidi Kaspar und Sara Landolt für ihr stetes Mitdenken, Mitdiskutieren, Mithelfen und für ihre Freundschaft. Weiter danke ich Perscheng Assef für ihre tolle Arbeit als Lektorin.

Und schließlich bedanke ich mich bei meinen 24 InterviewpartnerInnen, die mir für offene und spannende Gespräche ihre Zeit schenkten und großzügig Einblick in ihr Leben und ihre Zukunftspläne gewährten.

Der größte Dank gehört meinen Eltern Yolanda und Bruno Schwiter-Bischofberger und meinem Partner Matthias Reichelsdorfer. Sie haben es mir ermöglicht, diese Arbeit in Angriff zu nehmen und mich immer wieder von Neuem dabei unterstützt und ermutigt, sie erfolgreich zu Ende zu führen.

# 1. Einleitung

Junge Erwachsene gelten als die Zukunft der Gesellschaft – als jene Generation, die ihr Leben noch vor sich hat und die Trends von Morgen bestimmen wird. Im Gegensatz zu Kindern und Jugendlichen zählen sie bereits als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft. Die heutigen Erwartungen an sie sind entsprechend vielfältig. Sie sollen beispielsweise möglichst wertvolle Bildungszertifikate erwerben, erwerbstätig sein, Kinder kriegen und sich zumindest bereits Gedanken gemacht haben, was sie mit ihrem Leben anfangen wollen.

Insbesondere die Kinderfrage hat im Zuge der Debatte um die Alterung der Gesellschaft eine besondere Brisanz gewonnen. Das Bild einer schrumpfenden und vergreisenden Gesellschaft schlägt zurzeit in allen deutschsprachigen Ländern hohe Wellen. Wissenschaftliche Studien dokumentieren einen Rückgang an Geburten und entwickeln daraus krisenhaft anmutende Szenarien für die Zukunft. »Es ist dreißig Jahre nach zwölf« resümiert beispielsweise der deutsche Demograph Herwig Birg (2005: 149) in populistischer Manier und fordert eine rasche Erhöhung der Geburtenrate. Die Medien titeln »Stirbt die Schweiz aus?« (Tönz 2006) oder drohen »Sonst sterben wir aus« (Dietschi 2009). Der Blick richtet sich in dieser Debatte um die Alterung der Bevölkerung oft auf die jungen Erwachsenen: Wollen sie überhaupt noch Kinder haben? Und weshalb allenfalls nicht?

Bei Paaren, die bereits eine Familie gegründet haben, steht demgegenüber vor allem die Verteilung der anfallenden Arbeit im Zentrum der Aufmerksamkeit. Gemäß Studien organisiert sich in der Schweiz nach wie vor der größte Teil der Paare mit Kindern unter sieben Jahren nach dem Ernährer-Hausfrau-Modell, wobei der Vater vollzeitlich und die Mutter nicht oder allenfalls in einem (meist geringen) teilzeitlichen Pensum erwerbstätig ist und dafür den Hauptteil der Kinderbetreuung und Hausarbeit übernimmt (Bühler und Heye 2005: 47ff). Gemäß jüngster Daten des Bundesamtes für Statistik waren auch im Jahr 2009 über 80 Prozent der Paarhaushalte mit

Kindern unter sieben Jahren nach diesem Modell organisiert (BFS 2010). In Deutschland sind es 73 Prozent, in Österreich 70 Prozent der Paarfamilien (BFS 2009b, Daten von 2005 bzw. 2006). Betrachtet man den Zeitaufwand für die Haus- und Familienarbeit, zeichnet sich ein ähnliches Bild. Während Frauen im Jahr 2007 in der Schweiz durchschnittlich 30 Stunden pro Woche dafür aufwendeten, waren es bei den Männern 18 Stunden. Trotz einer leichten Angleichung der Werte im Verlaufe des letzten Jahrzehnts investieren Frauen also nach wie vor beinahe doppelt so viel Zeit in Haus- und Familienarbeit wie Männer (BFS 2009a). Jüngste Zeitverwendungsstudien aus Österreich (Statistik Austria 2009) und Deutschland (Statistisches Bundesamt 2003) ergeben ähnliche Resultate.

Gleichzeitig finden sich jedoch auch Anzeichen dafür, dass die Arbeitsteilung in Familien in Bewegung geraten ist. Die so genannt »neuen Väter«, die ihre Kinder auch im Alltag betreuen und mindestens so professionell wie ihre Frauen Windeln wechseln, Babyfläschchen wärmen und Kindernasen putzen, sind sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der populärmedialen Diskussion omnipräsent. Eine Vielzahl von Forschungsarbeiten beschäftigt sich mit den sich abzeichnenden Veränderungen der Bedeutung von Vaterschaft. Sie dokumentieren neue Leitbilder und Alltagspraxen von Vätern und portraituren zum Beispiel so genannt aktive, egalitäre oder partnerschaftliche Väter (siehe jüngst z.B. Baumgarten et al. 2008, Benz 2008, Gumbinger und Bambej 2007, Kassner 2008, Schwiter 2009, Zerle und Krok 2008). Die Medien titeln: »Wenn Väter zu Hause Karriere machen« (Marquard 2009) und »Vaterschaft: Anschlag auf die alte Herrlichkeit« (Ninck 2009). Sie hinterfragen damit klischierte Geschlechterrollen und diskutieren beispielsweise eine Ausweitung des Vaterschaftsurlaubs (z.B. Brunner und Santner 2009). Zeigt das Ernährer-Hausfrau-Modell tatsächlich verstärkte Erosionserscheinungen? Wie will die nächste Generation von jungen Müttern und Vätern dereinst ihre Familien organisieren? Wie verstehen die heute noch kinderlosen jungen Erwachsenen Vaterschaft und Mutterschaft?

Auch in der Erwerbswelt zeichnen sich Veränderungen ab. Einerseits stieg die Erwerbsbeteiligung von Frauen in allen deutschsprachigen Ländern in den letzten Jahrzehnten an (BFS 2007 :3f, Bühler und Heye 2005: 22ff). Gleichzeitig gehört die Ära der Lebensjobs, als in den ersten Dekaden der Nachkriegszeit insbesondere junge Männer nach Abschluss der Ausbildung in eine Firma eintraten und dort bis zur Pensionierung blieben, der Vergangenheit an. Für eine steigende Anzahl Beschäftigter ist das Berufsleben ge-

prägt durch mehrmalige Wechsel von Arbeitgebenden, unterbrochen von Phasen von Arbeitslosigkeit, Elternschaft, beruflicher Neuorientierung und Nachqualifikationen. Arbeitsverhältnisse haben in verschiedenster Hinsicht Flexibilisierungen erfahren (siehe hierzu z.B. Baumgartner 2008, Sennett 1998, Szydlik 2008). Junge Erwachsene stehen am Beginn ihrer Erwerbslaufbahn. Wie gehen sie mit den gegenwärtigen Trends in der Arbeitswelt um? Welche Erwartungen haben sie an ihre berufliche Zukunft?

Generell wird von jungen Erwachsenen erwartet, dass sie ihr Leben aktiv und selbständig planen. Im Zuge gesellschaftlicher Individualisierung wird der eigene Lebensweg nicht länger als vordefiniert, sondern zunehmend als individuelles Projekt verstanden (siehe hierzu z.B. Keddi 2003). Jeder und jede ist anders und soll deshalb eigenverantwortlich darüber entscheiden, was er oder sie mit dem eigenen Leben anfangen will. Verstehen sich die jungen Erwachsenen tatsächlich als »homo optionis« (Beck und Beck-Gernsheim 2001:5)? Wie gehen sie mit der wahrgenommenen Wahlfreiheit angesichts einer Vielfalt lebensplanerischer Möglichkeiten um und auf welche Art und Weise prägt das ihre Lebensentwürfe? Inwieweit ist die Vorstellung von Individualität inzwischen Teil des Selbstverständnisses der jungen Erwachsenen geworden? Welche Konsequenzen hat es, wenn die Verantwortung für die eigene Biographie vollständig dem Individuum zugeschrieben wird? Gilt damit auch jedes Scheitern als selbstverschuldet? Und inwiefern trägt die Idee von Wahlfreiheit dazu bei, Geschlechternormen festzuschreiben oder zu verändern?

### Forschungsfragen

Diesen Fragen will die vorliegende Studie nachgehen. Leitfrage dabei ist *Wie sprechen junge Erwachsene über ihre Zukunftspläne?* In einem ersten Schritt geht es um die konkreten Inhalte der Lebensentwürfe der jungen Erwachsenen. Welche Vorstellungen haben sie von ihrer zukünftigen Berufstätigkeit, Karriere, Elternschaft und familialen Arbeitsteilung?

Zweitens liegt das Forschungsinteresse auf der Konzeptualisierung von Lebensplanung. Das heißt: *Welches Verständnis von Lebensplanung zeigt sich in den Erzählungen der jungen Erwachsenen?* Inwiefern erachten sie es als möglich, sinnvoll und notwendig Zukunftspläne zu entwickeln? Welche Arten von Zukunftsplänen schmieden sie? Wo zeigen sich in den Erzählungen Vorstellungen von Individualität und Wahlfreiheit? Inwieweit sehen sie

sich selbst verantwortlich für ihre Biographien? Und welche Konsequenzen hat das?

Darüber hinaus fragt die Studie nach den Geschlechtervorstellungen: Welche Konzeptualisierungen von Geschlecht sind in den Lebensentwürfen junger Erwachsener enthalten und welche Implikationen haben diese im Hinblick auf Wandel und Persistenz der Geschlechterverhältnisse? Auf welche Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit, von Mütterlichkeit und Väterlichkeit und auf welche vergeschlechtlichten Normen referieren die jungen Erwachsenen? Inwieweit übernehmen sie die Lebensentwürfe, mit welchen sie ihre Elterngeneration charakterisieren, oder grenzen sich davon ab? Wo finden sich in den Erzählungen Hinweise auf Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen und Geschlechterkonstruktionen?

Um diese Forschungsfragen zu beantworten, führte ich problemzentrierte Interviews mit jungen Erwachsenen aus der deutschsprachigen Schweiz und analysierte diese mittels eines diskursanalytischen Verfahrens.

## Aufbau des Buches

Das folgende Kapitel 2 wird als erstes den Stand der Forschung darstellen. Es zeigt auf, inwiefern die bisherige wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Fragen der Lebensplanung auf zwei weitgehend getrennt voneinander existierenden Forschungsansätzen beruht. Die Lebenslaufforschung einerseits arbeitet vornehmlich makrosoziologisch mit quantitativen Datensätzen. Die Biographieforschung andererseits ist eher mikrosoziologisch orientiert und auf die Analyse qualitativer Daten spezialisiert. Während sich die Lebenslaufforschung auf Lebenslaufmuster und die sie strukturierenden Institutionen (z.B. Schulsystem und Rentenleistungen) konzentriert, interessiert sich die Biographieforschung dafür, wie die Menschen selber ihre Biographien und ihr biographisches Handeln deuten. Die in der vorliegenden Studie zum Einsatz kommende Diskursanalyse bietet hier eine vielversprechende Möglichkeit, zwischen den bisher separaten Forschungszweigen eine Brücke zu schlagen. Mit der Fokussierung auf Diskurse als gesellschaftliche Normierungen gelingt es ihr, Individuum und Struktur zu verbinden.

Des Weiteren legt Kapitel 2 die zurzeit prominent diskutierte These einer Destandardisierung und Individualisierung von Lebensläufen dar. Ulrich Beck, Anthony Giddens und weitere AutorInnen argumentieren, die Gegenwartsgesellschaft sei durch eine Freisetzung der Individuen aus ge-

sellschaftlichen Traditionen geprägt. Dies eröffne einerseits neue Handlungsoptionen, aber auch neue Risiken, da jeder und jede seinen Lebensweg eigenständig planen und dafür auch die Verantwortung übernehmen müsse. Die an Michel Foucault anschließende Gouvernementalitätsforschung liest die Betonung von Individualität und Wahlfreiheit als Teil einer neoliberalen Regierungsweise, in welcher die gesellschaftliche Genese von Ungleichheiten systematisch ausgeblendet wird und die Individuen selbst vollständig für ihr Los verantwortlich gemacht werden.

Und schließlich gibt Kapitel 2 einen Überblick über die bereits vorhandenen empirischen Forschungsarbeiten zur Lebensplanung. Es zeigt sich, dass sich diese vor allem auf das Jugendalter, sowie auf Familien mit Kindern konzentrieren. Zur dazwischen liegenden Phase des jungen Erwachsenenalters liegen noch vergleichsweise wenige Arbeiten vor. Ebenfalls fokussieren die vorliegenden Studien oft entweder nur auf Frauen oder zeichnen lediglich Geschlechterdifferenzen nach. Und sie konzentrieren sich vornehmlich darauf, Typologien von Lebenslaufmustern oder biographischem Handeln zu entwickeln. Indem die vorliegende Arbeit das junge Erwachsenenalter in den Blick nimmt, Geschlechterkonstruktionen differenziert analysiert und anstelle einer weiteren Typologie diskursive Normierungen sichtbar macht, versucht sie, den bestehenden Stand der Forschung zu erweitern.

Kapitel 3 erläutert die methodologischen Überlegungen. Andrea Maihofers Konzeptualisierung von Geschlecht als Existenzweise erlaubt es, Geschlecht als eine kulturell und historisch kontingente Art des Seins – beziehungsweise des Existierens – zu denken. Sie ermöglicht es, jene vergeschlechtlichten Diskurse zu analysieren, welche normieren, wie ein Geschlecht gegenwärtig gedacht, gefühlt und praktiziert werden muss.

Des Weiteren stützt sich die vorliegende Arbeit auf die Diskurstheorie von Michel Foucault. Foucault geht davon aus, dass Sprache Realität nicht abbildet, sondern diese erst produziert. Er untersucht, wie sich gewisse Aussagen und Sprechweisen wiederholen, verfestigen und sich für eine bestimmte Zeit als unhinterfragte Wahrheiten etablieren. Seine »Archäologische Methode« erlaubt es, die Aussagemuster herauszuarbeiten, welche das gegenwärtige Verständnis von Lebensplanung junger Erwachsener konstituieren.

Als Analysematerial dienen problemzentrierte Interviews mit jungen Männern und Frauen aus der deutschsprachigen Schweiz, die zwischen 24 und 26 Jahre alt sind. Sie erzählten über ihr Aufwachsen, ihre gegenwärtige Lebenssituation und insbesondere ihre Zukunftspläne. Der letzte Teil des Kapitels 3 legt dar, nach welchen Überlegungen die InterviewpartnerInnen

ausgewählt und die Gespräche strukturiert, wie diese aufgezeichnet, transkribiert und schließlich mit Hilfe der foucaultschen Diskursanalyse ausgewertet wurden.

Teil II beinhaltet die Resultate der empirischen Analysen und ist thematisch gegliedert. Kapitel 4 beschäftigt sich mit dem Themenbereich Ausbildung, Beruf und Erwerbsarbeit. Die Berufsfindung wird von den jungen Erwachsenen als ihre eigene, autonome Entscheidung konzipiert, für die das Individuum die Verantwortung zu übernehmen hat. Geschlechts- und bildungsmilieuspezifische Normen bleiben in diesem Aussagemuster weitgehend ausgeklammert. Sie werden nur dort thematisiert, wo sie durchbrochen werden.

Wie weiter gezeigt werden kann, zeichnen die jungen Erwachsenen ihre beruflichen Zukunftspläne in einem Spannungsfeld: Auf der einen Seite besteht der Anspruch, die eigenen Fähigkeiten und Bedürfnisse im Beruf verwirklichen zu können. Auf der anderen Seite gilt es, auf dem Arbeitsmarkt als gut ausgebildete und flexibel einsetzbare Arbeitskraft gefragt zu sein. Die latente Angst vor dem Wertverlust des eigenen Wissens manifestiert sich in einer regelrechten Jagd nach Diplomen. Zusätzlich beschäftigt sich Kapitel 4 mit der Frage, inwieweit sich die berufliche Zukunft gemäß den jungen Erwachsenen überhaupt planen lässt und welchen Einfluss Geschlecht auf den antizipierten Zeithorizont des Berufslebens hat.

Im Zentrum von Kapitel 5 steht der Kinderwunsch. Die Erzählungen der jungen Erwachsenen belegen, dass es nach wie vor zu einem erfüllten Leben gehört, Kinder zu haben. Gleichzeitig formulieren die Befragten sehr hohe Voraussetzungen, welche werdende Eltern zu erfüllen haben. Diese reichen von einer langjährigen heterosexuellen Partnerschaft über finanzielle und berufliche Sicherheiten bis hin zu einer Bereitschaft, Kindern die erste Priorität im Leben einzuräumen, und zeigen geschlechtsspezifische Unterschiede. Sind diese Voraussetzungen nicht gegeben – so wird argumentiert – soll man besser auf Kinder verzichten.

Kapitel 6 analysiert die Aussagen der jungen Erwachsenen zu Elternschaft. Es legt dar, in welchen Punkten sich die jungen Erwachsenen von der Vaterschaft und Mutterschaft ihrer eigenen Eltern distanzieren und welche eigenen Vorstellungen von guten Müttern und Vätern sie entwickeln. In Abgrenzung von den meist abwesenden Vätern und sich aufopfernden Müttern ihrer Elterngeneration zeichnen sie ein nach wie vor geschlechterdifferenzierendes Bild von väterlichen Wochenendspielgefährten und zwar unabhängigen, aber doch immer anwesenden Vollzeitmüttern.



Kapitel 7 thematisiert die Arbeitsteilung. Während die Befragten mit Blick auf ihre Eltern eine dominante Norm des Ernährer-Hausfrau-Modells beschreiben, definieren sie die Arbeitsteilung in ihrer eigenen Partnerschaft und allfällig zukünftigen Familie als Verhandlungssache. Es sei völlig offen und je nach Situation flexibel abzusprechen, wer welche Anteile an Haus-, Familien- und Erwerbsarbeiten übernehme. Anhand von Interviewauszügen legt dieses Kapitel dar, in welchen Bereichen trotz des Verhandlungspostulats geschlechtsspezifische Normen fortbestehen. So zeichnen die Befragten beispielsweise ein regelrechtes Feindbild gegenüber Doppelverdienerpaaren mit Krippenkind und gehen weitgehend unhinterfragt davon aus, dass Kleinkinder in erster Linie von ihren Müttern betreut werden sollten. Die Analyse zeigt auf, wie weit die antizipierte Arbeitsteilung der jungen Erwachsenen tatsächlich vom Ernährer-Hausfrau-Modell abweicht.

In einem nächsten Schritt geht Kapitel 7 der Frage nach, wo die Befragten mögliche Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf lokalisieren und wie sie diese lösen wollen. Zudem analysiert es die Strategien, mit welchen die jungen Erwachsenen allfällige Ungleichheiten in der Arbeitsteilung legitimieren.

Im dritten und letzten Teil werden die Ergebnisse der zuvor dokumentierten empirischen Analysen diskutiert und die Forschungsfragen beantwortet. Kapitel 8 legt dar, wie sich die herausgearbeiteten Aussagemuster zu einem Diskurs individualisierter Lebensplanung verflechten, in welchem die jungen Erwachsenen sich selbst als autonome und selbstverantwortliche LebensplanerInnen verstehen. Es zeigt sich, dass die jungen Erwachsenen zwar das Bild einer schnell wandelbaren und kaum voraussehbaren Zukunft zeichnen, gleichzeitig jedoch die volle Verantwortung für ihre lebensplanerischen Entscheidungen übernehmen. Zudem steht die wahrgenommene Autonomie in der Lebensplanung in einem Spannungsfeld zur gleichzeitig vorhandenen Paarnormativität – das heißt, der Vorstellung einer Zukunft zu zweit.

Kapitel 9 diskutiert die Konzeptualisierungen von Geschlecht, welche die Erzählungen der jungen Erwachsenen beinhalten. Es skizziert ein gleichzeitiges Nebeneinander von Vorstellungen geschlechtsungebundener Individualität und fortbestehenden Geschlechternormen. Zudem fragt Kapitel 9 danach, inwieweit sich in den dokumentierten Resultaten Aspekte von Wandel oder Kontinuität der Geschlechterverhältnisse finden.

In einem nächsten Schritt werden die empirischen Resultate in Beziehung zu bestehenden Studien und Ansätzen der Geschlechterforschung ge-

setzt, welche die gegenwärtigen Transformationsprozesse in den Geschlechterverhältnissen zu fassen versuchen. Es zeigt sich, dass sich die Ergebnisse weder als Anzeichen eines »Gender Gap«, noch einer »Rhetorischen Modernisierung« oder von »Traditionalisierungsfallen« interpretieren lassen. Stattdessen lese ich sie nach Maihofer als paradoxe Verschränkungen gegenläufiger Prozesse.

Kapitel 10 führt die Erkenntnisse zusammen und fragt nach den Konsequenzen, welche der beschriebene Diskurs individualisierter Lebensplanung für das gegenwärtige Verständnis von Geschlecht und die Geschlechterverhältnisse hat. Es zeigt auf, inwiefern er auf individueller Ebene Spielräume für Überschreitungen bisheriger Geschlechtergrenzen eröffnet und auf welche Art und Weise er gleichzeitig auf kollektiver Ebene bestehende Geschlechterungleichheiten gegen Kritik immunisiert. Das Bild der jungen Erwachsenen von sich selbst als autonome und selbstverantwortliche LebensplanerInnen hat zur Folge, dass sie auch inkorporierte und institutionalisierte Effekte fortbestehender Geschlechternormen ausschließlich sich selbst zuschreiben. So werden im Laufe der Sozialisation erworbene und vielfältig in Institutionen eingebettete Geschlechterunterschiede und -ungleichheiten stets als Resultat individueller Präferenzen verstanden. Dies verunmöglicht es, sie auf gesellschaftlicher Ebene in Frage zu stellen. Der Diskurs individualisierter Lebensplanung führt folglich zu einer Privatisierung der Geschlechterverhältnisse.

Das Buch schließt mit einem Plädoyer für eine diskursanalytische Forschungsperspektive, welche es erlaubt, gegenwärtige Selbstverhältnisse von Individuen als kulturell und historisch kontingente Existenzweisen sichtbar zu machen und damit die Veränderbarkeit bestehender Geschlechternormen ins Zentrum zu stellen.

# Teil I



## 2. Forschungsstand

### 2.1 Lebenslauf- und Biographieforschung: zwei Forschungsansätze und ihre Verbindungen

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Fragen der Lebensplanung werden üblicherweise zwei Forschungsansätze unterschieden: Die Lebenslaufforschung arbeitet vornehmlich makrosoziologisch mit quantitativen Datensätzen. Die Biographieforschung ist eher mikrosoziologisch orientiert und auf die Analyse qualitativer Daten spezialisiert (Heinz und Krüger 2001: 32, Sackmann 2007: 32).

#### Lebenslaufforschung

Im Zentrum des lebenslauftheoretischen Ansatzes steht die Frage, wie gesellschaftliche Institutionen die Lebensläufe von Menschen prägen. Als Begründer der jüngeren Lebenslaufforschung gilt der Berliner Soziologe Martin Kohli. Mitte der 80er Jahre argumentierte Kohli, die gesellschaftliche Modernisierung habe zu einer Standardisierung von Lebensläufen geführt. Durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht, der Altersrente und weiteren altersgebundenen Institutionen sei die Kategorie »Alter« zu einem der zentralen Strukturprinzipien moderner Gesellschaften geworden. Gemäß Kohli ist die moderne »Normalbiographie« um die Erwerbsarbeit herum organisiert. Sie gliedert sich in eine Ausbildungsphase, eine Erwerbsphase und eine Ruhestandsphase (Kohli 1985).

Im Anschluss an Kohlis Entwurf einer Soziologie des Lebenslaufs untersucht die Lebenslaufforschung die Regelmäßigkeiten gesellschaftlich strukturierter Phasen und Übergänge in Lebensläufen. Sie dokumentiert, zu welchen Zeitpunkten bestimmte Ereignisse in den Lebensverläufen verschiedener sozialer Gruppen stattfinden. Als typische Ereignisse im Lebenslauf gelten

unter anderem der Abschluss einer Ausbildung, der Erwerbseintritt, die Hochzeit und die Geburt von Kindern. Neben der Analyse von Unterschieden und Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen Gesellschaften oder sozialen Milieus werden Kohorten, d.h. Menschengruppen mit bestimmten Geburtsjahrgängen, verglichen, um historische Veränderungen in Lebensläufen zu erforschen. So dokumentieren zahlreiche Studien beispielsweise den gegenwärtigen Trend zu einer Verlängerung der so genannten Jugendphase, d.h. eine zeitliche Verzögerung von Erwerbseintritt und Familiengründung (Sackmann 2007: 90–92). Daneben gilt das Interesse biographischen Brüchen und Abweichungen von der so genannten »Normalbiographie«. Studien untersuchen zum Beispiel den Einfluss von Delinquenz oder Arbeitslosigkeit auf die weiteren Lebensverläufe der Betroffenen (siehe z.B.: Panter et al. 2001, Windzio 2001). Während sich ältere Arbeiten mittels Ereignisanalyse eher auf einzelne Übergänge oder Phasen im Lebenslauf konzentrieren, versuchen die jüngeren Studien mit komplexeren statistischen Auswertungsverfahren ganze Verlaufsmuster von Lebensläufen zu typisieren (siehe z.B. Aassve et al. 2007, Martin et al. 2008).

Neben der Beschreibung von Lebenslaufmustern und ihren Veränderungen richtet die Lebenslaufforschung ihren Blick auf gesellschaftliche Institutionen, als die zentralen Strukturierungsinstanzen von Lebensläufen (siehe Weymann 2009). Die von Kohli (1985) vorgeschlagene Dreiteilung des Lebenslaufs, die sich um die Erwerbstätigkeit bzw. den Arbeitsmarkt gliedert, wurde dabei insbesondere von Seiten der Geschlechterforschung als androzentrisch kritisiert. Der Lausanner Soziologe René Levy stimmt mit Kohli insoweit überein, als dass auch er gesellschaftliche Institutionen als die primären Formgeberinnen von Lebensläufen erachtet. Er zeigt jedoch in seiner Forschung auf, dass die Institutionen der modernen Wohlfahrtsstaaten nicht nur den von Kohli beschriebenen männlichen Normallebenslauf produzieren, der rund um die Erwerbsarbeit organisiert ist, sondern auch ein weibliches Pendant, welches durch die Anforderungen der Familienarbeit geprägt ist. Als Hauptverantwortlich für die Herausbildung dieser geschlechterdifferenzierenden Lebenslaufmuster erachtet Levy die gesellschaftlichen Institutionen, die zumindest in der Schweiz bis heute darauf ausgerichtet sind, dass eine erwachsene Person permanent für die Betreuung von Kindern verfügbar ist (Levy 1996, Levy und Ernst 2002, Levy 2005, Widmer et al. 2003b). Für Deutschland zeigt Katherine Bird beispielsweise auf, wie geschlechterdifferenzierende Lebensläufe durch die Einführung eines verlängerten Mutterschaftsurlaubes zementiert wurden (Bird 2001). Auch die Bremer Soziologin

Helga Krüger kritisiert die weitgehende Geschlechterblindheit der Lebenslaufforschung und arbeitet heraus, wie Geschlecht als Strukturkategorie Lebensläufe von Frauen und Männern formt (Krüger 1995, 1996, Krüger und Baldus 1999, 2009). Sie entwirft eine Theorie der Verflechtung von Lebensläufen, welche die bisher vernachlässigten Verbindungen und Abhängigkeiten zwischen den Lebensläufen von mehreren Personen, insbesondere eines Paares, ins Zentrum rückt (Born 2001, Krüger 2001, 2009).

## Biographieforschung

Während die Lebenslaufforschung sich auf die Analyse von Lebenslaufmustern und die sie strukturierenden Institutionen (z.B. Schulpflicht und Rentenleistungen) konzentriert, interessiert sich die Biographieforschung dafür, wie die Menschen selber ihre Biographien und ihr biographisches Handeln deuten (Heinz 2009, Marotzki 2000, 2006). Fritz Schütze wies bereits Anfang der 80er Jahre auf den Nachteil der quantitativen Lebenslaufforschung hin, dass sie nicht erfassen kann, wie die individuellen Biographietragenden ihr Lebensschicksal erfahren und verarbeiten. Mittels narrativen Interviews versucht er, diese Deutungen einzufangen. Er versteht eine biographische Erzählung als historische Aufschichtung aus erlebten und immer wieder neu gedeuteten Erlebnissen einer Person, die sowohl den gegenwärtigen Erfahrungshorizont als auch die Zukunftsperspektiven einschließen (Schütze 1981: 125ff).

Im Zuge der Renaissance qualitativer Methoden in der Soziologie entstand eine Vielzahl von Ansätzen, die sich mit der Erhebung und Interpretation von Lebenserzählungen beschäftigen. Ein charakteristisches Merkmal der meisten älteren Herangehensweisen ist die Annahme einer Kongruenz oder zumindest einer Korrespondenz zwischen erzählter und erlebter Lebensgeschichte. Dies gilt beispielsweise für die Ansätze von Schütze (1981) und Sackmann (2007). Die Dokumentarische Methode nach Ralf Bohnsack geht ebenfalls davon aus, dass aus den beschreibenden Erzählsequenzen in Interviews Informationen über die tatsächliche Handlungspraxis von Menschen gewonnen werden kann (Bohnsack et al. 2001, Nohl 2006). Und auch die von Gabriele Rosenthal entwickelte Narrationsanalyse arbeitet Bezüge zwischen erzählter und erlebter Lebensgeschichte heraus (Rosenthal 1995, 2005, Rosenthal und Fischer-Rosenthal 2005).

Neuere Herangehensweisen, die im Zuge des Linguistic Turn, d.h. der Hinwendung der Sozialforschung zur Sprache als Konstruktionsmedium von Wirklichkeit, entstanden sind, stellen die angenommene Kongruenz zwischen erlebtem und erzähltem Leben in Frage. Sie richten ihren Blick auf die Konstruktionen von Wirklichkeit in den Erzählungen, ohne Rückschlüsse auf tatsächliche Erlebnisse der Befragten zu ziehen. Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann beispielsweise schlagen mit ihren Überlegungen zur Rekonstruktion narrativer Identität eine solche Methode zur Analyse biographischer Erzählungen vor (Lucius-Hoene und Deppermann 2004). Ziel ihrer Vorgehensweise ist es, die biografische Selbstdarstellung als solche und ihre Funktion für die Herstellung der aktuellen Identität einer Person im Interview zu fassen. Die Frage der Authentizität von Erinnerung und Erzählung als Wiedergabe tatsächlicher Erfahrungen, ist hierfür nicht entscheidend.

### Brückenbauversuche und Gemeinsamkeiten

Im Laufe der Entwicklung der Lebenslauf- und der Biographieforschung versuchten Forschende immer wieder, Brücken zwischen den beiden Ansätzen zu schlagen. Ihre Idee war es, durch eine Verbindung der quantitativen Analysen von Lebenslaufstrukturen mit der qualitativen Interpretation von biographischen Erzählungen einen zusätzlichen Erkenntnisgewinn zu erzielen (siehe z.B. Elder und O'Rand 2009, Heinz und Marshall 2003, Krüger 1996, Krüger und Baldus 1999, und bereits Schütze 1981). Insbesondere war dies eines der Hauptziele des Sonderforschungsbereichs 186 »Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf«, der von 1988 bis 2001 an der Universität Bremen angesiedelt war (siehe u. a. Becker 2006, Kluge und Kelle 2001, Kudera und Voss 2000). Trotz vieler Versuche der Verknüpfung, sind die Lebenslauf- und die Biographieforschung bis heute getrennte Forschungsgebiete geblieben. Dies sieht man nicht zuletzt daran, dass bis heute kein Begriff existiert, der die beiden Forschungsrichtungen in einem Wort umfasst. So trägt auch die jüngste Einführung für Studierende von Reinhold Sackmann (2007) den Titel »Lebenslaufanalyse und Biografieforschung«. Sie illustriert zudem einen Aspekt, der für viele Integrationsversuche gilt; meist sind sie einseitig durch jene Forschungstradition geprägt, aus welcher der Verknüpfungsversuch gestartet wurde. So bleibt die Verbindung der beiden Forschungsrichtungen eine der größten Herausforderungen der Lebenslauf-



und Biographieforschung (Heinz et al. 2009: 43, Settersten und Gannon 2009: 457).

Trotz den beiden unterschiedlichen theoretischen und auch methodischen Zugängen lassen sich Grundfragen identifizieren, die beide Forschungsrichtungen gleichermaßen beschäftigen. Eine erste Übereinstimmung besteht in Bezug auf die Gegenwartsdiagnose. Beide Forschungsansätze diskutieren einen Trend zur Destandardisierung bzw. Individualisierung von Lebensläufen. Sie stellen fest, dass die Lebenslaufmuster bzw. die biographischen Erzählungen einer Kohorte in zunehmendem Masse variieren. Standardisierte Lebenslauf- oder kollektive Deutungsmuster verlieren an Erklärungskraft. Bereits Kohli (1985: 24) ortete in seinem Grundlagenwerk zur Standardisierung von Lebensverläufen durch die gesellschaftliche Modernisierung erste Anzeichen einer Trendumkehr. Inzwischen wurden Destandardisierungs- und Individualisierungsthesen in einer Vielzahl von Studien aufgenommen. In der Lebenslaufforschung jüngst z.B. von Assave et al. (2007), Elzinga und Liefbroer (2007) und Widmer und Ritschard (2009), in der Biographieforschung z.B. von Alheit (2006) Barabasch (2006), Bonß et al. (2004), Bradley und Devadason (2008) und Leccardi (2006b).

## 2.2 Gesellschaftstheoretische Ansätze zur Individualisierung von Lebensläufen

Die gesellschaftstheoretischen Grundlegungen, auf die sich die meisten aktuellen Studien zu Aspekten der Destandardisierung oder Individualisierung von Lebensläufen beziehen, stammen von Ulrich Beck (Beck 1986, Beck und Beck-Gernsheim 1990, 2001, Beck et al. 2004) und Anthony Giddens (Giddens 1991, 1996, 1999). Beide Autoren gehen davon aus, dass sich die Gegenwartsgesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts grundlegend von der früheren, als vormodern, traditional oder industriell bezeichneten Gesellschaft unterscheidet. Als eines der zentralen Charakteristiken dieses Wandels erachten sie die Individualisierung, d.h. die Freisetzung der Individuen aus gesellschaftlichen Traditionen, die dem oder der Einzelnen klar definierte Rollen und Aufgaben zuweisen (z.B. den Frauen die Zuständigkeit für Haus- und Familienarbeit). Im Zuge dieser »Enttraditionalisierung« (Giddens 1996: 182ff), argumentieren die beiden Autoren, verlieren überlieferte Handlungsweisen und Routinen ihre Selbstverständlichkeit und Verbindlichkeit.

Dadurch entstehen neue Handlungsmöglichkeiten, und gleichzeitig neuartige Risiken. Die Individuen hätten die Freiheit, beziehungsweise es werde von ihnen verlangt, aus verschiedenen Optionen zu wählen und vielfältige Entscheidungen zu treffen, ohne dabei auf unbestrittene Autoritäten oder Normen zurückgreifen zu können. Der moderne Mensch sei ein »homo optionis« (Beck und Beck-Gernsheim 2001: 5) geworden.

Giddens stellt in seinem Ansatz die von der Gegenwartsgesellschaft geforderte Selbstreflexivität des Individuums ins Zentrum. Die eigene Person wird laut Giddens zunehmend als Projekt verstanden, an dem permanent gearbeitet werden muss. Identität werde nicht länger als gegeben vorausgesetzt, sondern als durch aktives Handeln hergestellt. Jeder und jede Einzelne sei angehalten, die Verantwortung dafür zu übernehmen, sich weiterzuentwickeln, die eigenen Talente zu fördern und sich selbst in jeder Hinsicht zu optimieren. Gemäß Giddens ist es die Freisetzung der Individuen aus gesellschaftlichen Traditionen, die diese Art von Selbstreflexivität ermöglicht. Diese konfrontiere die Individuen mit neuen Optionen zur persönlichen Weiterentwicklung und mit einer komplexen Vielfalt von Wahlmöglichkeiten. Gleichzeitig gebe sie kaum Hilfestellungen, welche Optionen gewählt werden sollen. Sie kreierte Chancen und gleichzeitig neue Unsicherheiten. Mit jeder Entscheidung gehe das Risiko einher, eine Wahl getroffen zu haben, die sich später als suboptimal herausstellt. Den Lebenslauf erachtet Giddens als ein Kernelement der Selbstoptimierungsbestrebungen. Auch er werde zum Projekt, welches jede und jeder individuell zu planen habe. Der Bedeutungsverlust von standardisierten biographischen Mustern und Rollenvorgaben, so die These, erfordere eine permanente Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensplanung (Giddens 1991, 1999).

Auch Beck erachtet die Herauslösung aus vorgegebenen sozialen Rollen und der Verlust von traditionellen Sicherheiten sowie die damit einhergehende Selbstreflexivität als zentrale Momente des jüngsten gesellschaftlichen Wandels. Während Giddens vor allem die damit verbundenen Handlungsmöglichkeiten und Unsicherheiten thematisiert, richtet Beck den Blick stärker auf neu entstandene Kontrollstrukturen. Gemäß Beck werden die Individuen zwar aus traditionellen Klassen-, Geschlechter- und Familienstrukturen freigesetzt, gleichzeitig jedoch neuen Abhängigkeiten unterworfen. Abhängig seien Individuen primär vom Arbeitsmarkt und dadurch von unzähligen weiteren Institutionen, wie beispielsweise von Konsum-, Bildungs-, Gesundheitsversorgungs- und Mobilitätsangeboten. Die gegenwärtigen Lebenslaufmuster seien folglich auf neue Art und Weise institutionalisiert durch vorge-

gebene Ein- und Austritte, beispielsweise aus dem Bildungssystem oder der Erwerbsarbeit. Der Widerspruch liegt laut Beck darin, dass von den Einzelnen verlangt wird, ihr Leben zu planen und eigenständig zu gestalten, auch wo es institutionell vorgegeben und Produkt der Verhältnisse ist. Als Folge davon, so die These Becks, wird dem Individuum auch für institutionell erzeugte Risiken die volle Verantwortung zugewiesen (Beck 1986: 204–218).

Genau auf diesen Widerspruch zwischen wahrgenommener Wahlfreiheit und fortbestehenden Regulierungen fokussiert die im Anschluss an Michel Foucault (1991) entwickelte Gouvernamentalitätsforschung. Im Kernpunkt ihres Interesses liegen die sich über die Zeit hinweg verändernden Regierungsweisen, das heißt die Techniken der Lenkung und Kontrolle von Individuen und Kollektiven (Lemke et al. 2000a: 10). In ihren Gegenwartsanalysen diagnostiziert die Gouvernamentalitätsforschung die zunehmende Durchsetzung einer neoliberalen Regierungsweise. Diese zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass sie die Verantwortung für gesellschaftliche Risiken dem Individuum überträgt und sie zu Problemen der Selbstsorge umdefiniert. Damit einher geht die Herausbildung einer historisch spezifischen Subjektivierungsweise – einer bestimmten Art des Selbstverständnisses der Menschen. Es entsteht ein Subjekt, welches sich im Sinne einer internalisierten Selbsttechnologie zunehmend selbst führt und kontrolliert. Gemäß der neoliberalen Rationalität definiert sich das Subjekt über seine Freiheit, zwischen verschiedenen Handlungsalternativen zu wählen. Als Konsequenz davon rechnet es auch die Folgen des eigenen Handelns vollständig sich selbst zu (Lemke 2000b: 38).

Im Sinne der Gouvernamentalitätsforschung ist Individualisierung folglich nicht als Freisetzung von Individuen aus gesellschaftlichen Zwängen zu verstehen, sondern als eine Verschiebung der Lenkungs- und Kontrollmechanismen von einer Fremd- zur Selbststeuerung. Sie ist ein Diskurs, welcher die Individuen als freie Subjekte anruft und auffordert, ihr Leben selbstverantwortlich zu gestalten. Dies bringt Individuen erst dazu, sich selbst als uneingeschränkt von gesellschaftlichen Normen autonom handelnde Subjekte zu verstehen, die ihre Optionen rational abwägen und die Konsequenzen ihrer Handlungen selbst verantworten. In diesem Sinne ist Individualisierung Teil einer verinnerlichten Selbsttechnologie, die dazu beiträgt, fortbestehende Abhängigkeiten, Zwänge und gesellschaftliche Normen auszublenden und in individuelle Entscheidungen umzudefinieren.

Inwieweit Individualisierungsprozesse tatsächlich eine Vergrößerung der Handlungsfreiheiten mit sich bringen, lediglich die Mechanismen der

Kontrolle verändern oder neue Abhängigkeiten hervorbringen, wird in der Lebenslauf- und Biographieforschung kontrovers diskutiert (Heinz und Krüger 2001: 43). Während einige AutorInnen primär auf die erweiterten biographischen Gestaltungsmöglichkeiten von Individuen fokussieren (siehe z.B. Geissler und Oechsle 1996, Heinz 2009, Nave-Herz 2000), betonen andere den ungebrochenen Einfluss von gesellschaftlichen Institutionen und Normen (siehe z.B. Birkelbach 1998, Burkart 1994, Hagemann-White 2000, Krüger 2002, Levy 2009, Schwiter 2007b). In diesem Zusammenhang ist es die US-amerikanische Forschung, die tendenziell ein stärkeres Augenmerk auf das Handeln von Individuen legt. In der europäischen Forschungstradition dagegen nimmt die Analyse von gesellschaftlichen Institutionen als Strukturgeber von Lebensläufen einen vergleichsweise größeren Stellenwert ein (Marshall und Müller 2003). Weitgehende Einigkeit besteht über die Grundannahme, dass Lebensläufe bzw. Biographien sowohl von gesellschaftlichen Institutionen als auch durch das biographische Handeln von Individuen geformt werden. Ebenfalls kaum bestritten ist, dass sich die Individuen selbst heute als weitgehend eigenständige GestalterInnen ihrer Lebensentwürfe verstehen. Welchen Beruf man ergreift, zu welchem Zeitpunkt man eine Familie gründet oder ob man eine weitere Ausbildung besucht, wird als Resultat individueller Präferenzen und Entscheidungen wahrgenommen (siehe z.B. Barabasch 2006).

Ebenfalls intensiv diskutiert wird die Frage nach dem Ausmaß, der konkreten Ausprägung und der Bedeutung des gesellschaftlichen Wandels im Übergang vom 20. ins 21. Jahrhundert. Während Giddens, Beck und weitere AutorInnen übereinstimmend von einer grundlegenden Transformation der Gesellschaft ausgehen (siehe z.B. Alheit 1996, Leccardi 2006a), betonen andere fortbestehende Kontinuitäten (siehe z.B. Born et al. 1996, Burkart 1998, Friedrichs 1998, Furlong 2006). Andrea Maihofer erachtet es deshalb als zentrale Aufgabe aktueller Forschung, die populären und oft unscharf verwendeten Begriffe »Wandel« und »Kontinuität« präziser zu definieren. Sie fordert insbesondere mit Blick auf die Geschlechterverhältnisse eine Diskussion über Kriterien, nach denen grundlegende Veränderungen von oberflächlichen unterschieden werden können. Sie schlägt vor, die Erkenntnisse aus den zahlreichen empirischen Untersuchungen, die in den letzten Jahren entstanden sind, zusammenzutragen und auf Basis dieses Wissens eine Gesellschaftstheorie (weiter) zu entwickeln, die gerade die paradoxe Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz, bzw. von neuen Chancen und neuen Zwängen in der Lebensgestaltung fassen kann (Maihofer 2004a, 2007).

## 2.3 Vorhandene Studien zur Lebensplanung

Forschungsarbeiten zu Fragen der Lebensplanung fokussieren meist auf eine spezifische Altersspanne. Das junge Erwachsenenalter, das im Zentrum der vorliegenden Studie steht, liegt zwischen zwei Lebensabschnitten, die in der bisherigen Forschung bereits vergleichsweise große Aufmerksamkeit erhalten haben.

### Fokus auf Familien

Eine große Zahl vorhandener Studien zu Fragen der Lebensplanung konzentriert sich auf die so genannte Familienphase. Das besondere Interesse an Familien liegt unter anderem darin begründet, dass in diesem Zeitabschnitt bei der Lebensplanung die Bedürfnisse mehrerer Personen berücksichtigt und abgewogen werden müssen. So untersuchen die bestehenden Arbeiten insbesondere, wie Paare mit Kindern ihre familiäre Arbeitsteilung ausgestalten, bzw. wie Mütter (und Väter) berufliche und familiäre Verpflichtungen vereinbaren. In Studien aus dem US-amerikanischen Kontext stehen Familien mit vollzeitlich erwerbstätigen Eltern im Zentrum. Der Fokus liegt dabei auf individuellen, paarinternen Aushandlungsprozessen (siehe z.B. Bittman et al. 2003, Greenstein 2000, Hardill 2002, Moen 2003). In Studien aus dem europäischen Raum liegt das Hauptaugenmerk vermehrt auf der Ausgestaltung der sozialstaatlichen Regelungen und ihren Auswirkungen auf die Lebensgestaltung von Familien (siehe z.B. Carling et al. 2002, Duncan und Pfau-Effinger 2000, Esping-Andersen 2002, Kerschgens 2009, Leira 2002). Ein weiterer Forschungsstrang, der unter anderem in Großbritannien größere Bedeutung besitzt, fokussiert auf den Einfluss von Organisationsstrukturen und Regelungen am Arbeitsplatz auf die Lebensplanung (siehe z.B. Brannen et al. 2001, Den Dulk et al. 2003, den Dulk und Peper 2005, Jurczyk et al. 2009, Perrons 2003, Purcell et al. 1999, Van Echtelt et al. 2009). Einen Überblick über deutschsprachige Forschungsarbeiten generell zu Familien gibt die Literaturstudie von Maihofer et al. (2001), sowie der jüngste Familienbericht des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (2006).

Speziell den Kontext der Schweiz beleuchten bereits etwas ältere Studien zur Problematik der Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Lebensverlauf (Borkowsky und Streckeisen 1989, Höpfinger et al. 1991, Streckeisen 1990,

1991), sowie die Artikelsammlung von Fleiner et al. (1991) zu Familien in der Schweiz. Neuere Studien stammen von Baumgartner und Fux (2004), Bauer (2000), Guldemann (1994), König und Maihofer (2004), Levy und Ernst (2002) und Schwiter (2003) zur Persistenz einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in Familien, Bürgisser (1996, 1998, 2006) zu Paaren mit egalitärer Rollenteilung, Widmer et al. (2003a) zur Qualität von Paarbeziehungen sowie Baumgartner (2003), Buchmann et al. (2002) und Kriesi (2006) zu den Erwerbsbiographien von Frauen mit Kindern. Daneben geben Fux et al. (1997) einen Einblick in die familialen Werte und Einstellungen der Schweizer Bevölkerung und Bühler (2001) einen regional differenzierten Überblick über die gelebten Familienmodelle in der Schweiz. In den meisten dieser Studien bildet biographische Planung nicht den Schwerpunkt des Interesses sondern tritt als Teilaspekt auf.

### Fokus auf Jugend

Neben der sehr großen Anzahl von Forschungsarbeiten zu Fragen der Lebensplanung in Familien mit Kindern liegt ein zweiter Fokus auf dem Jugendalter. Das Interesse an den Zukunftsvorstellungen von Jugendlichen ist unter anderem darauf zurück zu führen, dass sie oft als eine Art Trendsetter oder Vorboten der Zukunft verstanden werden. Forschende gehen davon aus, dass sich gesamtgesellschaftliche Veränderungen in den Lebensrealitäten von Jugendlichen früher oder deutlicher manifestieren (z.B. Hurrelmann 2004: 8). Diese meist nicht explizit gemachte Annahme ist jedoch nicht unumstritten (siehe Furlong 2006).

Weitgehende Einigkeit besteht im Hinblick auf die Verlängerung der Jugendphase im Lebenslauf. Jugendliche erreichen die so genannten Statusmerkmale des Erwachsenenalters, meist definiert als Abschluss der Berufsausbildung, Aufnahme einer vollzeitlichen Erwerbsarbeit, ökonomische Unabhängigkeit, Heirat und Familiengründung im Vergleich zu früheren Generationen zu einem späteren Zeitpunkt im Lebenszyklus (Sackmann 2007: 90ff). Im Zuge der Individualisierung, so die daran anschließende Argumentation, sei der Übergang ins Erwachsenenalter komplexer und schwieriger geworden. Mangels vorgegebener biographischer Pfade, seien die Jugendlichen in stärkerem Masse als früher gefordert, ihre eigene Biographie aktiv zu planen (Furstenberg 2000, Hurrelmann 2004, Leccardi und Ruspini 2006, Mills und Blossfeld 2005, Timmermann 2000). Als be-

sonders problematisch gilt dabei der Übergang von der Ausbildung in den Arbeitsmarkt. Zahlreiche Studien beschäftigen sich mit den Schwierigkeiten, mit denen Jugendliche bestimmter gesellschaftlicher Gruppen bei ihren Eintrittsversuchen in die Erwerbsarbeit konfrontiert werden (z.B. Heid 2007, Reiners 2007).

Ein daran anknüpfender Forschungsschwerpunkt beschäftigt sich mit der Frage, wie Jugendliche mit der diagnostizierten biographischen Unsicherheit und den gestiegenen Anforderungen an die selbständige Lebensplanung umgehen (z.B. Leccardi 2006a). Die meisten Arbeiten kommen zum Schluss, dass die Jugendlichen die ihnen zugeschriebene Prekarität und Unsicherheit meist nicht als solche wahrnehmen. Sie zeichnen das Bild einer Generation, die unsichere Zukunftsaussichten nicht als etwas Außergewöhnliches oder Bedrohliches versteht, sondern pragmatisch versucht, das Beste aus jeder Situation zu machen. Die Jugendlichen versuchen, in ihren Zukunftsplänen möglichst flexibel zu bleiben und sich bietende Chancen zu ergreifen. Dabei sind sie bereit, erhebliche Mühen auf sich zu nehmen, um den Anforderungen des Arbeitsmarktes zu genügen (Fritzsche 2000, Gille et al. 2006, Heid 2007, Hurrelmann et al. 2002, Mansel et al. 2001, Vogelgesang 2001). Selbst durch Arbeits- und Obdachlosigkeit marginalisierte Jugendliche definieren ihre Situation als frei gewählt und weisen die Stigmatisierung als Gescheiterte zurück (siehe z.B. Reiners 2007).

Kritisiert wird an der aktuellen Debatte um biographische Unsicherheit und individuelle Lebensplanung, dass sie geschlechtsspezifische Aspekte oft vernachlässige (2000a, King 2000b, O'Connor 2006). In den vorhandenen Studien, die sich mit Geschlecht und jugendlicher Lebensplanung auseinandersetzen, steht die Frage nach einer allfälligen Angleichung zwischen Mädchen und Jungen im Zentrum. Die meisten Forschenden dokumentieren eine allmähliche Annäherung der Lebensperspektiven und Lebenszielen zwischen den Geschlechtern (z.B. Fritzsche und Münchmeier 2000, Hurrelmann et al. 2002). Gleichzeitig weisen sie jedoch auch auf Ungleichzeitigkeiten und fortbestehende Ungleichheiten hin (z.B. Cornelißen und Gille 2005, King 2000b, Krüger 2002). So zeigt sich beispielsweise, dass Mädchen und Jungen ihrem zukünftigen Beruf zwar eine gleich hohe Bedeutung beimessen. Während Jungen jedoch von einer durchgängigen Vollerwerbstätigkeit ausgehen, antizipieren Mädchen bereits früh eine familienbedingte Reduktion ihres Engagements im Beruf (Artmann 2007, Berty 1990, Knothe 2002, 1990, 1997). Konkret konnte in mehreren Studien dokumentiert werden, dass Mädchen ihre Karrierepläne mit zunehmendem Alter nach unten

korrigieren und die Berufsorientierung durch eine stärkere Familienorientierung abgelöst wird. Bei Jungen ist keine vergleichbare Veränderung der Prioritätensetzung festzustellen (Fritzsche und Münchmeier 2000, Fuchs-Heinritz 2000: 55, Pritzl 1996). Ein eindeutiger Trend in Bezug auf Angleichung oder Persistenz von Ungleichheiten der Lebenspläne von Mädchen und Jungen kann folglich nicht identifiziert werden.

Speziell aus dem Kontext der Schweiz stammen neben der bereits zitierten Studie von Michaela Heid (2007) die etwas ältere Arbeit von Lisbeth Hurni und Barbara Stalder (1994). Beide Arbeiten beschäftigen sich mit den berufs- und familienbezogenen Zukunftsplänen einer ausgewählten Gruppe Schweizer Jugendlicher.

### Fokus auf das junge Erwachsenenalter

Die 24–26jährigen jungen Erwachsenen, auf welche der empirische Teil der vorliegenden Studie fokussiert, befinden sich zwischen den beiden bisher besprochenen Lebensabschnitten. Sie stehen am Ende des Jugendalters und haben bereits verschiedene Statusmerkmale des Erwachsenenalters erreicht, jedoch noch keine eigene Familie gegründet. In der Literatur wird dieser Lebensphase bis anhin ein vergleichsweise geringes Interesse entgegengebracht (Den Dulk et al. 2003, Hurni und Stalder 1994, Knothe 2002). Einzelne Studien rechnen die Altersgruppe der Mitte-Zwanzigjährigen noch der Jugendphase zu. So umfassen beispielsweise die jeweils im Auftrag von Shell durchgeführten Jugendbefragungen in Deutschland die gesamte Altersspanne der 12- bis 25jährigen (Deutsche Shell 2002, Shell Deutschland Holding 2006). Die spezifischen Lebensrealitäten des dritten Lebensjahrzehnts stehen dabei jedoch nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit.

Wie die Lebensphase des jungen Erwachsenenalters konzeptualisiert und anhand welcher Kriterien sie von der Jugendphase abgegrenzt werden soll, wird zurzeit kontrovers diskutiert. Klaus Hurrelmann (2004: 29ff) weist in seiner Einführung in die »Lebensphase Jugend« auf die Schwierigkeit hin, sie vom Erwachsenenalter abzugrenzen. Die Statusmerkmale, über die der Eintritt ins Erwachsenenalter meist definiert wird, werden heute zu sehr unterschiedlichen Zeitpunkten erreicht. Während die politische Mündigkeit mit 18 Jahren erworben wird, können sich das Erreichen vollständiger ökonomischer Unabhängigkeit, die Heirat oder eine Familiengründung bis weit ins dritte Lebensjahrzehnt verschieben oder gar nicht statt finden (siehe hierzu



z.B. Santoro 2006). Zudem kann beispielsweise eine Phase von Arbeitslosigkeit die erreichte Integration in die Erwerbsarbeit wieder rückgängig machen. Andy Biggart und Andreas Walther (2006) sprechen in diesem Zusammenhang von »Yo-Yo-Transitions« und dokumentieren, wie sich Perioden von Abhängigkeit und Unabhängigkeit beim Übergang ins Erwachsenenalter abwechseln können. Darüber hinaus zeigt Annika Westberg (2004) auf, dass den in der Forschung gemeinhin zur Abgrenzung der Lebensphasen verwendeten Statuspassagen von den jungen Menschen selbst eine vergleichsweise geringe Bedeutung beigemessen wird. Sie kommt zum Schluss, dass sie ihr Erwachsensein vielmehr an ideellen Merkmalen festmachen, wie beispielsweise der Übernahme von Verantwortung für eigene Entscheidungen.

Vor diesem Hintergrund stellen sich derzeit einige Forschende die Frage, ob es Sinn macht, junge Menschen in der zweiten Hälfte des zweiten und im dritten Lebensjahrzehnt noch unter den Begriffen »verlängerte Adoleszenz« oder »späte Jugend« zu fassen. Jeffrey Arnett (2000, 2006) schlägt vor, das junge Erwachsenenalter unter der Bezeichnung »Emerging Adulthood« als eigenständige Lebensphase zu konzeptualisieren. Die vielfältigen Veränderungen und die Heterogenität, die diesen Lebensabschnitt prägen, sieht er nicht als Nachteil für die Definition einer eigenen Lebensphase, sondern im Gegenteil als Charakteristiken, die das junge Erwachsenenalter von anderen Lebensphasen unterscheiden. Demgegenüber stellt John Bynner (2005) die Unterteilung in Lebensabschnitte und Statusübergänge grundsätzlich in Frage. Er fokussiert seine Überlegungen auf die Pfadabhängigkeit und die Milieuspezifik von Lebensläufen. Anstelle von Phasen und Übergängen, die alle sozialen Gruppen gleichermaßen durchlaufen, versteht er Lebensläufe als »differentiated pathways« (Bynner 2005: 381). Diese Pfade seien für verschiedene soziale Gruppen unterschiedlich und berücksichtigten, dass sich verfügbare Ressourcen und getroffene Entscheidungen an einem bestimmten Punkt im Leben, wie beispielsweise ein Schulabbruch, auf den weiteren Lebensverlauf und die später verfügbaren Optionen auswirkten.

Möglicherweise führt die gegenwärtige Debatte von Bynner, Arnett und anderen dazu, dass das junge Erwachsenenalter zukünftig vermehrt als eigenständiger Lebensabschnitt betrachtet wird. Bis dahin trägt der Umstand, dass es in der Vergangenheit nicht als eigene Lebensphase konzeptualisiert wurde und sich dadurch auch keine darauf fokussierte Forschungsgemeinschaft etabliert hat – wie dies bei der Jugend- oder Familienforschung der

Fall ist – mit dazu bei, dass über junge Erwachsene vergleichsweise wenige wissenschaftliche Arbeiten vorliegen.

Abgesehen von der Diskussion um die Abgrenzung von Lebensphasen, tritt das junge Erwachsenenalter jüngst auch durch die populärmediale Debatte über eine drohende Überalterung der Gesellschaft vermehrt ins Rampenlicht. In diesem Zusammenhang erhält die Frage nach den Zukunftsplänen der heute 20- bis 30-Jährigen, von denen erwartet wird, dass sie in den nächsten Jahren Kinder kriegen, zusätzliche Aufmerksamkeit (siehe hierzu auch Schwiter 2007a). Jüngere Arbeiten und Sammelbände zum Thema Demographie und Kinderwunsch stammen unter anderem von Peter Berger und Heike Kahlert (2006), Doreen Klein (2006), sowie Dirk Konietzka und Michaela Kreyenfeld (2007). In einer quantitativ angelegten Studie untersucht Klaus Birkelbach (1998) die Lebenslaufmuster junger Erwachsener bis zum 30. Lebensjahr. In Anlehnung an Kohli (1985, siehe Kap. 2.1) stellt er dabei die Erwerbsarbeit als zentraler Strukturierungsfaktor von Lebensläufen in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Ebenfalls schwerge- wichtig auf die Erfahrungen und Ansichten junger Erwachsener zum Thema Familienplanung konzentrieren sich die Studien »frauen leben« und »männer leben« von Cornelia Helfferich (Helfferich 2002, Helfferich et al. 2004). Die Forschungsarbeiten kommen in weitgehender Übereinstimmung zum Schluss, dass sich die große Mehrheit der jungen Erwachsenen nach wie vor Kinder wünscht. Ein signifikanter Rückgang des Kinderwun- sches wurde bisher nicht festgestellt. Die jüngste repräsentative Befragung junger Erwachsener aus der Schweiz wurde im Rahmen des Mikrozensus Familie Mitte der 1990er-Jahre durchgeführt. In dieser Befragung antwor- teten nur 4,7 Prozent der 20- bis 29-Jährigen auf die Frage nach der ge- wünschten Anzahl Kinder, dass sie keine Kinder haben möchten (Gabadin- ho 1999: 7). Aktuelle Studien aus Deutschland kommen zu vergleichbaren Ergebnissen. Gemäß einer repräsentativen Befragung des Instituts für De- moskopie Allensbach im Jahr 2003 antworteten von den kinderlosen 18- bis 23-Jährigen auf die Frage, ob sie Kinder haben möchten, 92 Prozent mit »Ja, bestimmt« oder »Ja, vielleicht« und nur acht Prozent mit »Nein, keine Kin- der« (Institut für Demoskopie Allensbach 2004: 11–15). Gemäß dem jüngs- ten Survey des Deutschen Jugendinstituts von 2003 beträgt der Anteil der 24- bis 29-Jährigen, die entweder bereits Kinder haben oder Kinder haben möchten, 88 Prozent bei den Frauen und 85 Prozent bei den Männern (Cornelißen 2006: 143f).

## Vorhandene Studien zur Lebensplanung junger Erwachsener

Quantitative Arbeiten wie jene von Helfferich (2002, 2004) und Birkelbach (1998) versuchen im Sinne einer lebenslauftheoretischen Herangehensweise, die Verbreitung spezifischer Lebenslaufmuster und allenfalls bestimmter Wertvorstellungen zu analysieren. Das folgende Unterkapitel gibt einen Überblick über die vorhandenen Arbeiten, welche sich aus einer stärker biographietheoretischen Perspektive mit den Lebensentwürfen von jungen Erwachsenen auseinandersetzen. Sie fokussieren darauf, wie junge Erwachsene ihre Biographien und ihr biographisches Handeln deuten.

Eine erste viel zitierte Studie zu Lebensentwürfen junger Erwachsener stammt von Birgit Geissler und Mechtild Oechsle (1996). Basierend auf Ulrich Becks (1986) theoretischem Ansatz der Risikogesellschaft (siehe Kap. 2.2) gehen die Autorinnen davon aus, dass die Lebensentwürfe von jungen Frauen einem grundlegenden Wandel unterworfen sind. Während sie noch in den 1960er und 1970er Jahren weitgehend einheitlich an der traditionellen weiblichen Biographie orientiert gewesen seien, hätten sich in den letzten 30 Jahren neue Handlungsspielräume eröffnet. Junge Frauen würden inzwischen auf eine so genannt doppelte Vergesellschaftung (Becker-Schmidt 1987) hin sozialisiert. Das heißt, zum traditionell den Frauen zugeschriebenen Lebensbereich der Familie mit Fokus auf Kindererziehung und Haushalt komme die Erwerbsarbeit als zweiter Lebensbereich hinzu. Von den jungen Frauen werde erwartet, dass sie die Aufgaben beider Bereiche in ihren Lebensentwürfen vereinbaren. Mittels qualitativen Interviews versuchen Geissler und Oechsle der Frage auf die Spur zu kommen, in welcher Art und Weise junge Frauen mit dieser Anforderung einer doppelten Lebensführung in ihrer Zukunftsplanung umgehen. Basierend auf den Erzählungen (noch) kinderloser, westdeutscher Frauen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren identifizieren Geissler und Oechsle fünf Typen von Lebensplanung. Neben der »familienzentrierten« und der »berufszentrierten« Lebensplanung beinhaltet die Typologie eine »doppelte Lebensplanung«, die versucht, über den gesamten Lebenslauf hinweg eine Balance zwischen den beiden Lebensbereichen Familie und Beruf herzustellen. In diesem Typus haben Ausbildung und Beruf bis zur Familiengründung Priorität. Danach wird die Berufstätigkeit den familialen Aufgaben zeitweilig untergeordnet, um in einer späteren Phase zumindest teilzeitlich wieder aufgenommen zu werden. Daneben dokumentieren die Autorinnen eine »individualisierte Lebensplanung«, deren Handeln auf die Entwicklung des eigenen Selbst fokussiert, sowie einen weniger

detailliert ausgearbeiteten Typ, den sie als »Verweigerung der Lebensplanung« bezeichnen. In ihren Schlussfolgerungen bewerten die Autorinnen die gefundenen Typen als Belege für die erweiterten biographischen Handlungsspielräume junger Frauen, die eine Pluralisierung bzw. neue Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe hervorgebracht haben. Sie weisen jedoch auch auf die Problematik hin, dass jede junge Frau aufgrund mangelnder institutioneller Unterstützung gezwungen ist, ihre je eigenen, individuellen Lösungen für die Vereinbarkeit zwischen dem familialen und dem beruflichen Lebensbereich zu finden (Geissler und Oechsle 1996).

Die als widersprüchlich und konfliktreich dargestellte Doppelorientierung auf Familie und Beruf als Spezifikum weiblicher Lebensplanung, die Geissler und Oechsle ins Zentrum ihrer Arbeiten stellen (Geissler und Oechsle 2001, Oechsle 1998, Oechsle und Geissler 1998, 2003), ist ein wiederkehrender Topos. Auch jüngere Studien nehmen ihn auf und weisen darauf hin, dass junge Frauen in ihren Lebensentwürfen versuchen, familien- und berufsbezogene Bereiche zu vereinbaren, während sich diejenigen junger Männer schwergewichtig auf ihre erwerbsarbeitsbezogene Zukunft konzentrieren (Birkelbach 1998, Leccardi 1998, Oechsle et al. 2002, Thon 2004).

Barbara Keddi (2003) steht dem Konzept der Doppelorientierung von Frauen kritisch gegenüber. Sie argumentiert, die biographischen Ziele von Frauen seien differenzierter als es ihnen das Konzept des doppelten Lebensentwurfs zuschreibe (Keddi 2003: 36). Auf Basis von qualitativen Interviews mit jungen Frauen (siehe auch Keddi et al. 1999) entwickelt sie eine Typologie aus sieben so genannten Lebensthemen. Diese Lebensthemen versteht sie als eine Art roter Faden, der das biographische Handeln einer Person in sämtlichen Lebensbereichen leitet und über lange Zeit hinweg konstant bleibt. Neben den Lebensthemen »Familie«, »Beruf«, »Doppelorientierung auf Familie und Beruf«, »Eigener Weg« und »Suche nach Orientierung«, die stark an die fünf Lebensplanungstypen von Geissler und Oechsle erinnern, kommen die beiden Themen »Gemeinsamer Weg« und »Aufrechterhalten des Status quo« hinzu.

Während sich die Arbeiten von Geissler und Oechsle und Keddi ausschließlich bzw. hauptsächlich auf Frauen konzentrieren, nimmt Robert Orrange (2003) Frauen und Männern gleichermaßen in den Blick. Seine Typologie von Lebensplänen basiert auf Interviews mit amerikanischen Rechtswissenschaft- und Betriebswirtschaftsstudierenden zwischen 24 und 29 Jahren. Je für Männer und Frauen getrennt beschreibt er einen familienorientierten, einen berufsorientierten und einen doppelorientierten Typus.

Auch die deutsche Studie von Thomas Kühn (2004) berücksichtigt sowohl Frauen als auch Männer. Kühn legt seinen Fokus auf die Planung der Familiengründung und entwirft sechs Typen biografischer Planung. Diese lassen sich in die drei Gruppen »Karriereambition«, »Statusarrangement« und »Autonomiegewinn« zusammenfassen. Sie unterscheiden sich insbesondere darin, ob und zu welchem Zeitpunkt eine Familiengründung geplant und inwieweit sie mit den beruflichen Zukunftsplänen koordiniert wurde. Die britische Arbeit von Harriet Bradley und Ranji Devadason (2008) entwickelt eine Typologie von Strategien junger Erwachsener beim Eintritt in den Arbeitsmarkt. Die Autorinnen identifizieren neben so genannten »Shiftern«, die ziellos Arbeitsstellen wechseln, »Sticker«, die eine klar definierte Erwerbslaufbahn verfolgen. »Switcher« nehmen nach einer Weile im Erstberuf einen bewussten Wechsel in ein anderes Erwerbsfeld vor und »Settler« entscheiden sich nach einer ziellosen Anfangsphase für eine bestimmte Laufbahn.

Aus dem schweizerischen Kontext stammen zwei bereits etwas ältere Studien. François Höpflinger, Denise Hafner und Sandra Gisin (1997) interviewten Mitte der 1990er Jahre rund 2300 junge Frauen und Männer im Alter von 17 bis 30 Jahren. Die Befragten arbeiteten zu diesem Zeitpunkt in größeren Dienstleistungsunternehmen des Kantons Zürich. Die Studie konzentriert sich auf Fragen zur Arbeitswelt, enthält aber auch einen Abschnitt zu den Ansichten der jungen Erwachsenen bezüglich dereinstiger Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Höpflinger et al. entwickeln in ihrer Studie zwei Typen von jungen Erwachsenen, die »klassisch-leistungsorientierten« und die »postmateriell-leistungsorientierten«, bei welchen Aspekte von Selbstverwirklichung einen höheren Stellenwert einnehmen. Bezüglich Geschlecht dokumentieren sie einerseits fortbestehende Unterschiede in der Berufswahl, im Erwerbseinkommen und in den Karriereambitionen von Frauen und Männern. Andererseits stellen sie fest, dass das so genannt »traditionelle Modell« einer geschlechtsspezifischen Rollenteilung bei Familiengründung, das heißt der vollständige Rückzug der Frau aus dem Erwerbsleben, insbesondere bei den jungen Frauen an Akzeptanz verloren hat.

Bei der zweiten Schweizer Studie handelt es sich um zwischen 1986 und 1990 von Annelies Debrunner (1997) geführte Gespräche mit 22 jungen Frauen aus der Agglomeration Zürich. Die Befragten waren zum damaligen Zeitpunkt rund 30 Jahre alt. Basierend auf den Erzählungen der jungen Frauen über ihre Lebensläufe und Zukunftsvorstellungen kommt Debrunner zum Schluss, dass sich die vermeintliche Vielfalt an Möglichkeiten der

Biographiegestaltung weitgehend als Schein entpuppt. Die bestehenden Normen bezüglich Mutterschaft und die Frauen darüber hinaus zugeschriebene Zuständigkeit für die Bedürfnisse weiterer Familienmitglieder und Bezugspersonen, argumentiert Debrunner, würden die Freiheit der jungen Frauen in ihrer Lebensgestaltung einschränken. Sie ordnet die befragten Frauen fünf Typen weiblicher Zukunftsgestaltung zu und benennt diese als »Desillusionierte«, »Privatisierte«, »Verantwortungsvolle«, »Träumerin« und »Utopistin«.

## 2.4 Kritikpunkte und weiterer Forschungsbedarf

Die im vorangegangenen Kapitel erwähnten Studien beinhalten selbstverständlich sehr viel differenziertere Ergebnisse, als sie die Kürzestbesprechungen darstellen konnten. Sie haben dazu beigetragen, dass bereits ein umfangreiches Wissensrepertoire zu den Lebensentwürfen junger Erwachsener vorhanden ist. Bevor ich im letzten Abschnitt darauf eingehe, wo ich Potenzial sehe die bestehenden Arbeiten durch meine eigene Forschung noch sinnvoll zu ergänzen und weiter zu entwickeln, möchte ich auf einige Aspekte hinweisen, die an den bestehenden Arbeiten meines Erachtens zu Recht kritisiert werden.

### Kritikpunkte

Eine erste Kritik bezieht sich auf das Konzept der Doppelorientierung von Frauen auf Familie und Beruf, welches sehr vielen Studien als Grundlage dient. Mehrere AutorInnen weisen auf die problematische Dichotomisierung hin, die der Ansatz beinhaltet (z.B. Diezinger und Rerrich 1998: 165f). Familie und Beruf werden darin als völlig getrennte und gegensätzliche Lebensbereiche konzeptualisiert. Es stellt sich die Frage, ob diese Darstellung als Gegensatzpaar ein sinnvolles Instrument darstellt, um die vielfältige Realität der Lebenszusammenhänge von Frauen zu analysieren. Barbara Keddi beispielsweise argumentiert, es führe zu einer problematischen Verengung des Blicks, da Familie und Beruf nicht für alle Frauen die maßgebenden Strukturgeber der Lebensplanung seien (Keddi 2003: 23ff).

Des Weiteren bemerken Andrea Maihofer, Tomke Böhnisch und Anne Wolf (2001: 27), dass insbesondere die Kategorie der »Doppelorientierten Lebensplanung«, die unter anderem auch in den Typologien von Geissler und Oechsle (1996) und Keddi et al. (1999) vorkommt, ein Sammelsurium sehr unterschiedlicher Lebensentwürfe umfasst. Sie sind der Ansicht, zwischen einer Frau, die spätestens ein Jahr nach der Geburt ihres Kindes wieder voll erwerbstätig sein möchte, und einer anderen, die sich frühestens nach drei Jahren wieder nach einer teilzeitlichen Erwerbstätigkeit umsehen möchte, würden Welten liegen. Wird diese ganze Spannweite in einem einzigen Typus »Doppelorientierung auf Familie und Beruf« vereint, argumentieren die AutorInnen, so blende dies gewichtige Unterschiede aus. Aus diesem Grund fordern sie, der Blick der Forschung auf die Lebenskonzepte von Frauen (und auch von Männern) müsse differenzierter werden.

Ein dritter Kritikpunkt bezieht sich auf die Frage nach Wandel oder Persistenz. Die meisten Studien implizieren eine Entwicklung von einer starken Familienorientierung der Frauen hin zu einer Vielfalt verschiedener Lebensentwürfe und einer Zunahme der Handlungsfreiheiten. Claudia Born, Helga Krüger und Dagmar Lorenz-Meyer (1996) zeigen jedoch anhand einer retrospektiven Befragung von Frauen mit Jahrgang 1930, dass diese bereits als junge Erwachsene eine ausgeprägte Berufsorientierung besaßen. Laut Born et al. teilten viele von ihnen die rückblickend den jungen Frauen der 1950er und 60er Jahre zugeschriebene Familienorientierung nicht und waren auch tatsächlich in ihren Lebensläufen immer wieder berufstätig. Bloß sei diese Berufstätigkeit, weil sie gesellschaftlich nicht akzeptiert war, heruntergespielt und nicht als solche dargestellt worden. Mit diesem Befund stellen Born et al. die Annahme eines grundlegenden Wandels weiblicher Lebensläufe in Frage. Sie argumentieren, bei den gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte handle es sich nicht in erster Linie um eine Erweiterung der biographischen Handlungsspielräume und eine Pluralisierung der Lebensverläufe von Frauen, sondern lediglich um einen Wandel des Formulierbaren, des Selbstbewusstseins und sich Bekenntens zu Formen eines selbstbestimmteren Lebens der Frauen. Die Institutionen erlaubten den Frauen im Vergleich zu früher kaum eine stärker nach den eigenen Bedürfnissen gestaltbare Lebensführung. Sprengkraft berge gemäß Born et al. höchstens die neue Formulierbarkeit der eigenen Interessen von Frauen (siehe hierzu auch Kap. 2.2). Viele Studien, kommen sie zum Schluss, würden voreilig grundlegende Veränderungen konstatieren.

Auch wird sehr häufig kritisiert, dass sich die meisten Studien ausschließlich oder schwergewichtig auf die Lebensentwürfe von Frauen konzentrieren. Diese Einseitigkeit lässt sich zu einem Teil mit der Geschichte der Geschlechterforschung erklären. Diese verfolgte insbesondere in ihren Anfängen das Ziel, die Lebenszusammenhänge von Frauen überhaupt erst sichtbar zu machen, welche bis dahin weitgehend ausgeblendet blieben (Maihofer 2003). Ein illustratives Beispiel für diese Ausblendung in früheren Forschungsarbeiten ist beispielsweise die von Theodor Scharman (1967) in der Schweiz und Deutschland durchgeführte Befragung zur Lebensplanung junger Arbeiter. Die jungen Männer wurden darin unter anderem gefragt, ob sie mit einer Erwerbsarbeit ihrer Mütter einverstanden wären und ob ihre Bräute die Erwerbstätigkeit bei Verheiratung aufgeben würden. Die Frauen selbst wurden hingegen nicht befragt. Die Frauenforschung kritisierte dies zu Recht und stellte die Lebensrealitäten der Frauen ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit. Erst im Laufe der Zeit erweiterte sich ihr Fokus von der Sichtbarmachung der Frauen hin zu einer Geschlechterforschung mit Blick auf beide Geschlechter sowie auf Geschlechtlichkeit an sich (Maihofer 2003). In den Forschungsarbeiten zur Lebensplanung junger Erwachsener besteht der einseitige Fokus auf junge Frauen bis heute. Obwohl die Ausweitung der Lebensplanungsforschung auf junge Männer bereits vielfach gefordert wurde (siehe z.B. Eckhard und Klein 2006, Maihofer et al. 2001) finden junge Männer erst in jüngster Zeit vermehrt Beachtung. Problematisch ist daran einerseits, dass in den letzten Jahren wiederum die Lebensrealitäten von Männern ausgeblendet blieben. Außerdem wird die Lebensplanung dadurch als ausschließliches Problem von Frauen konzeptualisiert. Die Lebenszusammenhänge von Frauen werden im Vergleich zur impliziten Norm der männlichen Lebensplanung als grundsätzlich anders, besonders und problematisch dargestellt.

Jutta Hartmann (2000) weist zudem darauf hin, dass die Kategorien Geschlecht und Sexualität in der Lebensplanungsforschung oft als Dualitäten verstanden und damit herrschende Normalitätsvorstellungen reproduziert werden. So würden lesbische Frauen beispielsweise von Beginn weg aus Analysen ausgeschlossen, weil – so die Begründung – ihre Lebenszusammenhänge gänzlich andere seien, die in einer eigenen Studie untersucht werden müssten. Außerdem, argumentiert Hartmann, trete die bürgerliche Kleinfamilie in vielen Arbeiten als implizite Norm auf, von der dann so genannt »nicht-konventionelle« Lebensformen abgegrenzt würden. Unabsichtlich reproduzierten und verfestigten die Studien damit genau jene ge-



schlechtsspezifischen Zuschreibungen, die sie eigentlich hinterfragen wollten. Hartmanns Kritik bezieht sich nicht nur auf Studien zur Lebensplanung von Frauen. Problematische Reproduktionen von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen finden sich ebenso in Studien, die beide Geschlechter gleichermaßen einbeziehen. So fragen beispielsweise Höpflinger et al. junge Männer und Frauen nach ihren Zukunftsvorstellungen. Während sich die meisten Fragen auf die eigene Zukunft der befragten Personen beziehen, fragen sie zum Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf: »Welche Möglichkeiten sehen sie *für Frauen*, Beruf und Familie zu verbinden.« (Höpflinger et al. 1997: 60, meine Hervorhebung) Damit konstruieren sie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf von vornherein als Problem, das per se Frauen betrifft. Auch die jüngeren Arbeiten von Orange (2003) und Kühn (2004) konstruieren Männer und Frauen insoweit als zwei dichotome Gruppen, als dass sie ihre Lebensplanung in jeweils nach Geschlecht getrennten Kapiteln abhandeln. Die Forschung bleibt damit, wie Hartmann zu Recht problematisiert, meist auf eine Geschlechterdifferenzforschung beschränkt und nimmt zahlreiche geschlechtsspezifische Zuschreibungen für gegeben, anstatt sie zu hinterfragen.

### Weiterer Forschungsbedarf

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die meisten vorhandenen Studien aus der Lebenslauf- und Biographieforschung zu jungen Erwachsenen hauptsächlich entweder auf Frauen oder auf Geschlechterdifferenzen fokussieren. Ein zweites gemeinsames Merkmal ist es, dass sie fast alle darauf abzielen, eine Typologie verschiedener Arten von Lebensläufen oder Biographien zu entwickeln. Sie verstehen die jungen Erwachsenen dabei als aktive GestalterInnen ihrer eigenen Lebenswege. Im Zentrum stehen sie als EntscheidungsträgerInnen und als Handelnde, die ihre Lebenspläne im Rahmen der institutionellen Rahmenbedingungen nach ihren persönlichen Präferenzen individuell konstruieren.

Die vorliegende empirische Arbeit erweitert den gegenwärtigen Stand der Forschung in mehrfacher Hinsicht. Erstens fülle ich insofern eine Lücke, als dass ich auf das junge Erwachsenenalter fokussiere, welches die Forschung bisher im Vergleich zum davorliegenden Jugendalter und der allenfalls folgenden Familienphase selten ins Blickfeld nahm. Zweitens beschäftige ich mich mit dem Schweizer Kontext, aus welchem noch kaum entsprechende

Arbeiten vorliegen. Weiter nehme ich die oben genannten Kritikpunkte am bestehenden Stand der Forschung auf indem ich mich weder alleine auf Frauen konzentriere, noch darauf abziele lediglich Geschlechterdifferenzen zu dokumentieren. Stattdessen gehe ich mit meinem Verständnis von Geschlecht als Existenzweise (Maihofer 1995) von einem Geschlechterkonzept aus, welches es ermöglicht, differenzierteres Wissen darüber zu gewinnen, *wie vergeschlechtlichte gesellschaftliche Diskurse in den Individuen ineinander verflochten sind*, ohne dabei geschlechtsspezifische Zuschreibungen unreflektiert zu reifizieren.

Und schließlich verwende ich mit meinem diskursanalytischen Blickwinkel eine methodologische Herangehensweise, welche die bisherige Trennung von Biographieforschung und Lebenslaufforschung bis zu einem gewissen Grad überwinden kann.<sup>1</sup> Die mikrosoziologisch ausgerichtete Biographieforschung einerseits fokussiert auf individuelle Deutungen von biographischem Handeln und versucht daraus Typologien von Lebensentwürfen zu entwickeln. Die makrosoziologische Lebenslaufforschung untersucht institutionalisierte Strukturen und ihren Beitrag zur Bildung bestimmter Lebenslaufmuster. Ich versuche, diese Trennung zwischen Handlungs- oder Strukturfokus zu durchbrechen, indem ich zwar mit qualitativen Interviews arbeite, wie sie in der Biographieforschung oft verwendet werden, sie jedoch als Belege von gesellschaftlichen Diskursen interpretiere. Ich verwende also Erzählungen von Individuen, analysiere sie aber nicht mit Blick auf individuelle Deutungen, sondern auf gesellschaftliche Normen. Ich suche in individuellen Geschichten nach gemeinsamen Normalitäten in Bezug auf die Lebensplanung junger Erwachsener. Mich interessiert, *welche gesellschaftlichen Diskurse in den Lebensentwürfen der Befragten sichtbar werden*. Im Zentrum stehen dabei die Forschungsfragen: *Wie sprechen junge Erwachsene über ihre Zukunftspläne? Das heißt: Welche Konzeptualisierungen von Zukunftsplanung und welche Konzeptualisierungen von Geschlecht zeigen sich in diesen Erzählungen?* Sowohl mein Verständnis von Geschlecht, wie auch mein Verständnis von Diskursen werden im folgenden Kapitel zur Methodologie genauer dargelegt.

---

<sup>1</sup> Reinhold Sackmann bestätigt das große Potenzial der Diskursanalyse, substanziell zur Weiterentwicklung der Lebenslauf- und Biographieforschung beizutragen. Im Ausblickskapitel seines Einführungswerks in die Lebenslauf- und Biographieforschung stellt er fest, bisher existierten zwischen den beiden Forschungsbereichen erst wenige Bezüge. Das Zusammenbringen der Ansätze verspreche jedoch interessante Innovationen (Sackmann 2007: 204f).

# 3. Methodologie

## 3.1 Geschlechtertheoretische Grundlegungen

Verstehen wir sämtliches Wissen als historisch kontingent, so schließt dies auch das Verständnis von Geschlecht ein. In der Geschlechterforschung wird die soziale Konstruiertheit von Geschlecht seit Anfang der 1990er Jahre intensiv diskutiert (Buchen 2004: 12, Maihofer 2003: 141). Inzwischen existiert eine breite Palette von geschlechtertheoretischen Ansätzen, die Geschlecht historisieren. Sie fokussieren auf die Prozesse seiner Herstellung im Sinne einer kulturellen Konstruktionsarbeit und deren Effekte (siehe z.B. Helduser et al. 2004, Lemmermöhle et al. 2000, von Braun und Stephan 2005). Was genau sie unter Geschlecht als sozialer Konstruktion verstehen, ist jedoch sehr unterschiedlich (Buchen 2004: 13, Maihofer 2003: 141). Sie unterscheiden sich unter anderem in ihren Annahmen, in welchen Momenten und auf welche Art und Weisen diese Herstellungsprozesse stattfinden und welche Effekte sie haben. Ich stütze mich in der vorliegenden Arbeit auf den Ansatz von Andrea Maihofer, den sie in *Geschlecht als Existenzweise* darlegt (Maihofer 1995).

In einem ersten Schritt kritisiert Maihofer die in den 70er Jahren aufgekommene Trennung zwischen Sex als biologischem und Gender als sozialem Geschlecht, da diese ein ahistorisches Verständnis eines geschlechtlichen Körpers impliziert. Die Trennung von Sex und Gender attestiert dem Körper eine vermeintliche Natürlichkeit und Unveränderbarkeit und entzieht ihn damit der Geschichte, beziehungsweise einer Historisierung. Unter Rückgriff auf die Arbeiten von Claudia Honegger (1991), Thomas Laqueur (1992) und Barbara Duden (1991) zeigt sie auf, inwiefern auch das Verständnis des Körpers und damit der Geschlechterdifferenz an sich historisch variabel und damit erklärungsbedürftig ist.

In einem zweiten Schritt fragt Maihofer danach, auf welche Art und Weise Geschlecht als Ganzes (d.h. Sex und Gender) als gesellschaftliches Produkt

begriffen werden kann. In Auseinandersetzung mit den Ansätzen von Judith Butler (1991), Stefan Hirschauer (1993), Regine Gildemeister und Angelika Wetterer (1992) weist sie auf eine Problematik hin, die für viele theoretischen Entwürfe zutrifft; sie reduzieren Geschlechtlichkeit auf ein bloßes Bewusstseinsphänomen (Maihofer 1995: 74). Geschlecht wird beispielsweise konzeptualisiert als performative Inszenierung (Butler), als ein Effekt von Interaktionen (Hirschauer) oder als Ideologie (Gildemeister und Wetter). Nach Maihofer blenden diese Konzeptualisierungen die Materialität von Geschlecht, insbesondere des Geschlechtskörpers als Ergebnis und Effekt der Inszenierungen, Interaktionen oder Ideologien, aus (Maihofer 2004b: 35).

In der kritischen Auseinandersetzung mit bestehenden konstruktivistischen Geschlechtertheorien entwickelt Maihofer ihren eigenen Ansatz. Ihr Ziel ist es, körperliche und psychische Materialität für die Geschlechterforschung wieder fassbar zu machen, ohne dabei auf essentialistische Residuen einer vordiskursiven, neutralen Basis zurückzugreifen (Maihofer 1995: 84). Sie schlägt vor, Geschlecht als gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise zu denken:

»Geschlecht ist nun eine komplexe Verbindung verschiedener historisch entstandener Denk- und Gefühlsweisen, Körperpraxen und -formen sowie gesellschaftlicher Verhältnisse und Institutionen, eben eine historisch bestimmte Art und Weise zu *existieren*.« (Maihofer 1995: 85, Hervorhebung im Original)

Das heißt, Individuen existieren gemäß Maihofer als Männer und Frauen nicht nur aufgrund von äußeren Zuschreibungen, sondern auch durch ihre Selbstkonstituierung als geschlechtliche Subjekte. Sie denken, fühlen und erleben sich immer schon als Frauen oder als Männer. Die Materialität von Geschlecht, die sie entwickelt haben und die unter anderem in einem vergeschlechtlichten Körper sichtbar wird, versteht Maihofer jedoch nicht als etwas Gegebenes sondern als gesellschaftlich hervorgebracht. Maihofer denkt sie als stabilisierter Effekt eines Prozesses der Materialisierung entsprechend der kulturellen Normen, wie ein Geschlecht zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt gedacht, gefühlt und praktiziert werden muss. Individuen entwickeln folglich eine gesellschaftlich konstituierte Seinsweise, oder in anderen Worten ausgedrückt, eine historisch kontingente Art des Seins (siehe Maihofer 1995: 79–108).

Das von Maihofer vorgeschlagene Verständnis von Geschlecht als Existenzweise ermöglicht es mir in meiner Empirie, meine Gegenüber als Individuen zu verstehen, die als Männer und Frauen existieren, ohne hinter eine

konsequente Historisierung jeglicher Kategorien zurück zu fallen<sup>2</sup>. Es erfüllt die von Sabine Hark explizierte Anforderung an eine diskurstheoretisch fundierte Geschlechtertheorie:

»Das, was uns Heutigen insofern so evident zu sein scheint, nämlich das Gefühl, nicht nur ein Geschlecht zu *haben*, sondern es wesentlich zu *sein*, [...] rekonstruierbar (zu machen) als Effekt des Zusammenwirkens verschiedener Diskurse und Kulturtechnologien, eben auch solcher, die als Natur bzw. natürlich gelten, etwa die Verankerung von Geschlecht in einer als historisch, kulturell, sozial, aber auch psychisch und physiologisch invariabel gedachten Körperlichkeit.« (Hark 2001: 361, Hervorhebung im Original)

Für meine empirische Analyse heißt das, ich arbeite mit Erzählungen von jungen Erwachsenen, die sich gemäß den kulturellen Normen der Gegenwart als Frauen und Männer verstehen. Ziel meiner Analysearbeit ist es, genau diese vergeschlechtlichten Normierungen zu beschreiben. Es geht also nicht primär darum zu konstatieren, was Frauen auf der einen Seite und was Männer auf der anderen Seite sagen, sondern zu rekonstruieren, auf welche Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit, von Mütterlichkeit und Väterlichkeit die jungen Erwachsenen beiderlei Geschlechts in ihren Lebensentwürfen referieren. Ich arbeite heraus, welche vergeschlechtlichten Diskurse in den Erzählungen auftreten und welche Konzeptualisierungen von Geschlecht diese (re)produzieren.

## 3.2 Diskurstheoretische Grundlegungen

Die Begriffe Diskurs, Diskurstheorie und Diskursanalyse haben Konjunktur. Sie sind zu Modeworten geworden, die in einer Vielzahl von Arbeiten in den Geistes- und Sozialwissenschaften zum Einsatz kommen. Franz Eder spricht in seiner Einführung in die historische Diskursforschung gar von einer inflationären Verwendung des Diskursbegriffs (Eder 2006: 9). Tatsächlich versammeln sich unter dem Begriff Diskurs Ansätze aus verschiedenen Disziplinen und mit unterschiedlichen Fragestellungen und Herangehensweisen (siehe z.B. Bublitz et al. 1999, Keller et al. 2001, 2003, Keller 2004, Wetherell et al. 2001a, 2001b). Gemeinsam ist den meisten von ihnen das Verständnis einer sprachlich verfassten Wirklichkeit. Das heißt, sie gehen davon aus,

<sup>2</sup>Zur Problematik der Reifikation von Geschlecht insbesondere in empirischen Studien siehe auch Gildemeister (2004) und Hartmann (2006).

dass Sprache die Realität nicht abbildet, sondern diese erst produziert. Sie interessieren sich dafür, auf welche Art und Weise sprachliche Zeichen Wirklichkeit schaffen und wie diese Wirklichkeit mittels Diskursanalysen empirisch untersucht werden kann (Keller 2004: 7f, Wetherell et al. 2001b: 16).

In der vorliegenden Arbeit beziehe ich mich auf die diskurstheoretischen Grundlegungen von Michel Foucault. Foucault gilt als der einflussreichste Vordenker der gegenwärtigen Beschäftigung mit diskurstheoretischen Ansätzen (Eder 2006: 12, Keller 2004: 16). Er entwickelte seine diskurstheoretischen Grundlegungen im Laufe seiner Forschung beständig weiter. Als Folge davon weisen sie zahlreiche Wandlungen und Verschiebungen auf (Sarasin 2005: 11). Auch Foucault selbst thematisiert das Mäandrieren seines Denkens wiederholt. In einer viel zitierten Äußerung am Ende des Einführungskapitels zur *Archäologie des Wissens* fordert er diesbezüglich:

»Man frage mich nicht, wer ich bin, und man sage mir nicht, ich solle der gleiche bleiben.« (Foucault 1981: 30)

Auch an anderen Stellen weigert sich Foucault, sich festschreiben oder einordnen zu lassen. Forschende, die sich mit seinen Schriften beschäftigen, wählen deshalb unterschiedliche Möglichkeiten, sein Werk zu strukturieren. Scheurich und Bell Mc Kenzie unterscheiden drei aufeinander folgende Perioden seines Denkens, die sie mit Foucaults eigenen Begriffen als Archäologie, Genealogie und Sorge um Sich bezeichnen. Stark vereinfacht legt die erste einen Hauptfokus auf die Produktion von Wissen, die zweite auf die Technologien der Macht und die dritte auf die Formation des Subjekts (Scheurich und Bell Mc Kenzie 2005: 849f).

### Foucaults diskurstheoretische Überlegungen in *Archäologie des Wissens*

Ich konzentriere mich auf Foucaults ersten methodologischen Entwurf, welchen er als Archäologie bezeichnet. Im Laufe seiner frühen Werke *Wahnsinn und Gesellschaft* (1973a), *Die Geburt der Klinik* (1973b) und *Die Ordnung der Dinge* (1974) entwickelt Foucault seine diskurstheoretischen Überlegungen und entwirft nach und nach ein Instrumentarium zur empirischen Analyse von Diskursen. In *Archäologie des Wissens* (1981) nimmt er eine methodisch-theoretische Klärung seiner bisherigen Arbeiten vor und legt seine so genannt archäologische Vorgehensweise dar (Sarasin 2005: 92). Wie weit sich Foucault in späteren Arbeiten von seiner archäologischen Methodologie ent-

fernte, wird kontrovers diskutiert. Hubert Dreyfus und Paul Rabinov (1987: 21f und 134) beispielsweise vertreten die Ansicht, Foucault habe die Archäologie im Laufe der Entwicklung seines Denkens zwar nicht vollständig verworfen, sie jedoch klar hinter die Genealogie zurücktreten lassen. Andere RezipientInnen argumentieren, die beiden Ansätze unterschieden sich viel weniger als gemeinhin angenommen (z.B. Bublitz 2001: 230, Keller 2004: 48). Und darüber hinaus habe Foucault selbst beide Herangehensweisen als gleichwertig betrachtet und gehofft, dass sie beide weiterhin Anwendung finden würden (z.B. Scheurich und Bell Mc Kenzie 2005: 849). Ich schließe mich letzterer Position an und stütze mich für die vorliegende Arbeit auf Foucaults archäologische Methodologie. Darin definiert Foucault Diskurse als:

»Praktiken [...] die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. [...] Dieses mehr muss man ans Licht bringen und beschreiben« (Foucault 1981: 74).

In anderen Worten ausgedrückt ist ein Diskurs ein Geflecht von Aussagen, das Wissen produziert (Carabine 2001: 268). Indem Foucault solche Aussagegeflechte und ihre Beziehungen zueinander analysiert, versucht er, bestehende Wissensordnungen zu beschreiben. Er schaut sich also an, wie über einen Sachverhalt gesprochen und dieser dadurch als solcher hergestellt wird. Er untersucht, wie sich gewisse Aussagen und Sprechweisen wiederholen, verfestigen und sich für eine bestimmte Zeit als unhinterfragte Wahrheiten etablieren. Er fragt danach, was sagbar ist und was aus dem Blickfeld verschwindet. Er erforscht die Bedingungen, die das Auftreten einer ganz bestimmten Aussage möglich machen. Ihn interessiert die Frage: »wie kommt es, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?« (Foucault 1981: 42)

Foucault geht also davon aus, dass sich über die Zeit hinweg verändert, was als akzeptiertes Wissen gilt. Das Ziel seiner archäologischen Analysen ist es, diese historische Kontingenz von Wissen sichtbar zu machen (Hall 2001: 72ff). Das heißt in anderen Worten, er will aufzeigen, wie das, was als selbstverständlich, vernünftig und natürlich gilt, die Folge eines historischen Prozesses ist, im Zuge dessen sich eine bestimmte Vorstellung von Normalität durchgesetzt und verfestigt hat (Keller 2008: 59). So zeigt er beispielsweise in *Wahnsinn und Gesellschaft* auf, inwiefern sich das Verständnis von Wahnsinn als psychische Krankheit in einem spezifischen geschichtlichen Kontext entwickelte. In seinen Analysen entkleidet er solche Phänomene ihrer schein-

baren Natürlichkeit, indem er die Bedingungen ihres Erscheinens in einem bestimmten historischen Zeitraum untersucht (Sarasin 2005: 92). Damit grenzt er sich von einem Wissenschaftsverständnis ab, das eine als objektiv und allgemeingültige verstandene Wahrheit entdecken, entschleiern oder sich ihr zumindest schrittweise annähern will.

Foucaults radikale Historisierung von Wahrheit und Wissen schließt auch das Subjekt ein. Er verwirft die verbreitete Vorstellung eines Subjekts, das autonom handelt. Auch Subjektivität versteht Foucault als Produkt eines historisch kontingenten Wahrheitsregimes und damit als veränderbar. Ein Subjekt ist insofern nicht primär AutorIn von Diskursen, sondern deren Produkt. Subjektivität als spezifisches Verhältnis von Individuen zu sich selbst wird gemäß Foucault durch Diskurse hergestellt. Diskurse ermöglichen es Individuen, bestimmte Subjektpositionen einzunehmen und aus diesen Positionen bestimmte Aussagen zu machen (Hall 2001: 79ff). Insofern distanziert sich Foucault von einem Wissenschaftsverständnis, das auf die Erforschung von Subjekten als autonomen AutorInnen von Handlungen abzielt. Bereits in *Archäologie des Wissens* nimmt Foucault diese Dezentrierung des Subjekts vor (Foucault 1981: 134ff). Sie steht jedoch noch nicht im Zentrum seiner Überlegungen. Erst in seinen späteren Werken beschäftigt er sich intensiver mit Fragen von Subjektwerdung und Selbstverhältnissen (siehe u.a. Foucault 1983, 1986).

### Foucaults archäologische Methode

In *Archäologie des Wissens* fokussiert Foucault darauf, wie eine so genannt archäologische Analyse von Diskursen durchgeführt werden kann. Seine Erläuterungen beinhalten jedoch keine schrittweise Anleitung, sondern vielmehr eine bestimmte »Wendung des Blicks« (Foucault 1981: 161) sowie ein begriffliches Instrumentarium, das im Sinne einer Werkzeugkiste verwendet werden kann. In Bezug auf die Perspektive der Forschenden ist für Foucault zentral, dass seine Analysemethode im Gegensatz zu anderen Ansätzen nicht danach strebt, nach einem tieferen Sinn hinter dem Gesagten oder Geschriebenen zu suchen:

»sie fragt die gesagten Dinge nicht nach dem, was sie verbergen, was in ihnen und trotz ihnen gesagt wurde, nach dem Nicht-Gesagten, das sie verbergen, dem Gewimmel von Gedanken, Bildern oder Phantasmen, die sie bewohnen. Sondern umgekehrt, auf welche Weise sie existieren« (Foucault 1981: 159)



Foucault nimmt den manifesten Sinn einer Aussage ohne darüber zu reflektieren, was eine sprechende oder schreibende Person damit gemeint haben könnte. Er stellt sie in den Kontext anderer Aussagen und beschreibt, nach welchen Regeln diese aufeinander bezogen sind (Dreyfus und Rabinow 1987: 71). Oder in den Worten von Philipp Sarasin formuliert, geht es Foucault darum festzustellen, was faktisch gesagt wurde und wie sich diese Aussagen zu stabilen Mustern kristallisieren, die für eine bestimmte Zeit Bestand haben. Er beschreibt die spezifische Ordnung, der eine Serie von diskursiven Elementen unterliegt (Sarasin 2005: 106). Damit distanziert sich Foucault von hermeneutischen Ansätzen im engeren Sinne<sup>3</sup>, die den verborgenen, latenten Sinn eines Textes zu erschließen suchen (Dreyfus und Rabinow 1987: 15–24).

Neben der Definition einer Blickrichtung oder einer Forschungsperspektive, legt Foucault ein begriffliches Instrumentarium bereit, mit welchem er Diskurse beschreibt. Er analysiert erstens die Gegenstände, die durch einen Diskurs geschaffen werden, und zweitens die Begriffe, die sich in ihm formiert haben. Drittens untersucht er die Äußerungsmodalitäten, das heißt die möglichen Positionen des Sprechens oder Schreibens. Vereinfacht gesagt, fragt er hierbei danach, wer in einem Diskurs woher die Legitimation hat, eine bestimmte Aussage zu machen. Und viertens beschäftigt er sich mit der Bildung von Strategien. Unter der Bezeichnung Strategien spürt Foucault den spezifischen Funktionen nach, die ein Diskurs erfüllt. Er untersucht, wie sie sich gegenüber benachbarten Diskursen positionieren, sich mit ihnen verschränken oder konfigurieren (Foucault 1981: 61–103, Keller 2004: 46).

Die in diesem Unterkapitel in aller Kürze dargestellte Werkzeugkiste Foucaults dient als methodologische Grundlage für mein eigenes »archäologisches« Arbeiten. Wie Foucaults RezipientInnen einhellig betonen, umreißt sie kein konkret ausbuchstabiertes Analyseverfahren, welches es dann bloß noch anzuwenden gilt, sondern eine Methodologie (z.B. Bublitz 1999: 27, 2001: 252, Diaz-Bone 1999: 120, Keller 2004: 51f, 2008: 57, Schrage 1999: 66). In den folgenden Unterkapiteln gilt es daher zu konkretisieren, wie ich

---

3 Ich spreche von hermeneutischen Ansätzen im engeren Sinne, weil die Abgrenzung zwischen hermeneutischen und nicht-hermeneutischen Ansätzen speziell mit Bezug auf die Einordnung Foucaults kontrovers diskutiert wird. Gemäß Hans-Christoph Kollers (2006: 85) Definition von Hermeneutik im Nachschlagewerk *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung* beispielsweise stellt Foucaults subjektkritischer Ansatz ein Bruch mit der hermeneutischen Tradition dar. Reiner Keller (2004: 44) hingegen versteht Foucaults Analysen von Diskursen in seiner Einführung in die Diskursforschung als eine Form hermeneutischer Auslegungsarbeit.

Foucaults diskurstheoretische Grundlegungen in meiner empirischen Arbeit umsetzen will.

### 3.3 Datenerhebung mittels problemzentrierter Interviews

Einen Diskurs zu beschreiben heißt gemäß Foucault, die Beziehungen zwischen Aussagen nachzuzeichnen. Grundsätzlich ist das Untersuchungsgebiet für eine solche Analyse die Gesamtheit aller gemachten Aussagen. Auf die Frage, wie das Feld der Aussagen so eingegrenzt werden kann, dass es bearbeitbar wird, gibt Foucault keine einfache Antwort. Er erachtet es weder als möglich noch als sinnvoll, von Anfang an einen fixen Relevanzraum abzustecken. Seine Untersuchungen versteht er als Annäherungen an ein Feld, dessen Grenzen sich fortwährend verwischen (Foucault 1981: 41–61).

Die Möglichkeit, den Blick im Laufe einer Untersuchung je nach Bedarf auf weitere oder andere Materialien auszudehnen, entbindet mich als Forschende einerseits nicht davon, die Entscheidung zu treffen, welches Feld von Aussagen ich als Ausgangspunkt meiner Annäherung wähle. Andererseits birgt es die Gefahr, die Suche nach diskursiven Regelmäßigkeiten auf immer weiter in alle Richtungen ausufernde Aussagenfelder auszudehnen. Um den Umfang meiner empirischen Analyse von Lebensentwürfen junger Erwachsener im Rahmen eines Dissertationsprojekts bewältigen zu können, habe ich mich entschieden, mich auf die Analyse von Interviewtranskripten zu konzentrieren.

#### Interviewtranskripte als Textmaterial

Interviewtranskripte als Material für eine diskursanalytische Untersuchung zu verwenden, ist insbesondere in der diskursiven Psychologie seit längerem verbreitet. So demonstrieren beispielsweise Harriette Marshall und Margaret Wetherell (1989), wie sie anhand von Interviews die vergeschlechtlichten Identitätskonstruktionen von Jurastudierenden herausarbeiten können. Nigel Edley (2001) führt Interviews mit jungen Männern, um zu zeigen, wie in diesen Gesprächen eine diskursive Produktion von Männlichkeit stattfindet. Und Julia Nentwich (2004, 2008) analysiert auf Basis von Interviews sub-

jektive Begründungen zur geschlechtsspezifischen Rollenverteilung in Familien und diskursive Konstruktionen von Elternschaft.

In soziologisch orientierten Diskursanalysen, die sich auf Michel Foucault beziehen, ist die Verwendung von Interviewmaterial im Vergleich zu Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, Protokollen öffentlicher Debatten und anderen Dokumenten aller Art bisher eher selten. Encarnacion Gutierrez Rodriguez (1999) und Semra Celik (2006) analysieren auf Basis von Interviews Identitätskonzepte von MigrantInnen. Weitere Studien stammen beispielsweise von Alex Demirovic (1996) zu Nationalität und Transformation des Wohlfahrtsstaats, Sabine Grenz (2005) zu Freiern und Margarete Jäger (2003) zur Verschränkung zwischen Patriarchats- und Einwanderungsdiskursen. Obwohl Interviews in der diskursanalytischen Forschung jüngst zunehmende Aufmerksamkeit erhalten, ist ihre Verwendung nach wie vor nicht unumstritten (Karl 2007: 1, O'Rourke und Pitt 2007: 1ff, Schäfer und Völter 2005: 161). Ich werde mich im Folgenden mit den drei am häufigsten eingebrachten Kritikpunkten kurz auseinandersetzen.

Die Kritik gegenüber der Verwendung von Interviews für diskursanalytische Arbeiten richtet sich in einem ersten Punkt gegen das Interview, weil es sich dabei um eine Form eines Geständnisses handelt, welches Michel Foucault in seinen Arbeiten scharf kritisiert (O'Rourke und Pitt 2007: 3). In *Der Wille zum Wissen* (1983: 61–68) zeigt Foucault auf, inwiefern das Geständnis im gegenwärtigen Macht-Wissensregime zu einer der zentralen Techniken der Wahrheitsproduktion geworden ist. Unter einem Geständnis versteht er ein Ritual, in welchem jemand – freiwillig oder unfreiwillig – Aussagen über sich selbst produziert. Ein Geständnis abzulegen heißt in Foucaults Worten: »sagen zu müssen, was man ist, was man getan hat, wessen man sich erinnert und was man vergessen hat, was man verbirgt und was sich verbirgt, woran man nicht denkt und was man nicht zu denken denkt.« (Foucault 1983: 64)

Foucault argumentiert nun, der verbreitete Wunsch, von sich selbst zu erzählen, sei nicht Ausdruck eines »natürlichen« und immer schon da gewesenen Bedürfnisses, sondern ein dem modernen Menschen auferlegter Zwang zur permanenten Selbstprüfung. Der Mensch werde gezwungen, sich mit gewissen Handlungen zu identifizieren, sie sich selbst zuzuschreiben und die Verantwortung für sie zu übernehmen. Erst indem er einen Teil von sich selbst abspaltet und ihn zum Objekt des Sprechens macht, erschafft er die Vorstellung eines Ichs und wird zum Subjekt (Maihofer 1995: 113, Maihofer et al. 2007: 335). Damit übernimmt er die Aufgabe, sich selbst unter Kont-

rolle zu halten und zu beherrschen. Inzwischen, so Foucault, sei das Geständnis als Instrument der Selbstprüfung und Selbstkontrolle eine so selbstverständliche Praxis geworden, dass sie nicht mehr als Zwang, sondern gar als Befreiung wahrgenommen wird. »Im Abendland«, resümiert Foucault, »ist der Mensch ein Geständnistier geworden.« (Foucault 1983: 63) In Verknüpfung mit der Subjektivierung des Menschen entstanden gemäß Foucault die Wissenschaften, die sich mit dem Menschen beschäftigen. Sie benutzen die Praxis des Geständnisses als privilegiertes Mittel, mit dem die »Wahrheit« über einen Menschen herausgefunden werden könne. Damit entziehen sie die Subjektivierung des Menschen der Geschichte und festigen den Zwang, welchem der Mensch im gegenwärtigen Macht-Wissensregime unterliegt, sich selbst als Subjekt wahrzunehmen, zu kontrollieren und zu beherrschen (Foucault 1983: 72f).

Diese Kritik Foucaults betrifft auch meine Studie, die sich auf Interviewtranskripte als Analysematerial stützt. Im Unterschied zu den von Foucault kritisierten Praktiken der so genannten »Geständnis-Wissenschaften« (Foucault 1983: 68), verstehe ich das Interview jedoch nicht als privilegierter Ort der Wahrheitsfindung. Das heißt, ich gehe nicht davon aus, dass ein Interview mir erlaubt, eine tiefere, verborgene Wahrheit über die interviewten Personen zu erfahren. Es geht mir nicht darum zu erforschen, wie sie »wirklich« sind oder was sie in ihrem Innersten antreibt. Ich behaupte nicht, mir über die Erfahrungsberichte der Befragten Zugang zu etwas »Authentischem« zu verschaffen oder Aufschluss darüber zu erhalten, wie etwas tatsächlich ist oder wie es sich ereignet hat. Ich verwende Interviews lediglich als eine Möglichkeit unter anderen, Aussagen über bestimmte Sachverhalte zu produzieren, um dann zu analysieren, wie die Sachverhalte – und nicht die befragten Menschen – diskursiv konstruiert sind<sup>4</sup>.

Mit dieser Einschränkung entschärfe ich die Kritik am Interview als vermeintlichem Instrument, um die Wahrheit über einen Menschen herauszufinden. Die von Foucault aufgezeigte Problematik, dass ich durch die Verwendung der Geständnispraxis den »Zwang« zur Subjektivierung des Menschen stütze, kann ich damit jedoch nicht umgehen. Tatsächlich rufe ich meine InterviewpartnerInnen im Gespräch als Subjekte an und fordere sie auf, Aussagen über sich selbst zu machen. Mit Selbstverständlichkeit gehe ich dabei davon aus, dass sie in der Lage und Willens sind, dies zu tun. Diese Art der Anrufung von Menschen als Subjekte beschränkt sich jedoch

---

<sup>4</sup> Zur Historisierung von Erfahrungsberichten siehe auch Joan Scott (1991) und Silvia Rief (2000).

nicht auf Interviewsituationen. Die gegenwärtige Gesellschaft ist in viel umfassenderem Sinne eine Geständnisgesellschaft, in der sämtliche Interaktionen zwischen Menschen aus Geständnissen in unterschiedlichen Varianten bestehen (O'Rourke und Pitt 2007: 20ff). Insofern sämtliche Aussagen im Rahmen von und mit den Instrumenten des gegenwärtigen Macht-Wissensregimes produziert wurden, macht es meines Erachtens keinen Sinn, Aussagen aus Interviews als einzige von einer diskursanalytischen Bearbeitung auszuschließen.

Der zweite Kritikpunkt an der Arbeit mit Interviews bezieht sich ebenfalls auf die Produktionsweise des Textmaterials. Bei Interviewtranskripten handelt es sich im Gegensatz zu häufig verwendeten Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln oder Protokollen von öffentlichen Debatten nicht um Texte, die vor Untersuchungsbeginn bereits existieren und Teil einer öffentlichen Auseinandersetzung mit einem Thema bilden, sondern um Material, das mit Blick auf die Forschungsfrage erst produziert wird. In anderen Worten ausgedrückt, werden mittels Interviews Aussagen zu bestimmten Themen provoziert, um sie dann zu analysieren. Interviews aufgrund ihrer gezielten Herstellung von diskursanalytischer Bearbeitung grundsätzlich auszuschließen, würde jedoch bedeuten, eine (in sich selbst »künstliche«) Trennung zwischen »natürlich« und »künstlich« entstandenen Aussagen zu errichten (siehe hierzu O'Rourke und Pitt 2007: 5ff und 51). Eine solche Kategorisierung widerspricht Foucaults Grundlegung, dass das Untersuchungsgebiet die Gesamtheit aller gemachten Aussagen umfasst. Hingegen gilt für Interviewtranskripte genauso wie für andere Textsorten, dass Aussagen situiert in ihrem Entstehungskontext interpretiert werden müssen.

Der dritte Kritikpunkt betrifft die Frage, ob sich eine diskursanalytische Arbeit auf Interviews beschränken darf oder ob sie nicht zusätzlich noch andere Textsorten hinzunehmen müsste. Gehe ich von Foucaults Vorstellung einer Suchbewegung aus, die sich aus der Gesamtheit aller gemachten Aussagen einen Ausgangspunkt wählt und sich von dort aus auf immer weitere Aussagenfelder ausdehnt, so wäre der Einbezug von Aussagen aus anderen Produktionskontexten bestimmt wünschenswert. Da der vorliegenden Analyse durch den vorgegebenen Dissertationsprozess ein enger zeitlicher Rahmen gesetzt ist, hätte eine Ausweitung den Rahmen des Bewältigbaren gesprengt. Zudem stellt sich auch die Frage bezüglich Vielfalt der einbezogenen Textsorten bei der Analyse von Interviews nicht akuter als bei einer Beschränkung auf andere Dokumenttypen wie beispielsweise Zeitungsartikel

oder Protokolle (zur Notwendigkeit, die Textauswahl einzuschränken, siehe auch Schrage 1999: 67ff).

Aus obigen Überlegungen schließe ich mich Brendan O'Rourke und Martyn Pitt (2007: 57), Ute Karl (2007: 56), Thomas Schäfer und Bettina Völter (2005: 181) an, die aufgrund ihrer Auseinandersetzung mit der Problematik des Interviews als spezifische Geständnispraxis explizit für eine diskursanalytische Bearbeitung von Interviews plädieren. Wie Schäfer und Völter argumentieren, kann eine Analyse von Interviewmaterial – obwohl sie den modernen Subjektdiskurs mitträgt – diskursive Machtwirkungen sichtbar machen und sie dadurch ihrer Selbstverständlichkeit berauben (2005: 164). Abgesehen davon wäre der Versuch, einen Standpunkt außerhalb des gegenwärtigen Macht-Wissensregimes zu suchen, von vornherein vergeblich (O'Rourke und Pitt 2007: 22). Für die vorliegende Analyse von Lebensentwürfen junger Erwachsener erachte ich Interviews als sehr geeignete Textsorte. Sie schaffen Raum für eine Auseinandersetzung der interviewten Person mit dem akzeptierten Wissen, mit Normen und Abweichungen in einem bestimmten Themenbereich (Demirovic 1996: 103). Diese so generierten Aussagen ermöglichen es mir, die Diskurse nachzuzeichnen, die das gegenwärtige Verständnis von Lebensplanung ausmachen.

### Auswahl der InterviewpartnerInnen und Kontaktaufnahme

Bei der Planung und Durchführung der Datenerhebung orientiere ich mich an den Ausführungen von Cornelia Helfferich (2004) in *Die Qualität qualitativer Daten*. Für die Auswahl der InterviewpartnerInnen gilt es in einem ersten Schritt, die Gruppe, auf die sich das Forschungsinteresse richtet, möglichst präzise einzuschränken. Die jungen Erwachsenen, mit denen sich die vorliegende Studie beschäftigt, definiere ich über folgende Kriterien:

<i>Kriterium</i>	<i>geforderte Ausprägung</i>
Alter	zwischen 24 und 26 Jahre alt
Kinder	(noch) kinderlos
Wohnort	deutschsprachige Schweiz
Sprache	ausreichende Sprachkenntnisse, sodass Interview auf Deutsch möglich

Der Ausschluss der Mitte Zwanzigjährigen, die bereits Kinder haben, geschah aus der Überlegung, dass sie mit der Familiengründung lebensplanerisch bereits einen sehr weit reichenden Entscheid gefällt haben. Im Vergleich zu den Kinderlosen stehen sie mit Bezug auf ihre weitere Lebensplanung an einem anderen Ausgangspunkt. Da meine Fragestellung nicht auf einen Vergleich zwischen jungen Erwachsenen mit und ohne Kinder abzielt, erachte ich es als sinnvoll, mich auf letztere zu konzentrieren. Ebenfalls vermute ich, dass es im Hinblick auf die gesellschaftlichen Normen, mit denen sich junge Erwachsene einerseits mit zwanzig und andererseits mit dreißig Jahren bezüglich Lebensplanung auseinandersetzen müssen, relativ große Unterschiede gibt. Aus diesem Grund wähle ich vergleichsweise enge Altersgrenzen in der Mitte des dritten Lebensjahrzehnts. Die Eingrenzung auf die deutschsprachige Schweiz hat in erster Linie forschungspraktische Gründe. Ich vermeide damit die zusätzliche Schwierigkeit, kulturell und sprachlich unterschiedliche Räume unterscheiden zu müssen.

In einem zweiten Schritt gilt es, die Zusammensetzung der Stichprobe zu bestimmen. Ich orientiere mich hierfür an der Strategie des theoretischen Samplings, die ursprünglich von Barney Glaser und Anselm Strauss (1967: 45ff) im Zuge ihrer Entwicklung der *Grounded Theory* vorgeschlagen wurde. Entscheidendes Merkmal dieser Samplingstrategie ist es, dass Umfang und Zusammensetzung der Stichprobe nicht von vornherein festgelegt werden. Die Auswahl der zu befragenden Personen erfolgt schrittweise während des Prozesses der Datenerhebung und der parallel dazu ablaufenden Datenauswertung. Auf Basis der bereits geführten Interviews wird entschieden, welche Personen als nächstes ins Sample aufgenommen werden sollen. Ziel ist es, jeweils jene Personen auszuwählen, von denen man neue, noch nicht gehörte Aussagen erwartet. Gemäß dieser Strategie wird die Datenerhebung abgeschlossen, sobald erreicht ist, was Glaser und Strauss als »theoretische Sättigung« bezeichnen. Darunter verstehen sie jenen Zeitpunkt, zu welchem weitere Daten keine neuen Erkenntnisse mehr ergeben (Flick 2000: 81ff).

Die schrittweise Auswahl der InterviewpartnerInnen entspricht Foucaults Vorstellungen von einer suchenden Annäherung an ein Aussagenfeld sehr gut. Dass eine Sättigung erreicht werden kann, wo ein Einbezug weiterer Aussagen keinerlei neue Erkenntnisse mehr bringt, muss jedoch bezweifelt werden. Aus diesem Grund stütze ich mich bei der Frage des Stichprobenumfangs auf Helfferichs forschungspragmatische Überlegungen. Helfferich argumentiert, dass die Anzahl der zu führenden Interviews in den meisten Fällen durch die Intensität des gewählten Auswertungsverfahrens und der

zur Verfügung stehenden Ressourcen bestimmt werden. So muss die Stichprobengröße derart gewählt werden, dass die Auswertung in der zur Verfügung stehen Zeit und mit der erforderlichen Sorgfalt durchgeführt werden kann. Als mittleren Stichprobenumfang für eine qualitative Untersuchung bezeichnet sie eine Größenordnung zwischen 6 und 30 Interviews (Helfferich 2004: 153ff).

Die vorliegende Studie umfasst 24 Interviews. Für den schrittweisen Aufbau der Stichprobe definierte ich zu Beginn eine Liste aus Merkmalen, die ich auf jeden Fall in möglichst differierenden Ausprägungen in meinem Sample vertreten haben möchte, um ein breites Spektrum junger Erwachsener ohne Kinder einzufangen. Es sind dies:

<i>Kriterium</i>	<i>gewünschte Ausprägungen</i>
Geschlecht	Männer und Frauen
Ausbildung	Personen mit kurzen und Personen mit langen Bildungswegen
Beruf	Personen aus einer Vielfalt an Berufsfeldern
Wohnumfeld	in städtischen sowie in ländlichen Räumen aufgewachsene Personen
Beziehung	Singles und Personen, die in einer Beziehung leben

Während der Stichprobenbildung wurde im Sinne eines theoretischen Samplings regelmäßig überprüft, welche Personen in der Stichprobe noch »fehlen«, beziehungsweise möglicherweise noch »neue« Aussagen einbringen könnten. So fiel beispielsweise nach den ersten aufgezeichneten Gesprächen auf, dass sämtliche ProbandInnen eine Partnerschaft mit einer Person des anderen Geschlechts leben oder für sich in Betracht ziehen. Als Konsequenz davon wurde die Stichprobe mit Personen ergänzt, die eine gleichgeschlechtliche Beziehung leben oder möglicherweise anstreben. Ebenfalls wurde im Laufe der Datenerhebung augenfällig, dass sich die befragten Personen bezüglich ihrer Religionszugehörigkeit typischerweise als »auf dem Papier« katholisch oder reformiert, etc. bezeichneten. Das heißt, sie maßen der Glaubensgemeinschaft, welcher sie angehörten, bloß eine geringe Bedeutung bei. Aufgrund dieser Auffälligkeit erweiterte ich das Sample um Personen, die religiösen Fragen Interesse entgegenbringen. Basierend auf solchen Überle-



gungen wurden im Laufe der Samplebildung bewusst Personen mit folgenden Merkmalen einbezogen:

<i>Kriterium</i>	<i>spezifisch gesuchte Ausprägung</i>
Familienform	Personen, die in einer Einelternfamilie aufgewachsen sind
Herkunft	Personen mit Migrationshintergrund
Bildung	Personen mit sehr kurzen oder abgebrochenen Bildungswegen
Sexualität	Personen, die sich als homosexuell bezeichnen
Religiosität	Personen mit Interesse an religiösen Fragen

Als Zugangsweg zu den InterviewpartnerInnen griff ich auf Schlüsselpersonen zurück. Ich bat mir bekannte Personen, sich in ihrem Bekanntenkreis nach möglichen InterviewpartnerInnen umzusehen, die meinen Aufnahmekriterien entsprechen, beziehungsweise auf welche die ganz konkreten Merkmale zuträfen, die mir in der Stichprobe zu diesem Zeitpunkt noch fehlten. Sie fragten mögliche Bekannte an, ob sie bereit wären, an einem Interview für meine Studie teilzunehmen. Sagte die entsprechende Person zu, erhielt ich ihre Kontaktinformationen, um das Gespräch zu vereinbaren.

Die Kontaktaufnahme mittels Schlüsselpersonen besitzt sowohl Vor- als auch Nachteile (siehe hierzu Helfferich 2004: 155f). Einerseits ermöglicht sie es, InterviewpartnerInnen zu finden, die den jeweilig gewünschten, ganz spezifischen Merkmalskombinationen entsprechen. Das heißt in meinem Fall zum Beispiel konkret ein (noch) kinderloser 24- bis 26jähriger Mann aus der deutschsprachigen Schweiz mit Interesse an religiösen Fragen. Zudem gelingt es mit dieser Strategie, InterviewpartnerInnen zu gewinnen, die sich aufgrund von unpersönlichen Anfragen oder Ausschreibungen nicht zur Verfügung stellen würden. Sie machen mit, weil sie damit ihren Bekannten einen Gefallen tun. Andererseits hat das Sampling den Nachteil, dass sämtliche teilnehmenden Personen als Bekannte von Bekannten entfernt mit mir als Forscherin in Verbindung stehen. Daraus ergeben sich möglicherweise Verzerrungen der Stichprobe. Diese Problematik versuchte ich – soweit möglich – zu entschärfen, indem ich die Kontakte zu potentiellen InterviewpartnerInnen über möglichst unterschiedliche Personen aus meinem weiteren verwandtschaftlichen, beruflichen und freundschaftlichen Umfeld her-

stellte. Insgesamt kamen 15 Schlüsselpersonen zum Einsatz, wobei die meisten zur Aufnahme einer und höchstens zu drei Erzählpersonen führten. Des Weiteren machte ich zur Bedingung, dass zwischen mir als Forscherin und meinen InterviewpartnerInnen vor dem Interview keinerlei Kontakte bestanden und auch zukünftig keine weiteren Begegnungen zu erwarten sind.

Aufgeschlüsselt nach oben erwähnten Merkmalsausprägungen enthält die Stichprobe:

<i>Kriterium</i>	<i>in der Stichprobe vorhandene Ausprägungen mit Anzahl</i>
Geschlecht	12 Frauen 12 Männer
Ausbildung	1 Person ohne Berufsbildungsabschluss 9 Personen mit einer drei- oder vierjährigen Berufslehre 5 Personen in oder mit einer weiterführenden Ausbildung (z.B. an einer höheren Fachschule oder Fachhochschule) 9 Personen in oder mit einer universitären Ausbildung
Beruf	4 Personen in Gesundheitsberufen 4 Personen in Lehrberufen 8 Personen in Handels- und Dienstleistungsberufen 3 Personen in naturwissenschaftlichen und technischen Berufen 4 Personen in handwerklichen Berufen 2 Personen in geistes- und sozialwissenschaftlichen Berufen
Wohnumfeld	9 Personen, die in einem eher städtischen Gebiet aufwuchsen 15 Personen, die in einem eher ländlichen Gebiet aufwuchsen
Beziehung	8 Singles 16 Personen, die in einer Beziehung leben

Der gezielte Einbezug von Personen mit spezifischen Merkmalen, mit welchen ich versuchte, das Spektrum der Aussagen zu erweitern, ergab:

<i>Kriterium</i>	<i>in der Stichprobe vorhandene Ausprägungen mit Anzahl</i>
Familienform	5 Personen, die in einer Einelternfamilie aufgewachsen sind
Herkunft	3 Personen mit Migrationshintergrund
Sexualität	5 Personen, die sich als homosexuell bezeichnen
Religiosität	4 Personen mit Interesse an religiösen Fragen

Als besonders schwierig stellte sich die Suche nach Personen mit abgebrochenem oder sehr kurzem Bildungsweg dar. Obwohl ich bereits sehr früh im Samplingprozess auf das Fehlen dieser Gruppe aufmerksam wurde und intensiv versuchte, InterviewpartnerInnen mit diesem Merkmal zu finden, enthält das Sample nur eine einzige Person gänzlich ohne formellen Berufsabschluss. Die Schwierigkeit, auch die bildungsfernstes Milieus in Studien einzubeziehen, ist bekannt (siehe z.B. Koppetsch und Burkart 1999: 16) und konnte auch im vorliegenden Forschungsprojekt nicht vollständig gelöst werden.

### Gestaltung und Durchführung der Interviews

Für die Führung von qualitativen Interviews steht eine sehr breite Palette an verschiedenen Interviewformen zur Auswahl (für eine Übersicht siehe z.B. Helfferich 2004: 24ff). In Abgrenzung von standardisierten Interviews ist ihnen im Grundsatz gemeinsam, dass sie keine Auswahl an Antwortmöglichkeiten vorgeben, sondern Erzählungen anregen. Sie schaffen einen Raum, in dem die interviewten Personen, ihre Überlegungen in eigenen Worten formulieren können. Dabei unterscheiden sie sich insbesondere darin, wie stark das Gespräch durch die interviewende Person strukturiert wird (Nohl 2006: 19). Für die vorliegende Arbeit orientiere ich mich an der Form des problemzentrierten Interviews, welches von Andreas Witzel (1985, 2000) vorgeschlagen wird. Das problemzentrierte Interview zielt darauf ab, mittels erzählgenerierenden Fragen die Befragten anzuregen, über ausgewählte Themenbereiche möglichst frei zu erzählen. Zur Initiierung und Unterstützung dieser Erzählsequenzen setzt Witzel einen Leitfaden ein. Dieser enthält vorformulierte Einstiegsfragen sowie Frageideen zu einzelnen The-

menbereichen. Er dient während des Gesprächs als flexibel einsetzbare Gedankenstütze (Witzel 2000: 9). Zusätzlich wird ein Kurzfragebogen hinzugezogen, um Alter, Beruf und ähnliche Personendaten aufzunehmen. Witzel trennt die Ermittlung demographischer Angaben vom eigentlichen Interview ab, um zu vermeiden, dass das Gespräch in ein Frage-Antwort-Schema verfällt. Während er den Kurzfragebogen vor dem Interview einsetzt, verwende ich den Kurzfragebogen mit Blick auf die Vermeidung eines Frage-Antwort-Musters ganz am Ende des Gesprächs. Dies schlägt auch Uwe Flick (2000: 107) in seiner Einführung zum problemzentrierten Interview vor. Als drittes Instrument umfasst Witzels Interviewform ein so genanntes Postscript. Es bezeichnet eine Art Interviewprotokoll, in welchem die interviewende Person unmittelbar nach dem Gespräch ihre spontanen Eindrücke und Gedanken festhält.

In der vorliegenden Arbeit kamen alle drei von Witzel vorgeschlagenen Instrumente zum Einsatz. Für die Entwicklung des Leitfadens stützte ich mich auf die anleitenden Hinweise von Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann (2004: 293ff) sowie von Cornelia Helfferich (2004: 158ff). Der Leitfaden besteht aus den folgenden fünf themenbereichsspezifischen Einstiegsfragen, mit denen die interviewte Person zum Erzählen angeregt wird:

- Erzähl mir bitte, wie du aufgewachsen bist.
- Wie schaut deine heutige Lebenssituation aus? Erzähl einfach mal!
- Kommen wir auf die Arbeitswelt zu sprechen: Erzähl mir bitte, was du bisher in Ausbildung und Beruf gemacht hast und wie es weiter gehen wird.
- Wie verbringst du deine freie Zeit?
- Wie sehen deine Zukunftsvorstellungen in Bezug auf Familiengründung und eigene Kinder aus?

Diese fünf erzählgenerierenden Fragen bilden das Grundgerüst des Leitfadens. Sie wurden in den meisten Interviews in dieser oder ähnlicher Formulierung gestellt. In einigen Fällen erübrigten sich Fragen, da die GesprächspartnerInnen beispielsweise bereits in ihrer Erzählung zur heutigen Lebenssituation auf ihre ausbildungsbezogenen und beruflichen Erfahrungen und Zukunftsperspektiven zu sprechen kamen. Zusätzlich enthält der Leitfaden zu jedem Themenbereich eine Reihe von Frageideen, die je nach Gesprächsverlauf zur Vertiefung eines Themas eingesetzt werden konnten.

Der vollständige Leitfaden sowie der verwendete Kurzfragebogen sind im Anhang abgebildet.

Die Wahl von Zeit und Ort der Durchführung des Interviews überließ ich nach Möglichkeit meinen InterviewpartnerInnen. Bedingung war, dass ein Ort gewählt wurde, der sich akustisch für eine Aufzeichnung mit Tonbandgerät eignete und an dem das Gespräch ohne Störungen durch andere Personen stattfinden konnte. In zeitlicher Hinsicht versuchte ich, einen möglichst großzügigen Zeitrahmen von zwei bis drei Stunden zu vereinbaren, um zu verhindern, dass ein allfällig länger dauerndes Gespräch vorzeitig abgebrochen werden müsste. Zwölf Studienteilnehmende wählten ihre eigene Wohnung als Gesprächsort, vier ihren Arbeitsort. Vier Interviews fanden in meiner Wohnung und vier in meinem Büro am Geographischen Institut der Universität Zürich statt. Bei den Interviews in den Wohnungen und Büros der Befragten konnte das Kriterium der Ungestörtheit leider nicht konsequent eingehalten werden. In einzelnen Fällen wurde das Interview durch verfrüht heimkehrende MitbewohnerInnen oder unerwartet hereinplatzende ArbeitskollegInnen gestört. In diesen Fällen musste das Gespräch für kurze Zeit unterbrochen werden. Die Gespräche wurden im Zeitraum zwischen Juli 2005 und Oktober 2007 geführt. Die reine Gesprächsdauer des Interviews exklusive Begrüßung, Ausfüllen des Kurzfragebogens und Verabschiedung betrug zwischen minimal einer Stunde und zehn Minuten und maximal zweieinhalb Stunden. Im Durchschnitt dauerte ein Interview eine Stunde und 45 Minuten.

Mit Einverständnis der interviewten Personen wurden die Gespräche auf Tonband aufgezeichnet und anschließend vollständig transkribiert. Im Transkript angemerkt, aber von der wörtlichen Transkription ausgenommen wurden einzig jene Gesprächssequenzen, die nicht im Zusammenhang mit der Befragung standen, z.B. bei Gesprächsunterbrüchen in Folge von Störungen. Bei der Transkription kam erschwerend hinzu, dass die Interviews auf Schweizerdeutsch geführt wurden. Diese gesprochene Sprache besitzt keine eigene Orthographie und Grammatik. Im Zuge der Transkription musste das gesprochene Schweizerdeutsch deshalb in eine schriftdeutsche Form übertragen werden. Um die Besonderheiten der gesprochenen Sprache zu erhalten, wurde die ursprüngliche Wortfolge so weit als möglich beibehalten. Schweizerdeutsche Begriffe ohne schriftdeutsches Äquivalent wurden durch möglichst ähnliche Begriffe ersetzt. Wo dies nicht ohne größere Bedeutungseinbuße möglich war, wurden sie auf Schweizerdeutsch belassen und in Anführungszeichen gesetzt.

Was den Detaillierungsgrad bei Transkriptionen betrifft, so existiert in der qualitativen Sozialforschung kein einheitlicher Standard. Uwe Flick (2000: 192) beispielsweise betont, dass ein Höchstmass an Genauigkeit nicht in jedem Fall erstrebenswert sei. Er warnt davor, einem unnötigen Transkriptionsfetischismus zu erliegen und empfiehlt stattdessen, sich auf den für die Interpretation erforderlichen Detaillierungsgrad zu beschränken. Aufgrund analoger pragmatischer und zeitökonomischer Überlegungen entschied ich mich, auf eine differenzierte Notation von Tonhöhe, Intonation, Dehnungen, etc., wie sie beispielsweise Lucius-Hoene und Deppermann (2004: 309ff) vorschlugen, zu verzichten. Zur Markierung des Sprechflusses verwendete ich die folgenden Sonderzeichen:

<i>Zeichen</i>	<i>Bezeichnung</i>	<i>Verwendung</i>
...	Drei Punkte	Kurze Pause von rund einer Sekunde
-	Gedankenstrich	Abbruch eines angefangenen Satzes durch Selbst- oder Fremdunderbrechung
.	Punkt	Absetzen der Stimme oder inhaltliches Ende eines Satzes
,	Komma	Abgrenzung von Satzteilen zur besseren Lesbarkeit des Textes, oft, aber nicht immer verbunden mit einer Kadenz im Sprechrhythmus
()	In Klammern	Anmerkungen der Transkriptorin: Informationen zur Sprechweise oder zum Gesagten

Für die Darstellung von Interviewausschnitten in der vorliegenden Arbeit kam folgende Markierung hinzu:

<i>Zeichen</i>	<i>Bezeichnung</i>	<i>Verwendung</i>
[...]	Drei Punkte in Klammern	Auslassung im Zitat

Gleichzeitig mit der Transkription wurden in einem ersten Schritt sämtliche Personen- und Ortsbezeichnungen anonymisiert. Zur leichteren Identifikation der Sprechenden während der Datenanalyse wurden sämtlichen Befragten Pseudonyme, das heißt neue Vor- und Nachnamen verliehen. Die übrigen Personen- und sämtliche Ortsbezeichnungen wurden durch Platzhalter ersetzt, beispielsweise: Bruder-A, Bruder-B, Mitbewohnerin-C, und Kleinstadt-A, Dorf-B, Dorf-C. Für eine vollständige Anonymisierung ist dieser Schritt jedoch noch nicht ausreichend, da Erzählungen sehr viele weitere Identifikationsmerkmale enthalten, die einen Rückschluss auf die befragte Person ermöglichen könnten. Bei weitergehenden Anonymisierungsmaßnahmen gilt es, in jedem einzelnen Fall einen Kompromiss zu finden zwischen der Wahrung der Privatsphäre der Befragten und der Erhaltung relevanter Daten. Als Faustregel gilt dabei, dass die befragten Personen sich selbst wieder erkennen dürfen, jedoch für die übrige Leserschaft nicht erkennbar sein sollen (Kaspar und Müller-Böcker 2003). Um im vorliegenden Fall zu vermeiden, dass die Interpretation der Daten durch frühzeitige weitergehende Anonymisierungsmaßnahmen beeinträchtigt wird, wurden lediglich die in der Arbeit tatsächlich verwendeten Zitate einer weiteren Überprüfung auf identifizierende Merkmale unterzogen. Da die diskursanalytische Auswertung auf die Darstellung von Rekonstruktionen einzelner Fälle verzichtet, waren nur vereinzelt kleine Anpassungen notwendig.

### 3.4 Datenauswertung mittels foucaultscher Diskursanalyse

Ziel einer archäologischen Analyse von Texten ist gemäß Foucault, die darin vorgefundene Regelmäßigkeit diskursiver Praktiken nachzuzeichnen. Zur Frage, wie bei dieser Analysearbeit im Einzelnen vorgegangen werden soll, macht Foucault keine detaillierten Vorgaben. Seine Schriften lassen kaum Rückschlüsse auf seine konkrete Arbeitsweise mit Daten zu (Keller 2008: 57). Und auch die meisten Arbeiten, die sich auf Foucaults Herangehensweise berufen, bleiben bezüglich Vorgehen bei der Materialbearbeitung augenfällig vage (Keller 2004: 51). In der umfangreichen Literatur zur Diskursanalyse lassen sich zwar inzwischen zahlreiche mehr oder weniger konkrete Anleitungen und Leitfäden zur Durchführung von Diskursanalysen finden (z.B. in Diaz-Bone 2006, Jäger und Jäger 2007, Keller et al. 2003, Reuber und Pfaffenbach 2005, Wetherell et al. 2001a). Sie unterscheiden sich jedoch

in ihrer Vorgehensweise, sowie in der Art ihrer Bezugnahme auf Foucault relativ stark (Keller 2004: 51). Weitgehende Einigkeit besteht dahingehend, dass die Festschreibung einer standardisierten Anleitung nicht zielführend wäre und die Vorgehensweise mit Blick auf die konkrete Forschungsfrage sowie das bearbeitete Material konkretisiert werden muss.

Für die vorliegende Analyse von Lebensentwürfen stütze ich mich auf die Vorschläge von Hannelore Bublitz (2001). Während Foucault selber seine Arbeiten weitgehend auf die Herausbildung älterer Macht-Wissensregime fokussierte, zeigt Bublitz auf, wie sein Ansatz zur Analyse von Diskursen auch als soziologische Methode, das heißt als Verfahren für eine Gesellschaftsanalyse der Gegenwart angewandt werden kann. Im Gegensatz zu Foucaults archäologisch angelegten Arbeiten, verfolgt eine gegenwartsbezogene Diskursanalyse nicht das Ziel nachzuzeichnen, wie sich eine diskursive Formation über die Zeit hinweg herausbildete und verfestigte. Sie geht von Foucaults Verständnis von Diskursen als Regeln aus, welche sich allen Individuen auferlegen, die in einem bestimmten diskursiven Wissensfeld sprechen. Diese Denkschemata oder Denklogiken, die sämtlichen Äußerungen einer Kultur eigen sind, gilt es sichtbar zu machen. In ihrem Zusammenwirken bilden sie gemäß Bublitz ein spezifisches Feld von Norm und Abweichung. Eine soziologische Diskursanalyse zielt nun darauf ab, die gegenwärtigen Regeln der Abgrenzung des »Normalen« vom »Anormalen« zu beschreiben. Sie beraubt die vorgefundenen Ordnungsstrukturen ihrer Selbstverständlichkeit, indem sie sie als bewegliche Normierungen und Normalisierungen sichtbar macht, die sich über die Zeit hinweg immer wieder verschieben (Bublitz 2001: 239–245, siehe hierzu auch Bublitz 2003, und Carabine 2001: 277ff). Bublitz' Frage danach, was in einem ganz bestimmten Kontext als Norm und was als Abweichung gilt – ihre Frage nach den Grenzziehungen zwischen dem Selbstverständlichen, Evidenten, Normalen und dem Abweichenden – soll für meine Analyse der Lebensentwürfe als Fokus dienen.

In einer diskursanalytischen Forschungsarbeit gilt es gemäß Foucault die Äußerungsmodalitäten, Gegenstände, Begriffe und Strategien einer diskursiven Formation zu beschreiben (siehe Kapitel 3.2). Die Äußerungsmodalitäten, d.h. der Entstehungskontext der Interviews, wurde bereits in den Ausführungen zur Datenerhebung diskutiert (siehe Kapitel 3.3).

In einem ersten Schritt fokussierte ich bei der Analyse auf die Gegenstände und Begriffe (Foucault 1981: 61ff und 83ff), die in den Erzählungen der jungen Erwachsenen auftauchen. Das heißt in Foucaults Worten, ich versuchte, Bündel von Aussagen zu identifizieren, die denselben Regeln unter-



liegen und somit verfestigte Redensweisen – sprich einen Diskurs bilden. Um diese herauszuarbeiten, las ich die Transkripte wiederholt und markierte dabei Abschnitte, in denen einander ähnliche oder anderweitig auffällige Themen oder Problematisierungen oder Aussagemuster auftauchten. Hatte ich ein Bündel solcher Aussagen identifiziert, arbeitete ich das übrige Material mit Blick auf diese spezifischen Muster durch und versuchte weitere vergleichbare oder widersprechende Thematisierungsweisen zu finden. Um den Überblick über die Markierungen auf über 600 Seiten Transkripttext zu behalten, nahm ich die Analysesoftware Atlas.ti zu Hilfe. Mittels Atlas.ti konnte ich in sodann sämtliche Textstellen, die ich mit derselben Markierung versehen hatte, herausfiltern und zusammenstellen. Die Software ermöglichte es auch, jederzeit zurückzuverfolgen, aus welchem Interview und aus welchem weiteren Kontext eine Aussage stammte. Ich stellte diese zusammengetragenen Ausschnitte aus den Transkripten einander gegenüber und fragte danach, welche Denkschemata oder Denklogiken – welche verfestigte Redensweisen und Aussagemuster sie bildeten. Ich zeichnete nach, welches spezifische Feld von Norm und Abweichung sie dabei kreierten. Sowohl bei der Identifikation von Aussagemustern, wie auch bei deren Analyse wurde ich immer wieder von Forschungskolleginnen unterstützt. In Forschungswerkstätten konnte ich ausgewählte Textausschnitte und meine Überlegungen dazu wiederholt zur Diskussion stellen.<sup>5</sup> Die Ergebnisse, die diese Interpretationsarbeit schließlich produzierte, diskutiere ich in den Kapiteln 5 bis 8.

In einem zweiten Schritt fokussierte ich auf das, was Foucault als Strategien bezeichnet (Foucault 1981: 94ff). Ich untersuchte, wie sich die dokumentierten Aussagemuster zu einem Diskurs verflochten. Ich arbeitete heraus, wie sie ein ganz bestimmtes Verständnis von Lebensplanung produzieren, welche Konzeptualisierungen von Geschlecht sie beinhalten, und welche Konsequenzen diese im Hinblick auf Kontinuität und Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen und -konstruktionen haben. Die Resultate dieser Überlegungen finden sich in den letzten drei Kapiteln.

---

<sup>5</sup> Mit der Erwähnung der gemeinsamen Interpretationsarbeit in der Gruppe erhebe ich nicht den Anspruch, im Sinne einer positivistisch verstandenen intersubjektiven Validierung »objektiver« Ergebnisse zu erhalten. Eine diskursanalytische Untersuchung ist selbstverständlich immer notwendigerweise eine situierte, subjektive Konstruktion von Wissen durch die Forschenden. Zur wissenschaftlichen Forschung als Konstruktion von Wirklichkeit siehe Waltraud Ernst (1999). Eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Rolle der forschenden Person, Objektivität und wissenschaftlicher Qualität in diskursanalytischen Arbeiten bieten die Arbeiten von Julia Nentwich (2004: 93ff) und Stephanie Taylor (2001).



## Teil II



## 4. Ausbildung – Beruf – Erwerbsarbeit

In diesem und den folgenden drei Kapiteln beschäftige ich mich damit, was Foucault als die Analyse der Gegenstände und Begriffe bezeichnet. Als Resultat dieser Analysearbeit beschreibe ich Bündel von Aussagen, die denselben Regeln unterliegen und somit verfestigte Redensweisen oder Aussagemuster bilden (zur Methodologie siehe Kapitel 3). Im vorliegenden Kapitel steht das Aussagenfeld Ausbildung – Beruf – Erwerbsarbeit im Zentrum. Im Laufe der Interviews fordere ich meine GesprächspartnerInnen unter anderem auf, über ihre bisherigen Ausbildungs- und Berufswege sowie ihre Zukunftsvorstellungen in diesem Bereich zu erzählen. Abgesehen von den daraus generierten Erzählungen tauchen an verschiedensten Stellen in den Interviews Aussagen auf, in welchen Ausbildung, Beruf und Erwerbsarbeit verhandelt werden. Im Folgenden werde ich die Aussagemuster, die das Themenfeld konstituieren, nachzeichnen.

### 4.1 Die Entscheidung für einen Beruf als freie Wahl

Von jungen Erwachsenen wird erwartet, dass sie eine Berufsausbildung absolvieren. Welchen Ausbildungsweg bzw. welchen Beruf eine Person ergreift, ist heute jedoch nicht mehr vorgegeben, beispielsweise durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe oder den Beruf eines Elternteils. Die Erzählungen der jungen Erwachsenen beinhalten deshalb Beschreibungen eines Berufsfindungsprozesses. Teilweise sind diese geprägt durch mehrjährige Suchbewegungen mit Zwischenstationen in Berufen, von welchen sich die jungen Erwachsenen bereits im Laufe der Ausbildung oder nach deren Abschluss wieder abwandten. In anderen Fällen sind ursprüngliche Berufswünsche nicht erreichbar und werden aus diesem Grund revidiert. So findet eine Interviewpartnerin zum Beispiel trotz unzähligen Bewerbun-

gen keine Stelle im kaufmännischen Sektor, einer anderen reicht der Real-schulabschluss nicht für den gewünschten Lehrberuf und ein Dritter schafft die Aufnahmeprüfung für die geplante Ausbildung nicht. Alle drei sind gezwungen, sich umzuorientieren.

Charakteristisches Merkmal dieser Erzählungen ist, dass sie in einem Entscheidungsmoment kulminieren. Die meisten Befragten beschreiben einen Augenblick, in dem sie sich für einen bestimmten Beruf oder Ausbildungsgang entschieden haben. Sie erinnern sich an einen Moment, in welchem sie »wussten«, das wird ihr Beruf. Die Erzählungen zu diesen Entscheidungsmomenten beinhalten eine Reihe verschiedener Muster. Eine erste Möglichkeit ist es, die Berufsentscheidung in der frühen Kindheit zu lokalisieren: »also ich wollte eigentlich immer ins Lehrerseminar, ich wollte Lehrer werden« (14:048)<sup>1</sup>, »also ich wollte schon immer Coiffeuse werden« (07:044) oder »ich wusste eigentlich immer schon, dass ich Kindergärtnerin werden wollte [...] Das wollte ich einfach immer. Aber warum ich das immer wollte, das weiß ich nicht« (02:062–064). Die Befragten datieren hierbei die Berufsfindung so weit in ihre Kindheit zurück, dass sie sich gar nicht mehr an eine Zeit vor der Berufswahl zurück erinnern können. Typisch für dieses Muster ist die Formulierung: »schon immer«. Eine zweite Möglichkeit ist, die Entscheidung mit einem eindrücklichen Erlebnis zu verbinden. Ein Interviewpartner beispielsweise beschreibt, wie er temporär für eine Sicherheitsfirma in einem Spital gearbeitet habe, als ihm bewusst wurde, wie intensiv man bei dieser Arbeit mit Menschen zu tun habe und wie nah man »am Lebendigen dran« (03:148) sei. Da sei er auf die Idee gekommen, Medizin zu studieren. Eine andere Befragte erzählt, sie habe als Elfjährige beobachtet, wie ein Pferd verwundet und von einem Tierarzt versorgt worden sei, und habe in diesem Moment beschlossen, Tierärztin zu werden. Im dritten Erzählmuster stehen Beziehungen zu anderen Personen im Mittelpunkt, die den jungen Erwachsenen einen bestimmten Beruf näher brachten. Beispielsweise sehen sie sich durch die Eltern oder durch Bekannte im selben Beruf, durch eine geschätzte Fachlehrperson, oder durch eine moti-

1 Die Zahlenangaben zu den Zitaten aus den Interviews bezeichnen InterviewpartnerIn und Sprecherwechsel. Das heißt, (14:048) verweist im Gespräch mit InterviewpartnerIn Nr. 14 auf eine Textstelle nachdem das Wort zwischen den beiden Gesprächsteilnehmenden zum 48. Mal gewechselt hat. Ich verwende diese Zählweise, da sie im Gegensatz zu Seitenzahlen oder Zeilennummern unabhängig von der Darstellungsweise konstant bleibt. Die Leserschaft kann dadurch nachvollziehen, welche Zitate von denselben Befragten stammen und erhält einen Hinweis darauf, ob eine Aussage eher dem Beginn oder einem späteren Abschnitt des Gesprächs entstammt.

vierende Betreuungsperson in der Berufsberatung inspiriert, einen Beruf zu ergreifen. Und schließlich, viertens, wird die Berufsentscheidung dem Zufall zugeschrieben, beispielsweise durch eine Stellenanzeige, die einem beim Durchblättern der Zeitung »zufällig« ins Auge gesprungen sei.

Gemeinsam ist diesen unterschiedlichen Geschichten der besagte Entscheidungsmoment für den aktuellen Beruf. Charakteristisches Merkmal dieser Aussagen sind Begriffe des Wissens und des Wollens: »*ich habe [...] gesagt, diesen Beruf will ich. Unbedingt*« (18:016), »*ich wusste einfach, ich will das und habe es gemacht*« (02:066) oder: »*ich [...] wusste dann, den Beruf, den möchte ich lernen*« (07:048). Besonders prominent kommt der Augenblick der Entscheidung in den folgenden beiden Erzählauschnitten zum Ausdruck: »*und ich steige ins Auto ein, nach diesem Infoabend (der Berufsberatung), und ich wusste, ich will Uhrmacher werden. Also ich machte nichts, was an diesem Infoabend kam, es war nie von Uhrmacher die Rede und ich habe wirklich – ich saß rein ins Auto und ich wusste, ich werde Uhrmacher. Das war wirklich einfach so. ... In dem Moment wusste ich, ich werde Uhrmacher*« (06:073) und: »*ich habe wirklich vier Jahre gekämpft, also wirklich. [...] Meine Eltern haben sehr oft gesagt, willst du das wirklich? Willst du dir das wirklich antun, das ist so ein Krampf. Und ich, ja, und ich will Lehrerin werden*« (22:040). Mit der Absichtserklärung »ich will« vollziehen die Befragten einen ersten Schritt der Aneignung einer beruflichen Identität. Gleichzeitig übernehmen die jungen Erwachsenen mit dieser Aussage die volle Verantwortung für den gewählten Weg. Sie konstruieren die Berufswahl in ihren Erzählungen als ganz persönliche Entscheidung für deren Folgen sie alleine gerade stehen. Unabhängig davon, wie lange sie unentschlossen waren, auf welchem Weg sie zu diesem Moment gelangt sind und ob ihre Eltern und ihr Umfeld den gewählten Ausbildungsgang befürworten, verstehen sie sich als autonome Entscheidungstragende.

Obwohl die Erzählungen auch Passagen zu schwierigen Phasen der Orientierungslosigkeit enthalten, tritt die erlebte Freiheit in der Wahl der Ausbildung durchwegs positiv auf: »*meine Eltern haben mich dort eigentlich sehr frei – also haben mich schon beraten aber haben mich eigentlich recht frei entscheiden lassen. ... Und das ist auch ein riesiges Glück, das ich hatte*« (15:047) oder: »*also von daheim zum Beispiel ist mir nie aufgetragen worden, mach das oder mach das. Da war bei meinem Bruder und bei mir immer völlig freie Wahl. Das war gut*« (13:036). Die freie Berufswahl als Ideal wird von den Befragten als weitgehend selbstverständlich betrachtet und nicht in Frage gestellt. Interventionen werden dezidiert zurückgewiesen. Ein Interviewpartner bei-

spielsweise berichtet darüber, wie er sich mit seinem Patenonkel überwarf, weil dieser ihn in eine Kochlehre habe drängen wollen. Von den Eltern wird erwartet, dass sie ihre Kinder im Berufswahlprozess zwar begleiten, mögliche Ausbildungswege vorschlagen, allenfalls mit Hilfe ihrer Beziehungen Kontakte zu Lehrbetrieben herstellen und mithelfen, Schnuppertage zu organisieren. In den Augen der jungen Erwachsenen obliegt die Auswahl eines Berufs jedoch ihnen allein.

Da die Entscheidung für einen Beruf von den Befragten dezidiert als freie Wahl präsentiert wird, treten geschlechts- und milieuspezifische Normen in den Hintergrund. Sie bilden in den Aussagen der jungen Erwachsenen eine auffällige Lücke. Gesellschaftliche Vorgaben, die definieren, was je nach Bildungsmilieu und Geschlecht als angemessener Ausbildungsweg gilt, werden in den Erzählungen der jungen Erwachsenen nicht explizit thematisiert. Sie kommen in jenen Momenten zum Vorschein, in welchen die Befragten erwähnen, was sie als »üblich« oder »normal« erachten: *»die Kantonschule (war) sowieso ein bisschen verpönt. [...] Man lernt einen Beruf und geht arbeiten«* (03:096), definiert ein Interviewpartner die Normalität in seinem Umfeld. Ein anderer formuliert demgegenüber, es sei *»klar«* (01:070) gewesen, dass er an die Universität gehen würde. Die als völlig frei erlebte Berufswahl kann sich also im einen Fall um die Auswahl einer Berufslehre unter mehreren Berufslehren und im anderen Fall um die Auswahl eines Studienfachs unter verschiedenen Lehrgängen an der Universität handeln. Solche bildungsmilieuspezifische Normen, welche die Auswahl an akzeptablen Ausbildungswegen von vornherein einschränken, werden fast ausschließlich von jenen Befragten benannt, die sie mit ihrer Berufswahl durchbrochen haben. Ein Interviewpartner beispielsweise thematisiert die ambivalente Reaktion seiner Eltern auf sein Studium: *»sie sind halt nicht so enthusiastisch. Ich glaube, meine Eltern hätten wahrscheinlich mehr Enthusiasmus gezeigt, wenn ich zum Beispiel eine Lehre gemacht hätte. Einfach auch nach dem Prinzip, man geht arbeiten und verdient Geld. Ich meine, meine Geschwister haben halt eine Lehre gemacht und nachher schon auch noch mehr, aber sie hatten halt ab sechzehn schon mal einen Lehrlingslohn und das ist, was meine Eltern noch so ein bisschen höher stellen als irgendwie das Studieren und so. Und auch irgendwie was ein Studium bedeutet, das sehen sie so ein bisschen bedingt. Aber es ist klar, sie haben selber nicht studiert und dann ist es glaube ich auch recht schwierig irgendwie das Ganze nachzuvollziehen«* (12:046). Die Aussage expliziert die an den Interviewpartner herangetragene Norm, baldmöglichst arbeiten zu gehen und Geld zu verdienen. Indem er sie durch



seine Absicht zu studieren durchbricht, wird sie thematisierungswürdig und taucht in seiner Erzählung auf. Er lokalisiert in seiner milieuspezifischen Herkunft den Grund dafür, dass sich die Begeisterung seiner Eltern für seine Berufswahl in Grenzen halte.

Das folgende Zitat dokumentiert ein zweites Beispiel, in welchem milieuspezifische Normen durchbrochen und damit thematisierungswürdig werden. Im Vergleich zu obigem Zitat sind die Rollen vertauscht. Die Eltern erwarten eine höhere Bildung als der Berufswunsch des Interviewpartners beinhaltet: *»als Junge wäre ich gerne Polizist geworden, aber da hätten meine Eltern nicht Freude gehabt daran. Da ist mir natürlich unerschwerlich von meinen Eltern schon auch vermittelt worden, wie meine Zukunft ... also ja, wie mein Weg aussieht. Nicht in dem Sinne, dass ich Lehrer werden muss, aber es war eigentlich schon so ein bisschen wünschenswert, dass man dann noch eine weiterführende Schule macht. Jetzt im Nachhinein bin ich auch dankbar. Ich würde jetzt nicht gerade sagen, dass sie mich da durchgeprügelt haben ... aber sie haben hier glaube ich ganz klar ... unter dem Tisch die Fäden gezogen, dass es diesen Lauf nimmt. Also ich hätte überhaupt nicht Lehrer machen müssen, mit dieser Entscheidung haben meine Eltern überhaupt nichts zu tun, aber dass ich bis zur Matur gekommen bin, das war schon ... ja, irgendwie schon gelenkt und deshalb, also das hätte meine Mutter ... also von dem her habe ich schon gespürt, dass ich nicht kommen kann und sagen, ich möchte Polizist werden. Das wäre meinem Vater glaube ich noch eher egal gewesen als meiner Mutter. Meine Mutter hat schon darauf gepocht, dass ich Abitur mache, ja. Ja« (11:054). Die Wortwahl »unter dem Tisch die Fäden ziehen« und »irgendwie gelenkt« illustriert ein Charakteristikum einschränkender Normen bei der Berufswahl. Solange sie eingehalten werden, sind sie kaum wahrnehmbar. Erst durch den geäußerten Berufswunsch Polizist, der mit den Erwartungen der Eltern bricht, »spürt« sie der Erzähler. Er attestiert seinen Eltern einen prominenten Einfluss auf seinen Bildungsweg. Auch er betont jedoch explizit, auf seine konkrete Entscheidung für den Lehrerberuf hätten sie nicht eingewirkt. Selbst eine explizite Thematisierung von einschränkenden Normen und Erwartungen, stellt das Bild einer freien Entscheidung und die damit übernommene Verantwortung für die eigene Berufswahl folglich nicht in Frage.*

Analog zu den milieuspezifischen werden auch geschlechtsspezifische Normen dann zum Thema, wenn implizite Erwartungen durchbrochen werden. In folgendem Beispiel erzählt eine Interviewpartnerin von ihrer Bewerbung für eine Lehrstelle: *»Dann bin ich mich vorstellen gegangen, dann haben*

*sie zuerst gefunden, das wäre dann mehr so der Männerberuf. Und dann habe ich gesagt, ja, dann bin ich ja richtig, oder. Für mich kein Problem. Und dann nachher haben sie gesagt, ich könne mal zwei Tage schauen gehen, hier bei diesem Lehrmeister, den ich hätte. Und dann bin ich gegangen, also dann waren wir zu dritt am Schluss noch, zwei Männer und ich ... und dann fanden sie, sie wollen der Frau die Chance geben« (17:050). Dadurch dass die Interviewpartnerin sich für einen Lehrberuf bewirbt, den fast ausschließlich Männer ausüben, wird ihre Wahl begründungsbedürftig. In ihrer Erzählung erläutert sie ihre Strategie, sich als Frau zu positionieren, die sich in einem durch Männer geprägten Umfeld wohl fühlte. Mit der Formulierung »der Frau die Chance geben« definiert sie ihr Geschlecht als ausschlaggebendes Kriterium dafür, dass sie die Lehrstelle erhielt. Wenn andere Interviewpartnerinnen sich hingegen für Berufe entscheiden, die mehrheitlich von Frauen ausgeübt werden – beispielsweise Coiffeuse, Ergotherapeutin, Kindergarten- oder Primarlehrerin – entspricht dies den bestehenden Geschlechternormen. Geschlecht wird in diesen Erzählungen nicht zum Thema.*

Als Manifestation geschlechtsspezifischer Normen interpretiere ich auch einige Aussagen jener beiden jungen Männer im Sample, die sich mit Psychologie und sozialer Arbeit für Berufe entschieden haben, die mehrheitlich von Frauen ausgeübt werden. So präsentiert Ersterer beispielsweise eine ungewöhnlich ausführliche Rechtfertigung für seine Studienwahl. Darin argumentiert er unter anderem, sein Studienfach sei bei weitem nicht so »brotlos« (12:032) wie sein Ruf suggeriere und man könne »trotzdem noch in der Wirtschaft arbeiten gehen« (12:046). Psychologie als Studienfach zu wählen, verlangt aus Sicht des Befragten folglich nach einer Rechtfertigung. In der Erzählung zur zweiten geschlechtsuntypischen Berufswahl eines Mannes fällt derweil eine markante Abgrenzung auf. Der Interviewpartner definiert zwei Arten von Beschäftigten in der sozialen Arbeit. Die Einen: »sehen ja dann auch ihren Beruf, den sie ausüben in der sozialen Arbeit eher so fast ein bisschen als Berufung. Sie sind diejenigen, die allen helfen und so. Und ich habe da ein bisschen eine andere Einstellung. Für mich ist es ... einfach mein Job. Ich mache das. Es ist das womit ich Geld verdiene. Es ist ein Business« (14:058). Indem er diese Differenzierung zwischen Berufenen und Berufsleuten vornimmt, distanziert er sich vom Grossteil seiner BerufskollegInnen. Er definiert sich zwar über die Soziale Arbeit, aber auf eine dezidiert andere Art und Weise als sie. Obwohl Geschlecht in diesen Aussagen nicht explizit verhandelt wird, fällt auf, dass exakt jene beiden Männer, die Berufe mit

hohem Frauenanteil wählen, sich für ihre Wahl rechtfertigen, bzw. von BerufskollegInnen abgrenzen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Berufsfindung in den Erzählungen der jungen Erwachsenen als freie, uneingeschränkte Wahl konzipiert ist. Gleichzeitig lassen sich jedoch geschlechts- und bildungsmilieuspezifische Normen dokumentieren. Aus einer bestimmten Subjektposition, sprich als Mann oder Frau, als AkademikerInnen- oder ArbeiterInnenmilieu-Kind, gilt nur eine ganz bestimmte Auswahl an Berufsentscheidungen als »normal«. Weicht eine Erzählperson von diesen Normen ab, so unterliegt sie einem Rechtfertigungszwang. So gilt es beispielsweise als begründungsbedürftig, als Frau einen Beruf zu wählen, der großmehrheitlich von Männern ausgeübt wird, oder mit einer Herkunft aus dem ArbeiterInnenmilieu studieren zu wollen. Durch das Aussagemuster der freien Wahl werden diese Normierungen jedoch weitgehend ausgeblendet.

## 4.2 Mein Beruf muss zu mir passen

Die Berufswahl kann sich aus Sicht der Befragten im Nachhinein als »richtig« oder als »falsch« herausstellen. So betrachtet es eine Interviewpartnerin beispielsweise rückblickend als Fehler, dass sie sich vor dem Beginn ihrer Lehre nicht noch andere Ausbildungsmöglichkeiten angeschaut habe. Sie frage sich häufig, ob es vielleicht noch einen Beruf gäbe, der ihr viel besser gefallen würde. Ein anderer beurteilt selbstkritisch: *»Dann ich habe mich entschieden, sofort anzufangen zu studieren. Einer meiner größten Fehler die ich gemacht habe. (lacht) ... Meiner Meinung nach, jetzt im Nachhinein«* (23:028). Hingegen konstatiert ein Dritter: *»es war sicher das beste Studium, welches ich wählen konnte und es war auch das Richtige«* (19:028). Wie die ersten beiden Beispiele zeigen, schreiben die jungen Erwachsenen auch Fehlentscheide bei der Wahl einer Ausbildung vollständig sich selbst zu. Der Entscheid für einen Ausbildungsweg kann also »richtig« oder »falsch« sein. Dies stellt sich jedoch erst zu einem späteren Zeitpunkt heraus. Die Verantwortung dafür obliegt den jungen Erwachsenen, die ihn gewählt haben.

Die Vorstellung eines »richtigen« oder »falschen« Berufs basiert auf der Annahme von Individualität. Eine Tätigkeit muss zu einer Person passen. Die Befragten gehen dabei nicht davon aus, dass es bloß einen einzigen

spezifischen Beruf gibt, der ihnen perfekt entsprechen würde. Sie erachten es jedoch als selbstverständlich, dass ihnen bestimmte Berufe besser liegen als andere. Zur Begründung liefern sie in den Interviews zahlreiche Selbstbeschreibungen. Die Formulierungen, mit denen die jungen Erwachsenen konstatieren, welcher Typ von ErwerbsarbeiterInnen sie sind, beginnen charakteristischerweise mit: »ich bin«, »ich kann« oder »ich muss«, zum Beispiel: *»ich kann mich nicht in einem Büro einschließen [...] ich bin einfach ein freier Mensch, ich muss draußen sein«* (09:060), *»Ich bin einfach kein Samstagsarbeiter«* (07:058), *»ich bin nicht ein Handwerker«* (03:096) oder *»ich muss doch noch ein bisschen ein wirtschaftliches Umfeld haben«* (15:065). Die hier aufgeführte Auswahl an Selbstdefinitionen illustriert, dass sie sich auf ein sehr breites Spektrum an Eigenschaften beziehen. Während es bei einigen um Themenbereiche (z.B. ein wirtschaftliches Umfeld) oder Fertigkeiten (z.B. handwerkliche Arbeit) geht, die einem entsprechen oder nicht, definieren andere den Arbeitsort oder die Arbeitszeiten. Gemeinsam ist den zahlreichen Aussagen dieser Art, dass sie individuelle Bedürfnisse anführen, die eine berufliche Tätigkeit befriedigen muss.

Auch für die Anforderung des Zusammenpassens kommt eine breite Palette an Formulierungen zum Einsatz, beispielsweise: *»da bin ich fehl am Platz«* (09:064), *»das wäre einfach nicht mein Ding«* (10:058), *»das bin ich nicht«* (24:106) *»doch, das passt eigentlich auch zu mir«* (19:050) *»nein, das ist weniger etwas für mich«* (19:050) und *»es ist wirklich das, was ich brauche. [...] für mich ist es eigentlich schon das Richtige«* (17:052) *»Manchmal denke ich, nein, es ist voll das Falsche ... ich würde lieber gleich noch einmal etwas Neues anfangen (lacht verlegen) ... aber jetzt gerade im Moment habe ich wieder das Gefühl, doch, es ist schon das, was mir gefällt«* (04:138). Dass die Tätigkeit mit der eigenen Persönlichkeit harmoniert, gilt als primäres Kriterium bei der Berufswahl. Wiederholt findet sich die Aussage, es wäre schrecklich, eine Tätigkeit ausüben zu müssen, die einem nicht entspreche. Leute, die sich in einer solchen Situation befinden, ernten Mitleidsbekundungen. So erzählt eine Befragte beispielsweise bedauernd, wie die Talente ihrer Mutter bei ihrer Arbeit als Angestellte im Supermarkt verkümmerten. Ein anderer formuliert: *»Aber wenn ich einen Job jetzt würde ausüben, zum Beispiel wenn ich jetzt ähm ... ähm ... ja, einen Job ausüben müsste, der mir überhaupt nicht entspricht, also wo ich mich persönlich nicht verwirklichen könnte, wo ich mich nicht einbringen könnte, wo ich auch nicht diese Gestaltungsfreiheit hätte, die ich gerne habe und die ich eigentlich auch brauche, dann wäre das für mich sehr ... sehr frustrierend. Und ich denke das häufig – also ich habe sehr viel Respekt*

*vor Leuten, die solche Arbeiten ausführen, wo ich das Gefühl hätte, ich möchte diese nicht einen Tag machen. Also Straßenswischer oder ähm ... irgendwelche Gebäudereiniger oder ich weiß auch nicht was, wo ich denke, das würde mir diese Erfüllung nicht geben. Und das sind acht, achteinhalb Stunden im Tag, die du arbeitest, das würde mich sehr unzufrieden machen« (14:096).*

In diesem Aussagemuster des passenden Berufs gehen die Befragten davon aus, dass die individuellen Fähigkeiten einer Person und entsprechend die Art von Tätigkeit, die ihr entspricht, gegeben sind und sich über die Zeit hinweg kaum verändern. »Weil jeder Mensch hat ein Talent, sage ich mir, ein Talent und kann mit etwas besser umgehen als ein anderer Mensch« (08:074), und »Irgendwann weißt du, was du kannst und was du nicht kannst« (18:127), wird diese Vorstellung von Individualität in Worte gefasst. Zwar ist es aus Sicht der Befragten möglich, dass man eigene Stärken und Vorlieben erst entdeckt, wenn man eine Tätigkeit während einer gewissen Zeitspanne ausprobiert. Talente entwickeln sich jedoch nach ihrer Ansicht nicht spontan, sondern sind in der Persönlichkeit angelegt. Den »richtigen« Beruf zu finden, wird damit zum zentralen Auswahlkriterium.

### 4.3 Mein Beruf muss Zukunft haben: flexibel und auf dem Arbeitsmarkt gefragt

Ein zweites Auswahlkriterium, das zu ersterem in einem Spannungsverhältnis steht, besagt, der angestrebte Berufsabschluss müsse auf dem Arbeitsmarkt gefragt sein. So argumentiert beispielsweise eine befragte Person für Rechtswissenschaft als Studienfach, weil es eine breite Basis gebe. Jus biete Chancen, später auch noch etwas anderes zu machen, dass weiterhin sämtliche Möglichkeiten offen stünden. Eine zweite propagiert Gesundheitsberufe, weil es in diesem Bereich so viele Stellen gebe, dass man nicht Angst haben müsse, arbeitslos zu werden. Typischerweise finden sich in diesen Aussagen als Positivkriterien, ein Beruf biete eine »breite« Ausbildung, er sei »offen« und »flexibel«, er ermögliche den Einstieg in viele verschiedene Berufsfelder und er werde immer gebraucht. So wird zum Beispiel betont: »von den Berufsaussichten ist es einfach hervorragend. [...] ich weiß, Mathematiker braucht es und das finde ich wahnsinnig wichtig, das war mir etwas extrem Wichtiges auch. [...] ich wollte nicht etwas Exotisches studieren, wo nicht so klar ist, wohin es geht. Und auch wenn das am Anfang bei der Mathe nicht so

klar ist, aber man weiß doch, Mathematik ist das Fundament von so vielen Sachen, von jeder technischen Konstruktion und so weiter« (19:052). Oder es heißt: »(ich möchte) meine Zukunft aufbauen, dass ich nachher wirklich auch ... im zukünftigen Leben einen sicheren Standard habe für mich. Dass ich auch ausweichen kann auf irgend einen anderen Job und so ... mir ist das wichtig« (18:100). Die flexible Einsatzfähigkeit des Berufs wird dabei jeweils illustriert mit Aufzählungen der vielfältigen Möglichkeiten, die sich im gewählten Beruf eröffnen.

In den wiederholten Erwähnungen der Offenheit, Breite und Flexibilität eines Berufs manifestiert sich zugleich eine Angst, nach der Ausbildung keine Stelle zu finden oder auf dem Arbeitsmarkt plötzlich nicht mehr gefragt zu sein. Expliziert finden sich diese Befürchtungen zum Beispiel in folgender Aussage: »Ich möchte eigentlich wirklich so schnell als möglich, bevor die Personenfreizügigkeit in Kraft tritt im Jahr 2010, möchte ich eigentlich meine Ausbildung fertig haben. Und auch mit der Personenfreizügigkeit in Anbetracht dessen, möchte ich natürlich auch eine Ausbildung haben, die nicht sehr ähm ... so ... einfach ersetzbar ist. [...] ich habe ... das Gefühl gekriegt und ein bisschen so Sachen gehört, wie gesagt, dass du einfach wirklich sehr ersetzbar bist. [...] Also der Anspruch an deine Ausbildung steigt, du hast nicht mehr diese Sicherheit am Arbeitsplatz, wie du sie früher mal hattest. Deshalb musst du auch flexibel bleiben, das hat auch ein bisschen mit der Ausbildung zu tun« (15:065–067). Der hier zitierte Interviewpartner fürchtet sich davor, auf dem Arbeitsmarkt nicht (mehr) gefragt zu sein. Mit dem Verweis auf die Öffnung des Schweizer Arbeitsmarktes für Arbeitnehmende aus der Europäischen Union, verknüpft er diese Angst mit einem konkreten Ereignis. Einen flexiblen Beruf zu haben formuliert er als zentrale Strategie, um auf einem enger werdenden Arbeitsmarkt zu bestehen.

Entspricht ein Beruf den oben aufgeführten Kriterien nicht, wird dies als Negativpunkt thematisiert. So beurteilt es eine Interviewpartnerin zum Beispiel im Nachhinein als sehr ungünstig, dass ihre Ausbildung zur Kindergartenlehrerin keinerlei Entwicklungsmöglichkeiten eröffne. Und ein anderer resümiert selbstkritisch: »ich würde nicht ein Fach machen gehen, das so ein bisschen Selbstverwirklichung ist. Wenn ich noch einmal studieren gehen würde, was ich mir vorstellen könnte, dann würde ich glaube ich halt irgendwie Jus oder Bio oder so. [...] manchmal kann ich diese Ansicht auch noch nachvollziehen, weißt du, zum Beispiel so, was bringt dir das? und was macht ihr eigentlich? Was bringt es der Wirtschaft?« (12:048) Die Aussage unterscheidet zwischen einer Berufswahl mit Blick auf Selbstverwirklichung und einer

mit Blick auf zukünftige Arbeitsmöglichkeiten, wobei sie letzterem rückblickend ein stärkeres Gewicht beimisst. Damit illustriert sie, inwiefern Flexibilitäts- und Offenheitsanforderungen an einen Beruf mit der Norm des Passens in Widerspruch treten können.

Ein weiteres Beispiel einer möglichen Kollision findet sich bei einer anderen Interviewpartnerin. Sie erzählt, ihr hätten sehr viele Leute geraten, ein Jus-Studium anzufangen, da ein solches ihr unzählige Möglichkeiten eröffne: *»das haben mir irgendwie einfach alle empfohlen und fanden, mit dem kannst du nachher alles machen«* (04:128). Entgegen dieser Ratschläge entscheidet sie sich für Politikwissenschaft, weil ihr dies besser entspreche. Selbstkritisch fügt sie jedoch an, das Gute an der Rechtswissenschaft wäre gewesen: *»du hast nachher etwas, du kannst nachher etwas, was bei Politik nicht unbedingt der Fall ist. ... Also – ja, ich meine jetzt, weißt du, so konkret«* (04:134). In der Abwägung zwischen Rechts- und Politikwissenschaft macht obige Aussage den Konflikt zwischen verschiedenen Normen für die Berufswahl sichtbar. Der gewählte Beruf muss einerseits den individuellen Fähigkeiten, und andererseits aber auch den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes entsprechen.

#### 4.4 Das Streben nach Bildungszertifikaten:

##### Wer sich nicht weiterbildet wird abgehängt

Mit der Wahl eines Berufs und dem Abschluss eines Ausbildungsgangs ist die Bildung nicht abgeschlossen. Die Erzählungen der jungen Erwachsenen dokumentieren eine als selbstverständlich empfundene Norm, sich ein Leben lang permanent weiterzubilden. Das Objekt, welches hierbei eine Schlüsselrolle einnimmt, ist das Diplom. Es dient als Beweisstück für das erlernte Wissen. Dieses hat man *»in der Hand«* (03:098 und 17:060), man kann es *»vorweisen«* (08:072) oder *»herzeigen«* (18:12) und niemand kann es einem mehr nehmen. Es gilt als Ausweis gegenüber dem derzeitigen Arbeitgeber, dass man in seiner Arbeit Engagement zeigt. So erzählt eine befragte Person beispielsweise, sie wolle gerne länger an ihrer jetzigen Arbeitsstelle bleiben, fügt jedoch sogleich an, sie sei aber selbstverständlich bereit sich weiterzubilden. Es gilt als Beweis für die eigene Kompetenz, als Fähigkeitsausweis gegenüber Mitarbeitenden und allfälliger Kundschaft. Zum Beispiel erwartet eine Befragte, dass sie sich in ihrem männerlastigen Beruf weniger oft werde

beweisen müssen, wenn sie erstmal das Diplom als Hauswartin erworben habe. Ein angehender Jurist geht davon aus, dass man in der juristischen Arbeit das Anwaltspatent heutzutage einfach brauche und auch ein Dritter beabsichtigt, dereinst sein Meisterdiplom an die Eingangstüre seines Uhrmachergeschäfts zu hängen, weil dies die Kundschaft positiv beeindrucke. Im Falle eines Berufswechsels oder einer Arbeitslosigkeit fungiert das Diplom als Eintrittsticket zu einem neuen Job. Es ermöglicht den beruflichen Aufstieg, den nächsten Schritt auf der Karriereleiter.

Generell gilt eine abgeschlossene Ausbildung als absolut unverzichtbar, um auf dem Arbeitsmarkt bestehen zu können. Selbst wenn einem die Ausbildung nicht gefällt, schließt man sie ab, damit man »wenigstens etwas in der Hand hat«. Eine Interviewpartnerin beispielsweise berichtet davon, wie sie sich während ihrer Arbeit als Flugbegleiterin mehr und mehr unter Druck gefühlt habe, eine formelle Ausbildung zu machen: *»Und ich hatte einfach das Gefühl, hey irgendwie, mit dreiundzwanzig solltest du vielleicht langsam endlich mal ein abgeschlossenes Berufs-Ding haben. Alle um mich herum haben einen Berufsabschluss oder sind mindestens im Studium, haben etwas gemacht und ich bin im Flieger gesessen, oder. Also nicht dass das schlecht ist, aber ich hatte irgendwie das Gefühl, das kann es nicht sein, ich muss noch etwas haben. Damit ich wenigstens etwas in der Hand habe, wo ich sagen kann der Beruf ist mir, oder. ... Das ist es, weil mit dem Abitur lebst du ja auch nicht lange«* (16:048). Und auch eine andere Befragte – die einzige in der Stichprobe, die bis anhin keinerlei Berufszeugnisse vorweisen kann – äußert ihre Absicht, nun in einen Bereich zu wechseln, wo es möglich sei, mit kürzeren Kursen Fähigkeitsdiplome zu erwerben. Ihre praktische Erfahrung und ihr Verkaufstalent wertet sie im Vergleich dazu ab: *»jetzt im Verkauf, ist schon auch gut, Verkaufstalent zu haben und und und, aber es ist halt nicht dasselbe dann. Es ist halt einfach, Verkauf bleibt Verkauf und wenn man in einem Verkaufsladen etwas ein bisschen gelernt hat und ein bisschen ... ja, weiter gekommen ist, dann gibt es diesen Laden nicht gerade sofort wieder nebenan. Es sind ja tausende Bereiche im Verkauf«* (08:072). Während Kurse in ihrer Erzählung als sehr breit einsetzbar auftreten, gilt dies gemäß oben aufgeführter Aussage nicht für das in der Praxis erworbene Wissen. Selbst Personen mit einem vergleichsweise schmalen Bildungsportfolio nennen also nicht ihre praktische Erfahrung, sondern Diplome, um Kompetenzen zu demonstrieren.

Entsprechend finden sich in den Interviews auch zahllose Aussagen zu bereits abgeschlossenen, in Angriff genommenen, konkret geplanten oder zumindest in Betracht gezogenen Weiterbildungen. Die Befragten planen,



sich von der Betriebspraktikerin zur Hauswartin weiterzubilden, vom Psychologen zum Psychotherapeuten, vom Schreiner zum Vorarbeiter, von der Kindergartenlehrerin zur Primarlehrerin, vom Uhrmacher zum Lehrmeister, von der Verkäuferin zur Pflegefachfrau, von der Technischen Zeichnerin zur Coiffeuse, vom Zimmermann zum Holzbautechniker, von der Primarlehrerin zur Kinesiologin, vom Elektromechaniker zum Arzt, von der Coiffeuse zur Lehrmeisterin, vom Elektroniker zum Technischen Kaufmann und so weiter.

Dabei ist es nicht selten, dass die nächste Weiterbildung ins Auge gefasst wird, noch bevor die letzte abgeschlossen ist, zum Beispiel: *»Jetzt möchte ich wirklich die Hauswertschule fertig haben und wenn ich diese fertig abgeschlossen habe, möchte ich gerne die Ernährungsberaterschule machen«* (18:020) oder: *»also ich schließe dann mit einem Bachelor ab, dass ich einen Master noch machen werde in einem Bereich der Sozialen Arbeit, zum Beispiel Prävention oder so etwas. Ich kann mir auch vorstellen, dass ich ein Soziologiestudium nachher noch anähänge«* (14:058). Das Streben nach Bildungszertifikaten erscheint in den Aussagen der jungen Erwachsenen als Normalität. Es ist nicht erforderlich zu begründen, weshalb man weitere Zertifikate erlangen will, obwohl man bereits über eine abgeschlossene Berufsausbildung verfügt. Erklärungsbedürftig ist es hingegen, sich nicht weiterbilden zu wollen. Dies zeigt sich unter anderem an folgender Aussage einer Interviewpartnerin über ihren Freund: *»Im Moment hat er irgendwie gar nicht vor jetzt noch weiter etwas zu machen oder so, sich noch weiterzubilden. Wir hatten gerade kürzlich so eine Diskussion und dann sagte ich ihm auch, ob er sich das nicht noch einmal überlegen möchte, ob er vielleicht noch ein bisschen ... etwas mehr noch machen möchte. Und dann sagte er, ja, er müsste sich das mal überlegen [...] er ist sicher nicht abgeneigt. Aber für ihn ist es ... nicht so ... – ich habe oft das Gefühl, er ist ... wenn er zufrieden ist, dann ist er zufrieden, dann ist es gut«* (02:096). Diese Aussage stellt es als außergewöhnlich dar, keine Weiterbildungspläne zu schmieden. Die Sprecherin stockt und nimmt mehrere Anläufe in ihrem Versuch, mir als Interviewerin diese Einstellung plausibel zu machen. Schlussendlich verwendet sie die Formulierung »zufrieden sein«, um die für sie nur schwer nachvollziehbare Abwesenheit eines Bildungsstrebens zu benennen.

Die Weiterbildungsnorm bleibt in den Gesprächen weitgehend unhinterfragt. Kritik wird höchstens daran geübt, dass man Weiterbildungen macht, ohne sich genau zu überlegen, wofür man das Gelernte dann einsetzen kann: *»ich finde, dass man nicht eine Ausbildung einfach machen soll*

aufgrund von – alle machen jetzt eine Ausbildung, also muss ich auch eine machen« (15:044). Diese Aussage kritisiert eine überbordende Weiterbildungseuphorie, bei der Kurse nur gemacht werden, weil dies alle tun. Den Wert von Weiterbildungen an sich, stellt sie jedoch nicht in Frage, sondern fährt fort mit: »Der Ausgleich bei der Arbeit ist mir wirklich sehr sehr wichtig. Wie gesagt, dass es so ein bisschen ... dass es nie abgeschlossen ist ... die Ausbildung, die Entwicklung. ... Und immer – also immer je weniger, oder« (15:044). Sich nicht weiterzubilden heißt, stehen zu bleiben und gegenüber allen anderen ins Hintertreffen zu geraten: »ich möchte sicher mittelfristig noch weitere Qualifikationen in dem Bereich mir aneignen« (14:058). und: »ich möchte irgendwie ausbildungsmäßig nicht stehen bleiben, weil ich habe das Gefühl, dann bleibe ich persönlich stehen« (12:147). Mit der Formulierung »stehen zu bleiben« wird der Gegensatz zur Norm der permanenten Weiterbildung visualisiert. Stehen zu bleiben ist in einer sich schnell wandelnden Gesellschaft gleichbedeutend mit der Gefahr, abgehängt zu werden, zurück zu bleiben und – mit Bezug auf Weiterbildungen – auf dem Arbeitsmarkt nicht mehr gefragt zu sein. Insofern lese ich die Prominenz mit der die Aussagen der jungen Erwachsenen zum lebenslangen Lernen auftreten und die Wichtigkeit, die ihnen beigemessen wird, auch als latente Angst vor dem Wertverlust des eigenen Könnens und Wissens. Das Aussagemuster des Strebens nach Bildungszertifikaten dokumentiert damit gleichzeitig eine Weiterbildungseuphorie und einen Weiterbildungszwang. Wer seinen Wert auf dem Arbeitsmarkt erhalten will – so die Norm – muss sich beständig weiterbilden.<sup>2</sup>

Das Aussagemuster des Strebens nach Bildungszertifikaten findet sich gleichermaßen in Aussagen von Personen mit langen als auch von Personen mit kurzen Bildungswegen. Es lassen sich keine Anhaltspunkte für eine Bildungsmilieuspezifik finden. Die Notwendigkeit von Weiterbildung wird weder von der Uhrenverkäuferin ohne Berufsdiplom noch von der Doktorandin in Veterinärmedizin in Frage gestellt. Ebenfalls lässt er sich gleichermaßen

---

2 Meines Erachtens wäre es überaus lohnenswert, dem Diskurs des Strebens nach Bildungszertifikaten und seinen Funktionsweisen auch in anderen Diskursfeldern nachzuspüren, beispielsweise im Ausbau des Fachhochschulwesens, in der Neuschaffung von zahllosen Nachdiplomstudiengängen, in der Verbreitung von Berufsberatungen und Laufbahncoachings für Erwachsene, generell in steigenden Ausgaben von Staat und Privaten für Weiterbildungen, sowie auch seiner Präsenz in Werbung und Printmedien. So liegen der Tagespresse beispielsweise regelmäßig ganze Hefte mit Weiterbildungsangeboten und -tipps bei (siehe z.B. Tagesanzeiger 2008a, 2008b, von Ah 2008). Im Rahmen der vorliegenden Arbeit konnte dies nicht weiter vertieft werden.

in den Aussagen von Frauen als auch von Männern dokumentieren. Im Gegensatz zum Bildungsmilieu zeigen sich mit Bezug auf Geschlecht jedoch ein Aussagebündel, das Männern und Frauen nicht identisch zur Verfügung steht. Bevor ich mich mit diesem in Kapitel 4.6 detaillierter auseinandersetze, werde ich mich im folgenden Abschnitt mit den beruflichen Zukunftsplänen beschäftigen.

#### 4.5 Berufszukunft ungewiss: Vorläufig mache ich mal das, dann schaue ich weiter

Typischerweise enthalten die Erzählungen auf die Frage nach beruflichen Plänen konkrete Vorstellungen zur unmittelbaren Zukunft, beschreiben jedoch alles darauf Folgende als noch unbestimmt. Das Muster zeigt sich beispielsweise in folgenden Aussagen: *»Also ich mache jetzt sicher das Anwaltspatent. Das ist jetzt das nächste. [...] Und was nachher kommt, das weiß ich nicht«* (01:056), *»diese Schule möchte ich unbedingt noch machen. Und was nachher kommt ... ich denke, ich werde nicht immer da bleiben«* (18:022), *»in zwei Jahren bin ich fertig. ... Und dann, mal schauen, wie's weiter geht«* (16:042) *»Es ist eigentlich nicht so entscheidend, was jetzt nachher kommt, für mich. Es ist schon mal entscheidend, dass ich diesen Schritt gemacht habe [...]. Sei das Fachhochschule, sei das ... eine weitere Lehre oder – oder – oder ähm ... .. ja, irgendwie so etwas, so ein bisschen ... das ist noch nicht so fix für mich«* (15:061). Was sich hier zeigt, ist die Vorstellung einer schrittweisen Zukunftsplanung. Konkrete Vorstellungen beziehen sich jeweils lediglich auf den unmittelbar folgenden Lebensabschnitt in der Größenordnung von ein bis zwei Jahren. Ist dieses Nahziel erreicht, gilt es, sich neu zu orientieren und den nächsten Schritt festzulegen. Schlüsselmomente in dieser Zukunftsplanung bilden regelmäßig wiederkehrende Re-Evaluationsphasen der eigenen Berufssituation und der sich anbietenden Möglichkeiten für eine berufliche Weiterentwicklung oder Veränderung. Diese Vorstellung korrespondiert mit der oben (in Kapitel 4.3) bereits diskutierten Anforderung an den gewählten Beruf, flexibel und offen zu sein. Es existiert eine Norm, sich immer wieder nach neu entstandenen Möglichkeiten und beruflichen Chancen umzusehen. Eine Interviewpartnerin illustriert sie mit den Worten: *»ein bisschen schauen – ein bisschen die Augen offen haben, um einfach*

*auch noch zu sehen, was es gibt*« (13:042) Die Feststellung, »da bin ich und da bleibe ich« hingegen würde Erstaunen provozieren.

Auf die Frage, wie es nach dem unmittelbar nächsten Schritt weiter gehen wird, folgt meist eine Auswahl sehr allgemein formulierter möglicher Orientierungsrichtungen. Typischerweise beginnen die Aussagen mit der Formulierung »ich könnte mir vorstellen«, wie beispielsweise in folgendem Zitat, in welchem ein Medizinstudent mögliche Spezialisierungen auflistet: *»ich könnte mir vorstellen mit Kindern, ich könnte mir vorstellen Chirurgie, ich könnte mir vorstellen Kardiologie, ich könnte mir recht viel vorstellen. Von dem her die Zukunft ist noch nicht so – habe ich mir noch nicht so – die ferne Zukunft sage ich mal – habe ich mir noch nicht so ausgemalt*« (23:074). Während sich die Orientierungsmöglichkeiten hier vergleichsweise eng auf medizinische Fachrichtungen beschränken, weisen sie in anderen Fällen eine viel größere Breite auf. So findet sich die Wahl zwischen der Arbeit als Ergotherapeutin, als Verkäuferin in einem Bioladen und als Bedienung in einem Café oder zwischen der Arbeit als Lehrer und einer Selbständigkeit im Modehandel. Einige Befragte formulieren keine Vorstellungen zur weiteren beruflichen Zukunft: *»Eigentlich ist es gegen oben offen, weil im Moment ist es noch zu diffus, dass ich sagen könnte, es reicht mir, oder das möchte ich genau. Das einzige, was ich sagen kann, ist, ich will mit Leuten zusammenarbeiten können. Was ich mir sonst genau verspreche von einer Karriere weiß ich irgendwie nicht. Deshalb kann ich auch noch nicht sagen, wo es genau hin geht. Im Moment ist alles offen*« (01:212) oder: *»also berufsmäßig habe ich jetzt keine Vorstellungen. Ich lasse es wirklich auf mich zu kommen*« (04:142). Die Formulierung »es auf sich zu kommen lassen« taucht in diesen Aussagen wiederholt auf. Sie impliziert, dass der zur Diskussion stehende Zeitraum erst noch näher an die Gegenwart rücken muss, bis er in jenen Zeitabschnitt fällt, der planbar ist.

Indem die jungen Erwachsenen davon absehen, langfristige Berufspläne zu schmieden, verlagern sie die Entscheidung über die weitere Erwerbslaufbahn in die Zukunft. Meist wird dieser Aufschub als Freiheit konzipiert und in den Aussagen positiv gewertet: *»Ich freue mich vielleicht aber auch deshalb, weil ich weiß, dass es beschränkt ist. Ich weiß, ich mache das jetzt ein Jahr [...] und dann kann ich dann wirklich frei entscheiden, was nachher kommt*« (01:072) und: *»ich bin froh, dass ich etwas gemacht habe, mit dem ich jetzt noch entscheiden kann, was es dann konkret wird*« (01:077). Lediglich in einer Aussage wird die Offenheit der beruflichen Zukunft als belastend dargestellt. Eine Germanistikstudentin erzählt von ihrem neuen Nebenerwerb als Journalistin. Die Konkretisierung die ihre Zukunftspläne durch diesen

Einstieg in die Erwerbsarbeit erfahren haben, beschreibt sie als entlastend: *»Das ist noch schwierig, da weiß ich dann nicht wie kommt das oder wie ist das [...] für den Moment bringt mir das sehr viel, weil das eigentlich das Einzige leicht konkrete ist für die Zukunft, oder. Dass man sich ein bisschen vorstellen könnte, wie mindestens ein bisschen die Arbeit sein könnte, alles andere ... weiß ich nicht. [...] da bin ich sehr froh, dass ich das eigentlich habe. Mindestens etwas, wo man sich ein bisschen vorstellen kann, wie es sein könnte. Ob es dann so ist oder nicht, ist eigentlich egal, Hauptsache, man hat jetzt ein bisschen das Gefühl ... ja«* (13:119). Unabhängig davon ob die Offenheit als befreiend oder belastend dargestellt wird, ist den Aussagen gemeinsam, dass die längerfristige berufliche Zukunft als noch nicht planbar gilt.

In den 24 Interviews werden an drei Stellen langfristige berufliche Pläne skizziert, die der postulierten Norm widersprechen. Es zeigt sich jedoch, dass auch diese Erzählungen stets mit Hinweisen darauf gespickt sind, dass die Zukunft nach dem unmittelbar folgenden Schritt nur schwer planbar ist. So erzählt eine Befragte, sie sei sehr froh, eine sichere und unbefristete Stelle bei der öffentlichen Hand gefunden zu haben und sie wolle so lange wie möglich bleiben: *»Ich bin Gemeindeangestellte, ich habe meinen Job, oder. Egal was ... also da musst du ja wirklich massive Fehler machen, damit die Gemeinde dir kündigt. Also ich meine, ich habe meinen Job auf sicher«* (17:132), *»solange die Gemeinde mich will, bleibe ich wirklich gerne hier«* (17:060) und: *»wenn ich darf, bleibe ich so lange wie ich kann«* (17:062). Obwohl die zitierten Aussagen eine Absicht dokumentieren, langfristig bei der gegenwärtigen Arbeitgeberin zu bleiben, betonen sie alle drei gleichzeitig eine Abhängigkeit dieser Zukunftsperspektive von der Arbeitgeberin. Wenn sie keine massiven Fehler macht, wenn die Gemeinde sie will und wenn sie darf, wird sie bleiben. Die langfristige Zukunftsplanung ist folglich stets mit Bedingungen verknüpft, die nicht zwingend eintreten müssen. Außerdem zeigt sich in einem etwas späteren Ausschnitt aus der oben zitierten Interviewpassage, dass das langfristige Bleiben auch hier möglicherweise nicht länger als auf einen Planungshorizont von zwei Jahren gedacht ist: *»Die nächsten zwei Jahre konzentrieren wir uns (die Befragte und ihr Freund) jetzt nur mal auf unsere Zukunft und dann schauen wir weiter, was beruflich ... rausschaut oder nicht«* (17:132).

In einem zweiten Interview wird ebenfalls erstmal eine vergleichsweise langfristig festgelegte Berufszukunft skizziert. Ein Befragter erzählt von seinem Einstieg als Mitarbeiter und späterer Juniorchef in die Firma seines Vaters. Über weite Strecken des Interviews hinweg erscheint seine berufliche Zukunft als fixierter, geradliniger Pfad zur dereinstigen Übernahme des vä-

terlichen Betriebs. Auch er schränkt dann jedoch die Planungssicherheit ein: *»ich weiß nicht, wie es mit dem Geschäft des Vaters weitergeht. Vielleicht übernehme ich das mal, vielleicht auch nicht. Das steht alles noch in den Sternen«* (20:064). Im dritten Beispiel langfristiger Berufsplänen erzählt eine Veterinärmedizinerin: *»jetzt arbeite ich dort und schreibe dort meine Diss. Und das werde ich sicher bis Ende nächstes Jahr machen. Und dann sollte meine Diss hoffentlich fertig sein. [...] Ja und dann möchte ich in irgendeine Gemischttierpraxis aufs Land. (lacht) Das wäre so mein Traum«* (10:044). Der erste Teil des zitierten Interviewausschnitts beschreibt den unmittelbar anstehenden nächsten Schritt der beruflichen Zukunft, die Dissertation. Im Gegensatz zu den meisten anderen jungen Erwachsenen definiert diese Interviewpartnerin die darauf folgende Zeit jedoch nicht als unbestimmt und offen, sondern benennt eine konkrete geplante Tätigkeit, die Arbeit in der Gemischttierpraxis. Mit ihrem Lachen und der Ergänzung *»Das wäre so mein Traum«* weist sie jedoch darauf hin, dass die Realisierung des Plans noch keineswegs sicher ist. Zusammenfassend illustrieren diese drei Beispiele, dass auch diejenigen Aussagen, die eine längerfristig vorgezeichnete Berufszukunft skizzieren, Formulierungen enthalten, die deren Unsicherheit markieren.

Auf die Frage, weshalb es aus Sicht der jungen Erwachsenen nicht sinnvoll oder nicht möglich ist, längerfristige Pläne für ihre berufliche Zukunft zu schmieden, sind verschiedene Antworten denkbar. Die Aussagen in den Interviews weisen unter anderem auf die folgenden zwei Erklärungsansätze hin. Einerseits existiert eine Norm, die eigene Persönlichkeit beständig weiterzuentwickeln, wie sie bereits im vorangehenden Kapitel zur Weiterbildung thematisiert wurde. Sie ist verknüpft mit der Vorstellung, dass eine berufliche Tätigkeit nach einer gewissen Zeit repetitiv wird und keine Weiterentwicklungsmöglichkeiten mehr bietet. Diese Vorstellungen finden sich beispielsweise in Redewendungen wie: *»zu fest in einem Trott drin«* sein (15:039) oder *»einen Tunnelblick«* kriegen (15:049), *»etwas Anderes sehen«* wollen (09:062) oder *»mal noch einen Richtungswechsel einschlagen«* wollen (11:058). Zum Beispiel formulieren die Befragten: *»das Leben wird so schnell zum Standard, habe ich inzwischen das Gefühl, man muss immer etwas Neues machen, dass auch alles interessant bleibt für einen selber«* (09:120) und: *»irgendwann brauchst du mal einen neuen Erfahrungsbereich, einen neuen – neue Leute um dich rum und so«* (18:024). Es ist also für die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit notwendig, sich im Berufsleben immer mal wieder neu zu orientieren. Zum heutigen Zeitpunkt ist es für die jungen Erwachse-

nen nicht möglich, abzuschätzen, in welche Richtung sie sich in zwei, drei Jahren werden weiterentwickeln wollen. Deshalb vermeiden sie es, für die längerfristige berufliche Zukunft konkrete Vorstellungen zu entwickeln.

Ein zweiter Erklärungsansatz setzt beim Arbeitsmarkt an. Wie in Kapitel 4.3 bereits thematisiert, besteht die Norm, einen flexiblen und zukunfts-trächtigen Beruf zu wählen. Damit verknüpft ist die Vorstellung eines Arbeitsumfeldes, das sich sehr schnell verändert. Qualifikationen, die heute gesucht sind, mögen kurze Zeit später bereits wieder veraltet sein. In den Erzählungen der jungen Erwachsenen finden sich einige Aussagen, die diese Interpretation stützen: *»In vier, fünf, sechs Jahren bin ich hier weg. ... Je nach dem. Aber du kannst ja eh nie sagen, was die Zukunft bringt«* (18:024). Und eine selbständig Erwerbstätige formuliert: *»Es gibt einem niemand eine Garantie, dass es in zwei Jahren so ist, es gibt mir niemand eine Garantie, dass ich in zwei Jahren das Geschäft noch habe«* (07:112). Folgt man dieser Interpretation, so wären die Notwendigkeit beständiger Re-Evaluation der beruflichen Möglichkeiten und die Abstinenz von längerfristigen beruflichen Plänen unter anderem durch den schnellen und schwer-vorhersehbaren Wandel des Arbeitsmarktes bedingt.

#### 4.6 Lohnt es sich noch, bevor ich Kinder kriege?

Wiederholt taucht in den Erzählungen zu beruflichen Veränderungen und zu geplanten Weiterbildungen die Überlegung auf, ob sich diese »noch lohnen« würden. Zum Beispiel erzählt eine Interviewpartnerin: *»mein Traum wäre natürlich, ein eigenes Geschäft aufzumachen [...] Aber ich bin jetzt dieses Jahr 27, wir gehen jetzt reisen ... und wir haben eigentlich beide schon davon gesprochen, dass wir gerne eine Familie möchten, oder. [...] der Plan wäre eigentlich so, das wir reisen gehen und dass wir – wenn wir zurück kommen, dass er sich eine gute Stelle sucht und dass ich ... auch noch arbeite, aber dass wir dann schon eine Familie gründen wollen und dann ist es natürlich auch blöd, wenn ich dann probiere, ein Geschäft aufzubauen ... und dann nachher Kinder habe, weil ich kann nicht ein Geschäft – also das braucht schon etwa zwei Jahre bis man ein Geschäft wirklich zum Laufen bringt und dann wenn das Geschäft läuft, sage ich, ja-sorry, ich habe jetzt Kinder und es geht jetzt nicht. Das ist dann eben auch blöd«* (24:044), und eine Zweite formuliert: *»Was ich mir eher vorstellen könnte ist irgendwie so ... die BMS (Berufs-*

*maturitätsschule) nachzuholen und dann Berufsschullehrerin zu machen auf meinem Beruf. [...] Also so als Mann – ich würde nicht mehr irgend eine Lehre machen [...] Hingegen für ... Berufsschullehrer ist für mich ein guter – einfach jetzt für mich jetzt (lacht) – finde ich ein guter Job, du verdienst gut, hast doch mit dem ursprünglichen Beruf etwas zu tun, aber ich werde nicht mehr so lange arbeiten (lacht) ... dass sich das lohnt« (07:062). In beiden zitierten Interviewausschnitten wird eine mögliche berufliche Weiterentwicklung zur Diskussion gestellt. Im ersten Fall handelt es sich um den Aufbau eines eigenen Geschäfts, im zweiten um eine Zusatzqualifikation. Beide Male wird die Möglichkeit mit der Begründung verworfen, es lohne sich nicht mehr.*

Die Überlegung basiert auf der Annahme, dass sich die eigene Berufstätigkeit nur noch auf einen vergleichsweise kurzen Zeitraum beschränkt. Grund für die absehbare Aufgabe der Erwerbsarbeit im gegenwärtigen Umfang ist – wie das erste Zitat expliziert – die Absicht, Kinder zu haben. Im zweiten Zitat wird keine Begründung dafür geliefert, aus welchem Grund die Erzählperson nicht mehr lange arbeiten wird. Dennoch fühle ich mich als Interviewerin nicht aufgefordert, nachzufragen. Spricht eine junge, gesunde Frau – die nicht zufällig gerade ein Vermögen im Lotto gewonnen oder geerbt hat – davon, nicht mehr zu arbeiten, gehe ich mit Selbstverständlichkeit davon aus, dass sie Kinder plant. Nach der Logik obiger Aussage zieht das Kinderhaben notwendigerweise das vorläufige Ende oder eine starke Einschränkung der Berufstätigkeit mit sich.

Vergleichbare Äußerungen finden sich den Interviews wiederholt. So konstatieren mehrere Interviewpartnerinnen, sie würden vor einer Familiengründung mindestens noch einige Jahre arbeiten wollen, damit sich ihre Ausbildung auszahle, zum Beispiel: »Ich habe immer gesagt, ich möchte sicher sechs Jahre arbeiten. Mindestens. Ich gehe nicht eine sechsjährige Ausbildung machen, um nachher gleich Familie zu kriegen« (22:044). Charakteristisches Merkmal ist hier der Begriff des »Lohnens«. Er verlangt, dass eine Aktivität mehr Ertrag abwirft, als sie Aufwand erfordert hat. In dieser Formulierung wird die Abwägung in investierten Jahren vorgenommen. Als lohnenswert wird in diesem Fall verstanden, wenn ein Jahr Ausbildung mindestens in einem Jahr Erwerbsarbeit umgesetzt werden kann. Unabhängig davon, wie die Aufrechnung von Aufwand und Ertrag vorgenommen wird, ist den Aussagen gemeinsam, dass sie von einer baldigen Aufgabe der Erwerbstätigkeit im gegenwärtigen Umfang ausgehen.

Aussagen dieser Art werden ausnahmslos von Frauen formuliert. Dass die geschlechtliche Subjektposition der sprechenden Person für dieses Aussage-



muster relevant ist, belegt unter anderem der oben als zweites Beispiel zitierte Interviewausschnitt. Die Befragte überlegt sich eine Zusatzqualifikation zur Berufsschullehrerin. Sie beginnt den darauf folgenden Satz mit »*Also so als Mann*«, bricht ihn vorzeitig ab und kehrt anschließend mit »*ich*« zu ihren eigenen Plänen zurück. Der abgebrochene Einschub dokumentiert, dass ihre Argumentationsweise aus der Subjektposition eines Mannes eine andere wäre. Wie eine solche kontrastierende Aussage eines männlichen Interviewpartners lauten könnte, illustriert folgender Interviewausschnitt: »*also das Berufliche ist etwas, was bei mir sicher sehr wichtig ist [...] es ist wichtig, weil ähm ... ja, das wird mich in den nächsten vierzig Jahren noch begleiten. Ich werde irgendwie berufstätig sein*« (14:096) Während besagte Sprecherin von einer kurzen Erwerbsdauer ausgeht, antizipiert Letzterer einen Horizont von vierzig Jahren Berufstätigkeit.

Die Geschlechtsspezifität dieses Aussagemusters verdeutlicht auch das folgende Beispiel. Als ich einen Interviewpartner im Zusammenhang mit der Familiengründung frage, ob er dann weiterhin erwerbstätig sein möchte, sorgt dies für Erstaunen. Er stutzt, schaut mich konsterniert an und antwortet »*ja sicher*« (15:093). Die Irritation, die meine Frage bei diesem Interviewpartner auslöst, kann als weiteren Beleg dafür gewertet werden, dass sich die Norm, nur noch für kurze Zeit in größerem Umfang erwerbstätig zu sein bis man Kinder hat, explizit auf Frauen bezieht. Nur für sie ist das Aussagemuster des Lohnens einer beruflichen Veränderung oder einer Weiterbildung in dieser Art verfügbar.

Die Verfügbarkeit dieser Aussagen ist jedoch nicht ausschließlich durch das Geschlecht definiert. Sie implizieren zusätzlich zur geschlechtlichen Subjektposition einen ganz bestimmten Lebensentwurf. So basieren sie auf den selbstverständlichen Annahmen, dass man als Frau erstens Kinder haben wird, zweitens den Löwenanteil der Kinderbetreuungsaufgaben übernimmt und drittens einen Partner hat, deren Einkommen die finanzielle Versorgung der Familie sicherstellt. Die Norm, dass sich berufliche Weiterentwicklungen für Frauen – und nur für Frauen – allenfalls nicht mehr lohnen, transportiert also unter anderem gleichzeitig die Vorstellung einer heterosexuellen Beziehung und einer bestimmten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Familie. Als Äußerung einer Frau, die nicht in einer heterosexuellen Partnerschaft lebt oder die sich explizit keine Kinder wünscht, wäre sie nicht verständlich. Es ist folglich nicht das Geschlecht allein, welches das Aussagemuster verfügbar macht, sondern eine Kombination von vergeschlechtlichten

Normalitätsvorstellungen, die sich am Bild der Arbeitsteilung nach Ernährer-Hausfrau-Schema orientieren.

Mit Fragen zur Arbeitsteilung und zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf werde ich mich in Kapitel 7 noch einmal detaillierter auseinandersetzen. Zusammenfassend lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass für Frauen mit Kinderwunsch in heterosexuellen Beziehungen eine Norm existiert, ihre Berufsaufgabe bereits vor der Realisierung eines allfälligen Kinderwunsches zu antizipieren. Dementsprechend gilt es bereits lange vor einer Familiengründung, Kosten-Nutzen Abwägungen vorzunehmen und unter Umständen auf Investitionen in die weitere berufliche Entwicklung zu verzichten. Sie markiert ein Spannungsfeld zu dem in Kapitel 4.4 dokumentierten Ausagemuster des lebenslangen Strebens nach Bildungszertifikaten und der darin enthaltenen Norm, auf dem Arbeitsmarkt keinesfalls den Anschluss zu verpassen.

## 5. Kinderwunsch – Familiengründung

Die Mitte 20Jährigen bilden jene Generation junger Erwachsener, von denen erwartet wird, dass sie in den nächsten Jahren Kinder bekommen. Gegenstand des folgenden Kapitels ist es, wie in den Lebensentwürfen junger Erwachsener die Kinderfrage auftritt. Welche Normen lassen sich bezüglich Kinderwunsch und Familiengründung in den Erzählungen der jungen Erwachsenen dokumentieren? Wenn sie im Laufe der Interviews ihre Zukunftsvorstellungen formulieren, so kommt früher oder später eine allfällige Familiengründung zur Sprache. In jenen Interviews, in denen dies nicht der Fall war, brachte ich als Interviewerin das Themenfeld ein (siehe Interviewleitfaden in Kapitel 3.3).

### 5.1 Kinderhaben gehört zum Leben

Anhand der Erzählungen der jungen Erwachsenen über ihre Zukunftsvorstellungen lässt sich zeigen, dass es zur gegenwärtigen gesellschaftlichen Norm eines erfüllten Lebens gehört, Kinder zu haben. Dies heißt nicht, dass alle befragten Personen einen Kinderwunsch äußern. Es zeigt sich jedoch an den Aussagen, mit welchen die Befragten für oder gegen eigene Kinder argumentieren. So ist es erstens möglich, auf die Frage »Möchtest du mal Kinder haben?« mit einem Ja zu antworten, ohne dies mir als Interviewerin gegenüber weiter zu begründen. Kinder haben zu wollen, ist aus Sicht der Befragten folglich nicht zwingend begründungsbedürftig. Auf mein Nachhaken hin, warum er Kinder haben möchte, antwortet ein Interviewpartner beispielsweise: *»Ich fände es einfach schön, eigene Kinder zu haben [...] ich meine, was will ich denn sonst machen zwischen, sagen wir mal, 30 und 50?«* (03:172) Und eine andere Person formuliert: *»Und plötzlich kommt man in so ein Alter, in dem man das Gefühl hat, ja, (Kinder zu haben) das wäre ja doch noch cool.*

*Ich kann jetzt aber nicht genau sagen warum*« (04:188). Wie die beiden Aussagen zeigen, fällt es den Befragten schwer, ihren Kinderwunsch zu erklären. Während letztere keine Begründung beinhaltet, beschränkt sich erstere auf eine Gegenfrage nach Alternativen für den Lebensabschnitt des mittleren Erwachsenenalters. Eigene Kinder – so die Norm – gehören selbstverständlich zum Leben: »(Kinder zu haben) ist irgendwo eine Lebensaufgabe« (12:094), »es gehört für mich einfach in – ich habe es so gelernt ... also, wie soll ich sagen, nein, ich habe es nicht so gelernt, es hat nie gesagt – geheißen, ich müsse das, aber es gehört für mich ins Leben rein« (07:114). Dass sie einmal Kinder haben wollen, argumentieren die jungen Erwachsenen, sei im Grunde immer schon klar gewesen. Dies scheint ihnen nicht außergewöhnlich und sie erwarten auch nicht, dass ich als Gesprächspartnerin im Interview darüber Erstaunen äußere. Wie diese Beispiele illustrieren, tritt die Bejahung eines Kinderwunsches in den Aussagen typischerweise als selbstverständlich und nicht erklärungsbedürftig auf.

Eine weitere wiederholt auftauchende Antwort bezüglich Kinderwunsch, die erstmal nicht begründet werden muss, lautet: »*Ich weiß es nicht*« (24:046). Dreht sich das Interview in der Folge darum, wie das zukünftige Leben mit bzw. ohne Kinder ausschauen könnte, so zeigt sich, dass letzteres jedoch kaum als gewünschte Option dargestellt wird. Auf meine Frage nach ihrer Vorstellung von einem Leben ohne Kinder überlegt eine Interviewpartnerin länger und präzisiert dann: »*Ich denke, in der Beziehung, in der ich jetzt bin, hätte ich Kinder. Ich denke, wenn ich keine Kinder hätte, dann würde mein ganzes Leben anders aussehen*« (02:262). Die Option eines Lebens ohne Kinder würde sich von ihrem gegenwärtigen Lebensentwurf markant unterscheiden. Oft fällt es den Befragten schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie ein solches Leben ohne Kinder konkret aussehen könnte: »*ich kann mir nichts vorstellen – ich meine, jetzt bin ich in der Ausbildung, dann bin ich zwischen 30 und 35 fertig und nachher? Ja, was kann ich machen? Ja, ich kann arbeiten gehen, ich kann Geld verdienen, ohne Kinder werde ich mir vielleicht relativ viel leisten können, ich kann, ich kann groß in die Ferien und ich kann mir viel kaufen, aber das sagt mir irgendwie nicht viel*« (12:094). Typischerweise fokussieren diese Erzählungen schließlich nicht darauf, keine Kinder zu wollen, sondern keine Kinder kriegen zu können. Die mit einem Leben ohne Kinder verbundenen Zukunftsvorstellungen werden als defizitär beschrieben. So ein Leben sei: »*traurig, irgendwie*« (16:120), »*langweiliger*« (06:262), »*wirklich dann trostlos ... ein paar Vergnügen zu haben, aber dann am Schluss alleine da zu sein*« (20:076), »*es fehlt dann etwas [...]*

*und irgendwann bist du tot und dann ist fertig [...] es macht dann alles null Sinn*« (06:262). *»Im Altersheim sitzen und gar keine Sau kommt mehr zu Besuch, das will ich auch nicht*« (09:116), formuliert jemand. Mit der Antwort, sie wüssten es noch nicht, beziehen die Befragten die Möglichkeit kinderlos zu bleiben zwar in ihre Überlegungen mit ein. Die Aussagen zeigen jedoch, dass diese Möglichkeit nicht dem erwünschten Szenario entspricht.

Wer die Frage nach dem Kinderwunsch dagegen mit Nein beantwortet, bietet unaufgefordert eine ausführliche Erklärung an. Eine Interviewpartnerin erwidert mit vorwurfsvollem Unterton: *»Man kann auch andere Hobbys haben*« und betont die Notwendigkeit, als Frau finanziell unabhängig zu bleiben. Ausführlich beschreibt sie, wie sich Kolleginnen von ihr durch die Familiengründung in finanzielle Abhängigkeit begeben hätten. Nach der Trennung vom Partner hätten sie gar nichts mehr gehabt und könnten nun als Alleinerziehende mangels Berufserfahrung kaum ihren Lebensunterhalt bestreiten. Ein anderer erzählt detailliert, wie er durch seine jahrelange Tätigkeit in einem Jugendverein bereits unzählige Kinder habe aufwachsen sehen: *»das habe ich eigentlich schon erlebt. [...] Und ich habe nicht das Bedürfnis zu sagen, ich will das auch mal noch miterleben*« (19:076). Solche Verweise auf Kontakte mit anderen Kindern bilden ein wiederkehrendes Muster. Wer sich vorstellt, gewollt oder ungewollt keine eigenen Kinder zu haben, erzählt von engen Beziehungen zu anderen Kindern. Als eine Art Kompensation wird neben einer Adoption oder einem Pflegekind entweder der enge Kontakt zu Nichten, Neffen und Patenkindern oder die tägliche Beschäftigung mit Kindern im Berufsalltag angeführt. Eine Befragte erzählt zum Beispiel: *»Ich wollte nie (Kinder) und meine Freundin eigentlich auch nicht und von dem her ... Ich möchte jedoch mal Taufpatin werden, das auf jeden Fall*« (10:072). Auch Befragte, die sich dezidiert keine eigenen Kinder wünschen, erachten es als bereichernd und notwendig, Kontakte zu Kindern zu pflegen.

Unabhängig davon, ob ein Kinderwunsch im einzelnen Fall bejaht oder verneint wird, belegen die Aussagen in den Erzählungen der jungen Erwachsenen die dominante Norm: Es gehört zu einem erfüllten Leben, eigene Kinder zu haben. Wer dieser Norm entspricht, braucht seine Zukunftsvorstellungen nicht zu begründen. Wer von ihr abweicht, unterliegt einem Rechtfertigungszwang und einem Kompensationsbedürfnis. Neben der Norm *»Kinderhaben gehört zum Leben*«, lassen sich jedoch andere Aussagemuster finden, die mit dieser in einem Spannungsfeld stehen.

## 5.2 Homosexuelle haben keine Kinder

Ein erster dem Kinderhaben als Lebensaufgabe widersprechendes Muster zeigt sich bei Befragten, die in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben oder eine solche in Betracht ziehen. Ihre Aussagen machen deutlich, dass dem Kinderhaben als selbstverständliche Lebensaufgabe eine Heterosexualitätsannahme zugrunde liegt. Die Heterosexualitätsannahme impliziert, dass es sich bei einem Paar mit Kinderwunsch, stets um einen Mann und eine Frau handelt. Die Erwartungen, welche die Befragten sich selber und auch andere ihnen gegenüber hegen, ändern sich mit dem Coming-out radikal. Eine Befragte erzählt beispielsweise, ihre Großmutter habe es nie akzeptieren können, dass sie keine Kinder haben wolle: *»Meine Großmama hat wirklich jedes Mal, wenn sie mich sah, gesagt, ja, aber weißt du, das kommt dann schon noch mit den Kindern. Die willst du dann sicher auch mal. Und seit sie halt weiß, dass ich eine Freundin habe, hat sie kein einziges Mal mehr gefragt. Seit da ist es einfach klar. Es geht einfach nicht, o.k.«* (10:148). Sie fügt an, auch viele ihrer Freundinnen würden seither mit ihr nicht mehr übers Kinderhaben diskutieren. Obwohl die Befragte – wie sie mehrfach betont – keine Kinder haben wolle, ärgere sie sich über diese geänderten Erwartungen.

Ein anderer Interviewpartner erzählt, für ihn sei erstmal klar gewesen: *»O.k., Coming-out gleich keine Familie. Und das ist jetzt so, ja, seit etwa zwei Jahren finde ich irgendwie, das wollte ich immer, Familie. Und ... also ich möchte ... sagen wir es so, ich möchte das irgendwie auch, ja? [...] Ich kann mir nicht vorstellen, dass mein Beruf je so super sein wird, dass er mich so ausfüllt und so glücklich macht und so weiter. [...] Ich will unbedingt mal Kinder. Und mit dem ecke ich halt sehr viel an, wirklich auch bei – bei – bei – bei allen Arten von Leuten«* (12:088). Das Spannungsfeld zwischen den beiden Normen »Kinderhaben gehört zum Leben« und »Homosexuelle haben keine Kinder« wird in den Erzählungen von homosexuellen Befragten anhand ihrer teils sehr intensiven Auseinandersetzungen mit der Kinderfrage wiederholt sichtbar. Sie fragen sich, was bedeutet es für mein Leben, keine Kinder zu haben? Welche Möglichkeiten gäbe es, doch Kinder zu kriegen? Wie würde das Umfeld auf diese Kinder mit zwei Müttern oder zwei Vätern reagieren? In einem Interview wird die Kinderfrage beispielsweise wie folgt verhandelt: *»Also irgendwie käme ich ja schon zu Kindern. Aber ich glaube, da ist die Gesellschaft einfach noch ein bisschen ... ein bisschen zu fest rückständig. Also ich meine, ich werde schon seltsam angeschaut, wenn ich irgendwie mit meiner Freundin weggehe und so und ja, ich weiß nicht. Ich*

würde das irgendwie einem Kind nicht zumuten wollen. Also ich glaube, das wäre noch ein rechter Stress irgendwie in der Schule oder so, wenn du einfach zwei Mamas hast oder so« (10:072). Eigene Kinder zu haben, würde der dominanten Norm widersprechen, dass Homosexuelle keine Kinder haben. Die befürchtete Stigmatisierung ihres Kindes, die sie aufgrund dieses Verstoßes gegen die Norm erwartet, spricht für die Befragte gegen eigene Kinder.

### 5.3 Für Kinder muss es passen

Ein weiteres Aussagemuster, welches in fast allen Interviews auftritt, dreht sich um den Schlüsselbegriff des Passens. Kinder soll man erst kriegen, wenn es »passt«: *»Bei mir muss es einfach – ich muss sagen, bei mir muss es stimmen. Man muss miteinander das Kind dann wollen«* (20:048). Dieses Passen beinhaltet eine ganze Reihe von Voraussetzungen, beispielsweise: *»Zuerst musst du mal jemanden finden, mit dem du wirklich sagen kannst, mit dem willst du den Rest deiner Zeit verbringen«* (20:074). Der Partner oder die Partnerin fürs Leben bildet eine erste zentrale Voraussetzung des Passens. Um gemeinsame Kinder überhaupt in Betracht ziehen zu können, muss die Paarbeziehung gemäß den Aussagen der jungen Erwachsenen hohe Anforderungen erfüllen: *»Und das ist für mich das Wichtigste, dass ich wirklich erst Kinder habe, wenn ich weiß ... dass es klappt, dass es intakt ist und dass du (mit dem Partner) zusammen bleibst«* (17:098). Dieser Idee eines »richtigen Partners« liegt die unhinterfragte Annahme zugrunde, dass man sich nicht als Einzelperson für ein Kind entscheidet, sondern zwingend als Paar in einer verbindlichen, langfristig angelegten Beziehung. Ohne feste Partnerschaft, so die Vorstellung, kann man keine Kinder planen: *»Da brauche ich zuerst einen Mann und dann. (lacht) Vorher ist diese Frage sowieso noch nicht konkret«* (22:070).

Die enge Verbindung, welche junge Erwachsene zwischen Partnerschaft und Kinderwunsch knüpfen, zeigt sich insbesondere in Erzählungen von Personen, die derzeit nicht in einer festen Partnerschaft leben. Sie beschreiben ihre Angst, lebenslang kinderlos zu bleiben, weil es ihnen nicht gelingt, den richtigen Partner oder die richtige Partnerin für eine Familiengründung zu finden. Als ihn seine Freundin verlassen habe, erzählt ein Interviewpartner beispielsweise, da seien seine ganzen Zukunftspläne ins Wanken geraten. Nun befürchtet er, dass sich sein Traum von einer Familie nicht realisieren lasse, weil er noch nicht mal eine Partnerin gefunden habe: *»die innere Uhr*

*oder sonst irgendetwas hat gesagt, du, deine Eltern haben jetzt (in diesem Alter) geheiratet, oder. Und du hast nicht mal ein Gegenüber. Was ist los?» (20:074).* Er zieht den Vergleich zu bemitleidenswerten Bekannten, die nie Kinder gehabt hätten und nun alleine alt werden müssten. Die unbedingte Voraussetzung einer festen Partnerschaft zur Realisierung eines Kinderwunsches illustriert auch die folgende Aussage einer befragten Person, deren Partnerschaft ebenfalls vor kurzem in die Brüche ging: *»wenn du mich vor drei Monaten gefragt hättest, dann wäre es ganz anders gewesen. Da in der festen Beziehung – ja, sicher haben wir Kinder, ja, sicher heiraten wir, ja, machen wir. Und jetzt hat es sich ... ..« (22:090).* Durch die Auflösung der Partnerschaft ist die unabdingbare Voraussetzung für Kinder nicht mehr erfüllt. Die Situation hat sich grundlegend verändert.

Das Bild einer Einzelperson mit Kind tritt in den Interviews selten auf und wird fast ausschließlich negativ konnotiert. So werden in einer Aussage beispielsweise Frauen kritisiert, die gleich in der ersten Verliebtheit mit einem Mann ein Kind kriegen und ihn schon kurz darauf wieder verlassen. Als Einzelperson ein Kind zu haben impliziert folglich, in der Partnerschaft gescheitert zu sein. In einer einzigen Aussage wird entgegen der dominanten Norm ein positives Bild davon gezeichnet, alleine ein Kind zu haben. Es sei seine absolute Traumvorstellung, ein Kind aufzuziehen, erzählt ein Interviewpartner. Als schwuler Mann halte er es jedoch für sehr unwahrscheinlich, dass er diese Wunschvorstellung verwirklichen könne. Und selbst er thematisiert es als problematisch, als Einzelperson gleichzeitig arbeiten und auf ein Kind aufpassen zu müssen. Er kommt zum Schluss, dass als Single ein Kind zu haben nur dann sinnvoll wäre, wenn er nicht arbeiten müsste, sondern so reich wäre, dass er es sich leisten könnte, den größten Teil seiner Zeit mit dem Kind zu verbringen.

Neben dem geeigneten Partner oder der geeigneten Partnerin als Bedingung zur Verwirklichung des Kinderwunsches umfasst die Norm des Passens eine ganze Reihe weiterer Voraussetzungen. Bevor man Kinder habe, müsse man die Ausbildung abgeschlossen und im Beruf Fuß gefasst haben. Bei der Voraussetzung einer gesicherten Position im Beruf gelten für Männer und Frauen unterschiedliche Anforderungen. Von Männern wird erwartet, ausreichend Geld verdienen zu können, um eine Familie zu ernähren. Ein Befragter erzählt, seine Freundin wolle eigentlich gerne jung Kinder haben. Da er aber noch in Ausbildung sei, stehe das nicht zur Debatte: *»da muss man nicht groß darüber diskutieren, ob man jetzt soll oder nicht« (21:118).* Eine andere Befragte, deren Partner ebenfalls noch eine länger dauernde



Ausbildung vor sich hat, formuliert in ähnlicher Art und Weise: *»Ich würde es eigentlich lässig finden, früh Kinder zu haben, aber ... .. einfach irgendwie, dass ich fit bin. Ich habe das Gefühl, je älter man wird – oder je älter ich werde ... ja, wird man irgendwie ungeduldiger – oder werde ich ungeduldiger. Einfach noch ein bisschen jung sein können mit den Kindern. ... Aber im Moment, wie gesagt, ich meine ... wenn du ... die Zukunftspläne von meinem Freund irgendwie (verlegen lachend) ... vor Augen führst, dann ist es irgendwie nicht so realistisch, dass es bald ... wird«* (05:148). In beiden Aussagen gilt es als selbstverständlich, dass die noch nicht abgeschlossene Ausbildung des Mannes die Verwirklichung eines Kinderwunsches verunmöglicht. Eine ausbildungsbegleitende Teilzeiterwerbstätigkeit wird dabei für die Anforderung, eine gesicherte berufliche Position zu haben, nicht als ausreichend betrachtet.

Die an die Frauen gerichtete Norm funktioniert genau gegenteilig. Von ihnen wird erwartet, entweder die Wochenarbeitszeit auf ein Teilzeitpensum reduzieren zu können oder zumindest soviel Berufserfahrung gesammelt zu haben, dass sie nach einer Kinderpause wieder eine teilzeitliche Beschäftigung im erlernten Beruf finden könnten. So argumentiert eine Interviewpartnerin beispielsweise, *»ich möchte 100 Prozent arbeiten«* (22:074). Während dies bei einem Mann als ideale Voraussetzung zur Verwirklichung des Kinderwunsches gelten würde, nennt sie dies als Argument gegen die baldige Realisierung ihrer Kinderpläne. Diese nach Geschlecht differierenden Anforderungen implizieren bereits eine bestimmte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie. Das Thema der Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird in Kapitel 7 noch einmal detaillierter zur Sprache kommen. An dieser Stelle kann festgehalten werden, dass eine unabgeschlossene Ausbildung und eine ungünstige Berufssituation der Realisierung eines Kinderwunsches im Wege stehen. Die konkreten Normen beruflicher Voraussetzungen, die fürs Kinderhaben gegeben sein müssen, differieren nach Geschlecht. Während bei einem Mann eine Vollzeiterwerbstätigkeit erwünscht wird, ist diese bei einer Frau ein Hindernis.

Mit Bezug auf die Arbeitsteilung in der Familie kommt als weitere Voraussetzung hinzu, dass die Vorstellungen beider Personen kompatibel sein müssen. Die entsprechenden Aussagen lauten beispielsweise: *»Ich möchte arbeiten. Und wenn ich jetzt eine Partnerin habe, die sagt, nein, sie möchte auch arbeiten, dann ist es für mich kein Problem, aber dann, dann gibt es keine Familie«* (01:091), oder: *»Also ich werde nie ganz aufhören zu arbeiten. Das ist für mich klar. Und wenn ich keinen Freund habe, der dem entgegen kommt,*

*dann haben wir keine Kinder*« (17:078) oder: *»dann hätte ich schon gar keine Kinder mit ihm, wenn er nicht dieselben Ansichten (bezüglich Arbeitsteilung) hätte. (lacht)«* (22:082), und: *»ich glaube eine Frau, die sich sowieso mehr für den Beruf interessiert, als für ihre Kinder, ist eigentlich jemand, der mir nicht so ... vom Dings her entsprechen würde. [...] ich kann mir diese Frau nicht vorstellen, die sich völlig aus der Erziehung raus nimmt ... und zum Haushalt raus ... das kann ich mir gar nicht vorstellen, eigentlich«* (21:098). Diese Aussagen machen deutlich, dass übereinstimmende Vorstellungen eines Paares bezüglich Arbeitsteilung in der Familie Voraussetzung für Kinder bilden. Wie die Arbeitsteilung von den jungen Erwachsenen im Detail verhandelt wird, ist wie erwähnt Thema des Kapitels 8. Für die Norm des Passens ist es jedoch entscheidend, dass eine Einigkeit bezüglich Arbeitsteilung eine weitere Bedingung für eine Realisierung des Kinderwunsches darstellt.

Ein nächster Aspekt des Passens betrifft das Geld. Der finanziellen Komponente wird dabei sowohl von Frauen wie von Männern hohe Bedeutung beigemessen. So formuliert eine Aussage beispielsweise, jetzt Kinder zu haben, hieße am Existenzminimum zu leben und dem Kind wegen Geldmangels die Teilnahme an Ausflügen und Klassenfahrten verbieten zu müssen. Weitere Aussagen zu den finanziellen Voraussetzungen fürs Kinderhaben lauten beispielsweise: *»was für mich eine ganz große Frage ist, ist einfach auch noch das Finanzielle, was das anbelangt. [...] Einfach – bevor ich Kinder habe, muss irgendwie mein Konto noch ein bisschen mehr Geld auf der Seite haben als es jetzt hat«* (16:112–114), *»Was auch billiger ist, ohne Kinder, abgesehen davon ... ich meine, Finanzen spielen auch noch eine Rolle«* (22:088), *»(jetzt Kinder zu haben) das ginge ja finanziell gar nicht«* (05:192) oder: *»man muss immer schauen, was hat man für einen Mann, wie sind die finanziellen – also die finanzielle Lage und, das sind alles so ein bisschen die Aspekte, auf die ich einfach Wert lege. Also ich finde, man muss nicht einfach ein Kind auf die Welt stellen und ja-ja, jetzt nur weil man den Mann liebt, und ... es braucht schon ein bisschen mehr«* (08:127). Kinder sollte man also erst haben, wenn man sie sich finanziell leisten kann.

Zusätzlich zu den bereits genannten Voraussetzungen beinhaltet die Norm des Passens, dass sich beide Personen in einer Partnerschaft auch psychisch bereit fühlen, die Verantwortung für ein Kind zu übernehmen. Die Rhetorik des Bereitseins für Kinder findet sich beispielsweise in der Aussage eines Interviewpartners, dessen Partnerin bereits einige Jahre älter ist. Er erzählt, Aufgrund des Alters seiner Freundin müssten sie eigentlich langsam ans Kinderkriegen denken, jedoch fühle er sich einfach noch zu jung für

Kinder. Eine ähnliche Formulierung findet sich in folgender Aussage: *»Also ich könnte jetzt noch nicht diejenige sein, die daheim hockt und ein kleines Kind auf dem Arm hat«* (17:080). Das Thema der Bereitschaft für ein Kind nimmt insbesondere in den Erzählungen der Befragten, die in einer längeren Beziehung leben, einen großen Raum ein. Eine Interviewpartnerin fasst die Situation in ihrer Partnerschaft zusammen: *»Er wäre jetzt sofort bereit (Kinder zu haben) und ich merke immer mehr, jetzt im Moment noch nicht. Ich denke, das könnte dann vielleicht schon auch dereinst zum Problem werden«* (02:186). In einem anderen Fall ist es die Partnerin, die gerne Mutter werden möchte: *»Es ist mir bewusst, dass ich im Prinzip jetzt, ja, ihre ... ihre Pläne durchkreuze. ... ihre Vorstellung vom Leben kreuze, ja. [...] Ich bin heilfroh, wenn wir nicht darüber (übers Kinderhaben) diskutieren müssen, weil für mich ist es einfach noch nicht so weit«* (21:118). Den Begriff der Bereitschaft für Kinder machen die jungen Erwachsenen in ihren Erzählungen an unterschiedlichen Eigenschaften fest. Für Kinder bereit zu sein, kann an die Vorstellung einer bestimmten Altersgrenze gebunden sein, an eine Reife der Persönlichkeit oder an bestimmte Erlebnisse und Erfahrungen, die man vorher gemacht haben möchte. Bereitschaft kann auch beinhalten, die antizipierten Veränderungen und Einschränkungen, die ein Leben mit Kindern mit sich bringen wird, zu akzeptieren.

Zusammengefasst lässt sich in den Äußerungen der jungen Erwachsenen eine dominante Norm um den Begriff des Passens feststellen. Diese postuliert eine ganze Reihe von Voraussetzungen, die gegeben sein müssen, bevor man Kinder kriegen sollte. Neben Anforderungen an die finanzielle und berufliche Situation, erfordern diese insbesondere eine feste Partnerschaft, in welcher beide Personen eine Bereitschaft zum Kinderhaben äußern und ähnliche Vorstellungen zur gewünschten Arbeitsteilung in der Familie mitbringen. Anzumerken ist hierbei, dass die Voraussetzung, verheiratet zu sein, in den Erzählungen nur eine untergeordnete Rolle spielt.

## 5.4 Dann hat man besser keine Kinder

Das dritte Aussagemuster, welches dem Kinderkriegen als selbstverständliche Lebensaufgabe entgegensteht, basiert auf der Annahme, dass Kinder heutzutage nicht einfach geboren, sondern geplant werden. Die Befragten gehen davon aus, dass junge Erwachsene stets Schwangerschaftsverhütungs-

mittel benutzen und auf diese erst dann verzichten, wenn alle Voraussetzungen stimmen und sie sich bewusst für ein Kind entschieden haben. »Solche Sachen müssen vororganisiert sein. Ich finde, einfach mal Kinder auf die Welt stellen und dann schauen – nehmen, wie’s kommt, das funktioniert eben nicht« (17:078), »Also ich finde, das muss gut überlegt sein. ... Nicht einfach so aus einer Laune raus, ja-a, jetzt haben wir mal ein paar Kinder« (22:092) und: »wenn ich Kinder habe ... oder haben würde [...] Also ich müsste das schon ganz gut verantworten können« (19:076), wird die Norm formuliert. Wer gegen sie verstößt, wird als unverantwortlich taxiert. In zahlreichen Varianten finden sich in den Interviews Geschichten von unüberlegter Elternschaft, die als Negativbeispiele dienen. Ein Interviewpartner erzählt von Kindern in seinem Jugendverein, die arm dran seien, weil ihre Eltern »keine guten Voraussetzungen« (19:076) für eine Familiengründung mitgebracht hätten. »Man sieht auch die traurigen Geschichten hinten dran und das ist abschreckend, ja. Dass du sagen musst, das möchte ich dann schon nicht« (19:076). Er erläutert an dieser Stelle jedoch nicht genauer, was die erwähnten schlechten Voraussetzungen für ihn konkret beinhalten. Weitere Aussagen verweisen auf Kinder, die psychische Probleme ihrer Eltern mittragen müssen: »Und ich habe zum Teil gedacht, Gott im Himmel, (du hast selber) so riesige Probleme und dann stellst du auch noch einen kleinen Scheißer auf die Welt« (16:116). Sie verurteilen Frauen, die ohne langfristige Partnerschaft aus blinder Verliebtheit bereits in den ersten Monaten einer Beziehung »gleich ein Kind gemacht« haben (08:155). Sie entrüsten sich über Eltern, die Kinder kriegen, obwohl sie gar keine Zeit für sie hätten, sodass die Kleinen ihre Betreuerinnen im Kinderhort besser kennen würden als die eigenen Eltern.

Das Gemeinsame dieser Geschichten liegt in sehr konkreten Vorstellungen davon, welches die notwendigen Voraussetzungen für ein glückliches Kinderleben sind, sowie den daraus folgenden Schuldzuweisungen an die Eltern und Mitleidsbekundungen gegenüber den Kindern. Aus den präsentierten Negativbeispielen wird stets der Schluss gezogen, diese Leute hätten besser keine Kinder gehabt. Dieses Postulat übertragen sie auch auf ihre eigene Zukunftsplanung. Wenn nicht optimale Voraussetzungen gegeben sind, dann soll man darauf verzichten, den eigenen Kinderwunsch zu realisieren. Die Formulierung »dann hat man besser keine Kinder« kann dabei auf jeden einzelnen der oben genannten Faktoren des Passens bezogen werden. In der folgenden Aussage wird sie beispielsweise mit Bezug auf die Arbeitsteilung in der Familie angewandt. Wenn der Mann nicht einen Teil der Kinderbetreuung übernehmen will, erklärt eine Interviewpartnerin, »dann

*muss man auch keine Kinder in die Welt stellen. Das ist ganz klar*« (17:078). Ein anderer Interviewpartner erzählt im Zusammenhang mit seinen Karriereperspektiven im Beruf, wenn er seinen Traumjob kriegen würde, dann wäre er bereit, sehr viel in den Beruf zu investieren: *»Aber ich denke, ich würde dann lieber keine Familie wollen. Ja. ... Weil ich einfach Angst hätte, dass sie darunter leiden würde*« (01:222). Und ebenfalls mit Blick auf die zeitliche Verfügbarkeit der Eltern wird formuliert: *»lieber keine Kinder haben als Kinder, für die man nicht da ist*« (20:046).

Sowohl der Anforderung des Passens, wie auch der geforderten Konsequenz, dass man bei suboptimalen Voraussetzungen besser keine Kinder hat, wird von den jungen Erwachsenen kaum widersprochen. Es finden sich folgende zwei Aussagen, in welchen Alternativen zur Norm geplanter Kinder diskutiert werden: *»Ich sage immer allen, am liebsten hätte ich, wenn ich einfach schwanger werden würde. ... Aber das wirst du nicht. Also wenn du seriös mit der Verhütung umgehst, dann wirst du es nicht. ... Und ich bin seriös genug, dass ich es nicht einfach so werde. ... Und deshalb ist es eigentlich eine blöde Aussage, also eine, die nicht auf mich zutrifft*« (16:112). Die zitierte Interviewpartnerin wünscht sich, ungeplant schwanger zu werden. Dies böte die Möglichkeit, ein Kind zu haben, ohne die umfangreichen Anforderungen des Passens erfüllen zu müssen. Diese Möglichkeit zu ergreifen, hieße jedoch, unseriös bzw. verantwortungslos zu sein. Aus diesem Grund distanziert sich die Befragte sogleich wieder von der Idee einer ungewollten Schwangerschaft. In der Aussage einer zweiten Interviewpartnerin, die sich bereits seit längerer Zeit ein Kind wünscht, wird die ungewollte Schwangerschaft in einem weniger problematischen Licht dargestellt: *»Wenn es dann irgendwie so wäre (d.h. die Sprecherin unverhofft schwanger würde), dann würden wir dann schon irgendwie Lösungen finden. Dann wäre es dann halt einfach so. Und ich habe das Gefühl, es gibt sowieso nie den richtigen Zeitpunkt. Also wenn du das ganze Leben auf den richtigen Zeitpunkt wartest zum Kinderkriegen, dann ist es dann irgendwann zu spät*« (05:194). Entgegen der Norm *»dann hat man besser keine Kinder*« zeichnet diese Aussage ein positives Bild von Elternschaft, ohne dass die Voraussetzungen als optimal empfunden werden. Mit ihrer Infragestellung des richtigen Zeitpunkts für Kinder weist gleichzeitig auf eine folgenreiche Konsequenz dieser Anforderung hin. Darf nur Kinder haben, wer sämtliche Anforderungen des Passens erfüllt, so wird es viele Paare geben, die ihren Kinderwunsch nie realisieren können.

## 5.5 Widersprüche in der Kinderfrage

Stellt man die oben nachgezeichneten Aussagemuster zum Kinderwunsch einander gegenüber, so wird ein Spannungsfeld sichtbar. Einerseits gehört es zu einem erfüllten Leben, eigene Kinder zu haben. Die Norm schließt jedoch erstens Homosexuelle aus. Und zweitens besteht die Anforderung, um Kinder zu haben, müssen die Lebensumstände »passen«. Dies beinhaltet eine langfristig angelegte Partnerschaft und kongruente Ansichten beider Personen bezüglich der familialen Arbeitsteilung. Darüber hinaus müssen beide Personen ihre Ausbildung abgeschlossen, im Beruf Fuß gefasst, genügend Geld auf die Seite gelegt haben und sich bereit fühlen, Kinder zu kriegen. Ist dies nicht der Fall, dann verzichtet man besser auf die Realisierung des Kinderwunsches. Wer gegen diese Norm verstößt, setzt sich einem Fahrlässigkeits- und Egoismusvorwurf aus. Kinder zu kriegen, ohne optimale Voraussetzungen dafür mitzubringen, heißt, die eigenen Bedürfnisse über das Wohl der Kinder zu stellen und damit unverantwortlich zu handeln. Sind die Voraussetzungen schlecht, so die Annahme, wird das Kind kein gutes Leben haben. Und die Eltern sind schuld daran. Die jungen Erwachsenen machen mit ihren Aussagen zur Familiengründung folglich ein Feld verschiedener gleichzeitig vorhandener und sich teilweise widersprechender Normen sichtbar.

## 6. Elternschaft – Vatersein – Muttersein

In den Erzählungen der jungen Erwachsenen zu ihren Zukunftsvorstellungen bezüglich Familiengründung finden sich unter anderem Aussagen dazu, wie die Befragten es sich vorstellen, dereinst Mutter oder Vater zu sein. Die sich darin manifestierenden Aussagemuster rund um Elternschaft stehen im Zentrum dieses Kapitels. Im Gegensatz zu anderen Themen wird den jungen Erwachsenen hierbei von vornherein eine geschlechtsspezifische Subjektposition zugewiesen. Sie werden entweder als zukünftige Mütter oder als zukünftige Väter angesprochen. Der Unterscheidungszwang ist unter anderem sprachlich bedingt. Die deutsche (wie auch die schweizerdeutsche) Sprache verfügt (noch) über keinen Begriff, um eine Person als Mutter bzw. Vater anzusprechen, der keine geschlechtliche Markierung besitzt. Zwar existiert das Konzept »Elternschaft«, sowie das lediglich in der Mehrzahl verwendbare Substantiv »die Eltern«, als Kombination aus Mutter und Vater. In bestimmten Kontexten ist es darüber hinaus möglich, auf synonyme Begriffe wie »der Elternteil« oder »die erziehungsberechtigte Person« auszuweichen. Zum Beispiel wäre die Bitte einer Schule denkbar, am Schulinformationsabend solle von jedem Kind mindestens ein Elternteil anwesend sein. Der Begriff das »Elter« in Einzahl ist jedoch in der Alltagssprache nicht verständlich. Das Fehlen einer singularischen Bezeichnung zeigt sich beispielsweise auch in der Wortschöpfung »Einelternfamilie«, die durch das Zusammenfügen von »Ein« und »Eltern« als Plural einen Widerspruch in sich trägt.

Als Konsequenz davon ist es für mich als Interviewerin nicht möglich, die Frage: »Was hast du für eine Vorstellung von dir selbst als Vater/Mutter?« zu stellen, ohne die befragten Personen nach Geschlecht zu sortieren (siehe Interviewleitfaden in Kapitel 3.3 und im Anhang).<sup>3</sup> Ich bin gezwungen, be-

---

<sup>3</sup> Im Gegensatz zum Deutschen existieren in der englischen wie auch in der französischen Sprache die Begriffe »a parent« bzw. »un parent« in Einzahl. So wäre beispielsweise die Frage möglich: »How do you imagine yourself as a parent?« Die Existenz des singularischen Begriffs bedeutet jedoch nicht, dass die Formulierungen »as a parent«, »as a mother« und »as a father« austauschbar sind.

reits in der Fragestellung Männer und Frauen unterschiedlich anzusprechen. Das Nichtvorhandensein eines entsprechenden Begriffs bedeutet erstmal lediglich, dass in der deutschen Sprache (bisher) kein Bedürfnis oder keine Notwendigkeit bestand, eine geschlechtslose Bezeichnung für ein Elternteil hervorzubringen. Das in der gegenwärtigen Gesellschaft vorhandene Verständnis von Elternschaft ist folglich nur als Zusammensetzung aus den zwei zwingend zu unterscheidenden Konzepten Mutterschaft und Vaterschaft denkbar. Diese begriffliche Trennung trägt mit dazu bei, die Vergeschlechtlichung von Elternschaft aufrechtzuerhalten und zu reproduzieren. Im Folgenden will ich der Frage nachgehen, welche Normen mit dem Muttersein auf der einen und dem Vatersein auf der anderen Seite verbunden sind.

## 6.1 Defizitäre und veraltete Väter: das nicht-Tun und die verborgene Liebe

Als erstes bat ich meine GesprächspartnerInnen in den Interviews jeweils, über ihr Aufwachsen zu erzählen (siehe Interviewleitfaden in Kapitel 3.3 und im Anhang). Unter anderem in diesen Einstiegspassagen finden sich Erzählungen dazu, wie die jungen Erwachsenen ihre eigenen Väter erlebten und erleben. Die Analyse der Aussagen über die Väter der jungen Erwachsenen bringt ein auffällig negativ konnotiertes Vaterbild zum Vorschein. Wo die Befragten von ihren Vätern erzählen, werden hauptsächlich deren Defizite genannt. Ganz besonders kritisch werden jene Väter beurteilt, die ihre Familien verlassen haben. Zum Beispiel lauten solche Aussagen: *»ihn hat es irgendwie gar nicht gekratzt, weil er ein schönes Leben hatte. Er ging wieder ins Ausland für zwei, drei Jahre, um sein Leben zu genießen mit seiner Freundin. Dann war er wieder hier und dort und so ging das. Oder. Und dann waren wir dann einfach plötzlich erwachsen und das sind dann meine Kinder und gut ist es. Ja. Er hat auch gar nichts gewusst von uns. Er hat auch gar nie gefragt. [...] Und von dem her war es nie das Verhältnis, das ... also man kann verzichten darauf«* (08:046), *»Er würde jetzt auch nie anrufen, hey, wie geht es dir oder so. Und er war auch nie da, als es mir scheiße ging. Egal, er weiß eigentlich nichts wirklich Tiefgründiges über mich, oder. Weiß nicht, wie ich ticke oder wie ich jetzt aussehe. Er hat keine Ahnung«* (18:060) oder: *»Und das ist halt, dass er sich nicht um uns gesorgt hat. Er hat sich auch nicht irgendwie wahnsinnig uns angenommen, wenn wir ein Problem hatten. Er hat zwar immer gesagt, ich*



*könnte mit ihm alles besprechen. Aber ich habe dann gemerkt, wenn ich ihm Sachen sagte, die ihm nicht passten, dann ging er in die Luft oder so. Und dann sagte ich irgendwann nichts mehr*« (03:062). Der Hauptkritikpunkt, der in diesen Beispielen genannt wird, ist ein ganz grundsätzlich fehlendes Interesse des Vaters an seinen Kindern. Er habe kaum Kontakt und suche diesen auch nicht. Er Sorge sich nicht darum, wie es ihnen gehe und zeige ihnen nicht, was sie ihm bedeuteten: *»mein Vater, das konnte er bei mir auch nicht, er konnte nie – er hat mir nie gesagt, hey, ich liebe dich oder ich habe dich lieb oder so. Nie*« (18:052). Das mangelnde Interesse dieser Väter manifestiert sich in den Interviews in zahlreichen weiteren Episoden, in welchen die jungen Erwachsenen berichten, wie sie von ihren Vätern enttäuscht, abgeschoben und vergessen wurden.

Daneben findet die ausgebliebene finanzielle Unterstützung häufig Erwähnung: *»Er hat einfach nicht bezahlt, Alimente oder so. Er hat einfach gesagt, er hat nie Geld*« (03:062), *»mein Vater war selbständig, der hat seinen Stutz verdient und ist einfach auf seinem Geld gesessen*« (09:038), *»Und das Schlimme ist an dem Ganzen, dass er ja Millionär war und wir Kinder davon gar nichts hatten. Nie*« (08:042) *»Geld ... mein Vater hat uns nichts gegeben von dem her, und wir mussten wirklich auch unten durch*« (18:036). Auffällig in fast allen hier zitierten Aussagen sind die wiederholt verwendeten Begriffe »nicht« und »nie«. Der Vater, der sich von der Familie getrennt hat, wird dadurch charakterisiert, was er nicht getan hat. Er war nicht da, hat sich nicht interessiert, nicht gefragt, nicht gekümmert, nicht gesorgt, nicht bezahlt. Als Konsequenz dieses nicht- und nie-Tuns, sprechen mehrere Erzählpersonen ihren Vätern die Vaterschaft ab: *»der ist weder Vater noch guter Kollege [...] er hat mich in die Welt geschaffen, blöd gesagt, aber mehr nicht*« (09:054), *»Mein Vater ist überhaupt nicht väterlich. Auf keine Art und Weise*« (18:054). Eine andere Interviewpartnerin erzählt davon, wie sich ihre Eltern getrennt hätten, und schließt: *»meine Familie ist meine Großmutter und meine Mutter*« (10:010). Auch sie erklärt ihren Vater damit in ihrer Familie als nicht existent. Die Aberkennung des Vaterstatus, sowie die zahlreichen Aufzählungen dessen, was der eigene Vater alles nicht getan hat, geben im Umkehrschluss einen ersten Hinweis, wodurch sich Vaterschaft definiert: ein Vater ist gemäß dieser Erzählungen nicht nur Erzeuger, sondern er zeichnet sich durch genau jene Tätigkeiten aus, welche die jungen Erwachsenen ihren Trennungsvätern absprechen: er ist für die Kinder da, interessiert sich, sorgt sich und bezahlt ihren Lebensunterhalt.

Während die Trennungsväter fast durchwegs als Negativbeispiele von Vaterschaft auftreten, fällt die Darstellung der übrigen Väter differenzierter aus. Auch sie ist jedoch dominiert durch das Aussagemuster des nicht-Tuns. Ein erstes Aussagenbündel konzentriert sich auf das »nicht da Sein«. Die jungen Erwachsenen erzählen typischerweise, ihr Vater habe viel gearbeitet und sei oft abwesend gewesen. Die Kindererziehung habe er weitgehend der Mutter überlassen: *»er war dann nicht mehr viel daheim und am Wochenende hat er auch viel gelernt«* (04:078) *»ich kann mich irgendwie nicht erinnern, dass ich sehr ... viel mit ihm zu tun hatte«* (05:048), *»ich (habe) meinen Vater nachher sehr selten gesehen. Er hat 100 Prozent gearbeitet und er war permanent an Sitzungen bis spät am Abend und am Wochenende«* (11:014), *»Und mein Vater, der hat einfach irgendwie – wie gesagt eigentlich nicht ... viele Pflichten übernommen ... in der ganzen Erziehungsarbeit. Und durch das habe ich irgendwie auch nicht so ein Bild, wie er war als Vater. Er war relativ – er hat auch noch neben seinem hundert – er hat im Büro gearbeitet, er hat bei der Firma gearbeitet und nachher war er noch extern für dort unterwegs, aber das war dann zusätzlich zu den hundert Prozent, die er angestellt war und dann noch sein Vereinszeugs. Und das ist halt alles so ein bisschen in meine ersten zehn Jahre rein gefallen, oder, er war recht abwesend dann«* (12:143), *»Mein Vater hat einfach immer gearbeitet. [...] für ihn hat das Leben eigentlich aus Arbeiten bestanden und ... mit Erziehung hat er sich ähm ... wenig bis gar nicht eigentlich auseinandergesetzt«* (21:008–012). Diese Beispiele dokumentieren das Abwesend-Sein des Vaters als wiederholt auftretendes Muster. In den meisten Fällen wird es mit der Erwerbsarbeit begründet. Im Gegensatz zu den eingangs zitierten Interviewausschnitten über Väter, die ihre Familien verlassen haben, wird die Abwesenheit hier jedoch nicht per se mit einem Desinteresse an den Kindern verknüpft.

Ein zweites wiederkehrendes Element des nie- und nicht-Tuns bezieht sich auf Gespräche mit dem Vater über Probleme und Gefühle: *»Ich (habe) mit meinem Vater nie so persönliche Gespräche geführt«* (11:084), *»Jetzt ist es aber auch so, dass ich eigentlich nie ... so Gespräche groß mit meinem Vater habe [...] das ist eigentlich etwas, was es bei uns nie gegeben hat, dass man so irgendwie über etwas ... Zukunftspläne oder irgendetwas diskutiert, mit dem Vater«* (21:067), *»mit meinem Vater habe ich ähm ... ist es heute so, durch das, dass wir das (offen Reden) halt nicht so konnten, ist es auch nicht so toll, weil wir einander auch nicht so viel zu sagen haben. Also krass gesagt«* (12:113). Analog zur Anwesenheit werden auch die Gespräche mit dem Vater als ein nicht-Tun, ein Mangel oder ein Fehlen dargestellt. Über Probleme, Wün-

sche und Gefühle zu sprechen, zeigen die Interviewausschnitte, sei mit dem Vater nicht möglich. Als Konsequenz davon bezeichnen die jungen Erwachsenen ihre Beziehung zum Vater als nicht besonders eng oder als distanziert. Er sei, formuliert ein Interviewpartner beispielsweise »für mich nicht spürbar [...] nicht so ... fassbar« (14:018).

Neben nicht-Tun zeigt sich ein zweites Aussagemuster, welches man als diskursive Rehabilitation bezeichnen könnte. Die Interviewtranskripte enthalten in zahlreichen Variationen Aussagen, die versuchen, den eigenen Vater in ein besseres Licht zu rücken. Sie versehen sein nicht-Tun mit Begründungen, um es damit zu rechtfertigen. Sie bringen eine Art Entschuldigung für die in ihren Augen defizitäre Vaterschaft ihrer Väter vor. Eine wiederholt auftretende Argumentationsweise ist beispielsweise, dem Vater seien die Kinder durchaus wichtig, es gelinge ihm bloß nicht, dies zu zeigen: »mein Vater ... er – also ich möchte es jetzt so sagen – ich merke bei ihm schon, dass er mich gern hat – [...] aber ähm ... er kann mir das nicht direkt sagen« (24:024), »mein Vater ist so – die Kinder sind schon ... noch recht wichtig, aber man merkt es nicht« (16:020), »also bei meinem Vater würde ich schon sagen ... zuerst ... ja, im Kopf ist vielleicht schon zuerst die Familie, aber ich würde sagen, die Arbeit ist halt schon etwas vom Wichtigsten. [...] Es bleibt ihm dann einfach ein bisschen weniger Zeit für die Familie, die er eigentlich schon gerne hat und das spürt man ja auch, dass er – er will ja immer das Beste, das spürt man auch. Er kann es einfach nicht so zeigen« (13:016). Auch in diesen Zitaten wiederholen sich Formulierungen des nicht-Tuns. Der Vater kann es nicht sagen, nicht zeigen, lässt es sich nicht anmerken. Jedoch wird ihm ein Interesse, eine unterliegende Liebe gegenüber den Kindern zugeschrieben. Dem Vater gelingt es nicht, seine Wertschätzung gegenüber den Kindern aktiv zu »zeigen« oder zu »sagen«. Die jungen Erwachsenen entschuldigen dieses als Schwäche interpretierte nicht-Tun jedoch, indem sie auf ihr eigenes Tun verweisen: ihnen gelingt es, seine Liebe zu »merken« oder zu »spüren«.

Darüber hinaus enthalten die Aussagen oft weitere Rechtfertigungen für das Verhalten des Vaters. Ein wiederkehrendes Aussagemuster basiert auf der Konstruktion einer Unterscheidung zwischen der früheren und der heutigen Zeit. Ein Interviewpartner formuliert beispielsweise: »Er ist halt noch von der alten Schule: Die Frau macht den Haushalt und der Mann geht arbeiten« (24:016). Der Verweis auf die »alte Schule«, welcher der betreffende Vater angehöre, beinhaltet die Vorstellung einer gesellschaftlichen Veränderung. Um von einer alten Schule sprechen zu können, muss es inzwischen eine neue Schule geben, die andere Normen von Vaterschaft propagiert.

Das nicht-Tun des Vaters wird dann mit seiner Zugehörigkeit zu einer früheren Generation erklärt, für welche noch die Vaterschaftsnormen der »alten Schule« Gültigkeit hatten. Eine ähnlich konstruierte Rechtfertigung findet sich in folgendem Zitat: *»Die Rolle des Vaters ist in Bezug auf die Beziehung sicher zu kurz gekommen. Aber ... also ich habe nicht das Gefühl, dass ich jetzt da irgendwie eine Lücke hätte oder so. Es war halt einfach so bei meinen Eltern«* (12:004). In dieser Aussage wird die Rolle des Vaters aus Sicht des jungen Erwachsenen erstmal als ungenügend beurteilt. Mit der anschließenden Formulierung »es war halt einfach so« entschuldigt er es mit dem Verweis auf eine frühere Normalität, die sich von der heutigen unterscheidet. Eine weitere Person formuliert: *»dass sie nicht realisiert haben, du kannst ja auch in dieser Rollenverteilung drin, Mann geht arbeiten, Frau ist daheim – dass du als Vater zum Beispiel realisierst, hey, ich habe – dass die Beziehung zum Kind genauso wichtig ist und ich glaube, das hat mein Vater ein bisschen verpasst. Und das – ich muss sagen, das – das werfe ich ihm schon vor. ... Und das kann er nicht nachvollziehen, dass er so extrem in dieses Schema reingedrängt worden ist, dass ihm gar nicht bewusst war, was da gut ist und was nicht«* (12:127). In diesem Beispiel wirft die sprechende Person ihrem Vater vor, er habe es verpasst, eine Beziehung zu seinem Kind aufzubauen. Erklärt wird dieses Versäumnis mit dem Verweis auf ein »Schema«, in welches der Vater gedrängt worden sei. Für den Vater sei das Schema, sprich die zuvor erwähnte Rollenverteilung in der Familie, welche dem Vater die Erwerbsarbeit, der Mutter die Kindererziehung und Hausarbeit zuweist, nicht als solches sichtbar gewesen. Der junge Erwachsene hingegen spricht aus einer Position, in der die Norm ihre einstige Selbstverständlichkeit eingebüsst hat. Da sich das Schema von Normalität verändert hat, ist es für ihn sichtbar und auch kritisierbar geworden.

Die Erzählungen der jungen Erwachsenen enthalten nicht ausschließlich Passagen, in denen ihre Väter als defizitär bewertet werden. Es finden sich einige positiv dargestellte Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse, beispielsweise Ausflüge in den Zoo, Fahrradfahrten und Wanderungen, gemeinsames Spielen und Basteln, etc. Eine Interviewpartnerin erzählt zum Beispiel: *»am Sonntag hat er viel mit uns wirklich Sachen unternommen, die wir machen wollten. Sind wir viel mit ihm auch spazieren gegangen oder in die Berge und dann hat er uns immer auf den Schultern reiten lassen oder einfach so – all das, was wir unter der Woche nicht so viel hatten, weil er gearbeitet hat, von ihm, hat er uns dann am Samstag und Sonntag jeweils wieder zurückgegeben, eigentlich«* (02:036). Diese Aussage berichtet von gemeinsam mit dem Vater verbrach-

ter Zeit an Wochenenden, welche die Sprecherin positiv erlebt hat. Selbst dieser Erzählausschnitt enthält jedoch eine Referenz auf das nicht-Tun, beziehungsweise das Nicht-Haben. So wird die gemeinsame Zeit mit dem Vater als Kompensation für seine Abwesenheit unter der Woche präsentiert. Er muss etwas »zurückgeben«, was den Kindern weggenommen wurde. Implizit ist folglich auch in diesem Zitat die Vorstellung präsent, der Vater hätte unter der Woche häufiger anwesend sein müssen.

Abgesehen von Erzählungen über positiv gewertete gemeinsame Erlebnisse mit dem Vater, gibt es auch Interviews, in denen das Aussagemuster des nicht-Tuns nicht vorkommt. Wie sich zeigt, stellen diese jungen Erwachsenen ihre Väter jedoch typischerweise als außergewöhnlich dar. Ein Interviewpartner erzählt beispielsweise gleich zu Beginn des Gesprächs, seine Eltern hätten ihre Rollen getauscht, als er ungefähr zehn Jahre alt gewesen sei. Von da an sei seine Mutter vollzeitlich erwerbstätig gewesen und sein Vater habe die Hausarbeiten übernommen. Von seinem Vater erzogen zu werden, beschreibt er als ungewöhnlich. Er habe seinen Vater in einem »anderen Rollenbild« erlebt, was eine »sehr interessante« und »spannende« Erfahrung gewesen sei und ihn »geprägt« habe (01:004). In seinem Interview finden sich keine Aussagen des väterlichen nicht-Tuns. Mit der Erwähnung der anderen – d.h. nicht gewöhnlichen – Arbeitsteilung der Eltern, wird der Vater jedoch gleich zu Beginn als Ausnahmefather markiert. Eine zweite Erzählperson formuliert: *»Also für meinen Vater hat sich diese Frage nie gestellt, dass er ... wenn dieses Kind auf die Welt kommt... nicht mit der Arbeit zurück gehen sollte, um meine Mutter zu entlasten. Einerseits, weil er teilhaben will am – am Heranwachsen von seinem Kind weil er im gleichen Sinn eine Bezugsperson sein will und ähm ... .. ja, weil er auch wirklich Vater sein will, wie eine Mutter Mutter ist. Und das haben sie wirklich durchgezogen, auch – also ich habe auch ab und zu noch Geschichten gehört, jetzt im Nachhinein, wie das für meinen Vater anscheinend nicht einfach war ... als einziger Mann in dieses Mu-Ki-Turnen, also da gab es Leute, die Sprüche gemacht haben und so ... und – ja , weil einfach, das macht doch die Mutter und der Vater geht Geld verdienen«* (11:010) Gemäß dieser Aussage sei es für den betreffenden Vater zwar selbstverständlich gewesen, einen Teil der Kinderbetreuung zu übernehmen, jedoch nicht für sein Umfeld. Der Verstoß gegen die Norm sei als unangemessen kommentiert worden und habe es dem Vater schwierig gemacht, sein Verständnis von Vaterschaft zu leben. Auch in dieser Aussage gilt das Engagement des Vaters in der Kinderbetreuung folglich als außergewöhnlich. Treten in diesen Interviews anstelle der Aussagen zu väterlichem

nicht-Tun Erzählungen von positiv erlebtem väterlichem Engagement auf, so sind diese vor dem Hintergrund zu lesen, dass die betreffenden InterviewpartnerInnen ihre Väter nicht als Norm- sondern als Ausnahmeväter verstehen.

Auffällig erscheint in den Aussagen der Befragten über ihre Väter außerdem, dass die Ernährerfunktion des Vaters, d.h. die finanzielle Versorgung der Familie, selten thematisiert wird. In den meisten Interviews findet sie lediglich in einem kurzen Nebensatz zur Arbeitsteilung der Eltern Erwähnung, zum Beispiel: *»sie hinter dem Herd und er geht das Geld verdienen. So«* (16:018). Sie wird jedoch nicht im positiven Sinne als Teil des Vaterseins explizit gemacht. Dass die Ernährerfunktion nicht als väterliche Leistung anerkannt wird, zeigt sich besonders deutlich im folgenden Interviewausschnitt. Auf meine Frage, inwiefern sein Vater väterlich sei, überlegt der Interviewpartner länger und sagt dann: *»Man kann es mal ein bisschen böse sagen, finanziell natürlich. Es ist eine Abhängigkeit da. Er finanziert das Studium [...] Aber als väterlich würde ich jetzt ... ist vielleicht der falsche Ausdruck«* (19:020). Mit der Formulierung »finanziell natürlich« stellt die Aussage die finanzielle Versorgungsleistung des Vaters als etwas Selbstverständliches dar, das im Grunde keiner Erwähnung bedarf. Es wäre gemäß dieser Aussage »böse«, sprich undankbar oder ungerecht, die Väterlichkeit des Vaters rein auf seine finanzielle Versorgungsfunktion zu reduzieren. Zwar kommt sie dem hier zitierten Interviewpartner zu Väterlichkeit als erstes in den Sinn, er weist sie jedoch als unpassend sogleich wieder zurück. Väterlichkeit sei dafür der falsche Begriff. Die finanzielle Versorgung passt folglich nicht zu den von diesem Interviewpartner gehegten Vorstellungen von Väterlichkeit. Neben dieser Dissoziation findet sich in folgendem Zitat ein weiteres Beispiel einer Abwertung der Ernährerfunktion für die Konstitution guter Vaterschaft: *»Mein Vater, er ist für mich vielleicht der typische – der prototypische Vater, der ... der halt arbeitet und halt nicht daheim ist. [...] Da ist er für mich nicht der ideale Vater. Obwohl, wieder diese Sache von vorher, ich weiß, er meint es gut und so weiter. Aber seine Ideen von – dass Wohlstand besser ist als ... dass man dann halt mehr daheim ist, das sind nicht so ganz meine Ideen«* (13:020). In dieser Aussage wird die finanzielle Versorgung der Familie – expliziert im Begriff »Wohlstand« – dem Anwesendsein gegenüber gestellt. Im Gegensatz zu ihrem Vater gibt die befragte Person letzterem Priorität. Ein idealer Vater würde gemäß dieser Aussage die Anwesenheit in der Familie höher gewichten als die Arbeit, bzw. den Gelderwerb. Daneben enthält das Zitat erneut Hinweise auf die oben erwähnten Aussagemuster des nicht-Tuns und der

Rehabilitation: Die Prioritätensetzung des Vaters wird als negativ beurteilt, aber nicht als außergewöhnlich erachtet, sondern gerade als typisch für seine Generation.

Explizite Erwähnung findet die Ernährerfunktion des Vaters hingegen in jenen Fällen, in denen sie gefährdet ist oder nicht erfüllt wird. Eine befragte Person erzählt beispielsweise davon, wie ihr Vater wiederholt von Arbeitslosigkeit bedroht gewesen sei: *»er ist ein bisschen so erzogen worden, dass er halt einfach – oder jetzt halt auch geprägt worden, dass er jetzt halt so schauen muss, dass das Geld rein kommt. [...] und ... da war er zum ersten Mal kurz vor dem Arbeitslossein und dann hat er sich halt – wurde ihm halt bewusst, dass er für die Ernährung der Familie zuständig ist (lacht peinlich berührt) [...] Und einfach so diese Stellenwechsel, ich denke, da wurde ihm einfach bewusst, dass er für die Ernährung der Familie da ist (lacht peinlich berührt) und das lebt er auch«* (06:053) Die Aussage nennt zwei Gründe, weshalb die Ernährerfunktion für den Vater eine große Bedeutung besitze, einerseits die Erziehung und andererseits die Erfahrung drohender Arbeitslosigkeit. Die finanzielle Versorgung der Familie muss als zentrale Aufgabe des Vaters folglich erst »bewusst werden«. Ihre Prominenz im Selbstverständnis des Vaters ist begründungsbedürftig. Das peinliche Lachen, das jeweils auf die Erwähnung der Ernährerrolle folgt, deutet dabei auf eine Distanzierung der Sprechenden von den Ansichten ihres Vaters hin. Es ist ihr unangenehm zu gestehen, dass der Vater die finanzielle Versorgung der Familie als seine Hauptaufgabe versteht. Das Lachen weist darauf hin, dass die Sprechende Person selbst Vaterschaft möglicherweise anders definieren würde. Ebenfalls prominent tritt die Ernährerfunktion des Vaters in jenen Interviews auf, in denen die Väter diese nicht erfüllen. So bildet sie in den zu Beginn dieses Kapitels zitierten Interviewausschnitten zu Vätern, die ihre Familien verlassen haben, ein zentrales Element von deren nicht-Tun. Die finanzielle Versorgung der Familie wird also lediglich dann als Aufgabe eines Vaters thematisiert, wenn sie gefährdet ist oder nicht erfüllt wird, sprich als Defizit auftritt. Dass Väter die Ernährerfunktion erfüllen, wird anderenfalls als weitgehend selbstverständlich erachtet, sodass sie in den Aussagen der jungen Erwachsenen zu ihren Vätern meist unsichtbar bleibt.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Erzählungen der jungen Erwachsenen über ihre Väter durch ein Aussagemuster des nicht-Tuns geprägt sind. Die Väter werden als defizitär dargestellt, indem von ihnen erwartete Tätigkeiten ins Zentrum gestellt werden, die diese nicht erfüllen. Die durch den Vater gewährleistete finanzielle Versorgung der Familie bleibt

dagegen weitgehend ausgeblendet. Hinzu kommt eine diskursive Rehabilitation, welche das Verhalten der Väter entschuldigt. Es wird von den jungen Erwachsenen als normal für die Zeit ihrer Kindheit, jedoch als ungenügend gemessen an heutigen Vorstellungen von Vaterschaft dargestellt. Die Aussagen in den Interviews illustrieren folglich eine Vorstellung von Wandel im Verständnis von Vaterschaft. Die Kriterien guter Vaterschaft, die für ihre Väter galten, sind für die jungen Erwachsenen nicht mehr gültig. Das folgende Kapitel wird nun der Frage nachgehen, mit welchen Vorstellungen von guter Vaterschaft sich die jungen Erwachsenen von ihren Vätern abgrenzen.

## 6.2 Neue Väter: Sich Zeit nehmen für gemeinsame Erlebnisse

Erzählen junge Erwachsene, wie sie sich beziehungsweise ihre Partner der-einst als Väter vorstellen, grenzen sie sich erstmal von ihren eigenen Vätern ab, zum Beispiel: *»Und ähm aus meiner Kindheit selber ... habe ich gemerkt, dass ich keinen Bezug zu meinem Vater habe und wenn ich eine Familie hätte, möchte ich sicher so etwas nie haben wollen. Weil wenn ich schon Kinder auf die Welt stelle, blöd gesagt, dann will ich auch mit diesen Kindern etwas machen können, etwas unternehmen und für sie da sein«* (09:122), *»so wie mein Vater will ich auf keinen Fall werden, das weiß ich«* (11:058), *»Er ist auch ganz ein anderer Typ als mein Vater ist. Vielleicht habe ich das auch ein bisschen gesucht. Jemand, der halt kommunikativ, jemand der halt offen ist ... weil ich das vielleicht eben daheim nicht so hatte von väterlicher Seite«* (24:078), *»im Vergleich zu meinem Vater möchte ich es schon ein bisschen anders machen. Ich möchte mehr für die Kinder da sein, vor allem für ihre persönlichen Probleme«* (21:092). Die zitierten Aussagen sind geprägt von der Idee, dass es die jungen Männer anders und besser machen wollen bzw. sollen als ihre eigenen Väter. Während die zitierten Interviewausschnitte diese Abgrenzung auf die individuelle Erfahrung in der eigenen Familie beziehen, formuliert es der folgende allgemeiner: *»Und das Verhältnis, das ich jetzt zu meinem Vater habe, das finde ich jetzt nicht wahnsinnig super. [...] Also ich möchte es schon gerne anders machen. Das wollen ja alle«* (03:262). Die ersten beiden Sätze des Zitats beziehen sich auch hier noch konkret auf die eigene Beziehung zum Vater. Der Dritte konstatiert jedoch mit der Formulierung, das würden alle wollen, einen generellen Trend. Der Wunsch »es besser zu machen als



der eigene Vater« zeigt sich als ein wiederkehrendes Muster in den Interviews.

Grundsätzlich liegt es nahe, dass die jungen Erwachsenen ihre Eltern als Referenz für ihre eigenen Vorstellungen von Vater- und Mutterschaft hinzuziehen und ihre Ideen in Abgrenzung von denen ihrer Eltern definieren. Die eigene Kindheit bietet vermutlich in den meisten Fällen die größte Quelle an unmittelbaren Erfahrungen gelebter Mutter- und Vaterschaft. Außerdem wird dieser Vergleich mit der Elterngeneration nicht zuletzt durch den Aufbau des Interviews nahe gelegt. Das Gespräch beginnt mit der Frage zum Aufwachsen und bewegt sich von da aus in Richtung der Zukunftsvorstellungen, unter anderem den Vorstellungen einer dereinst eigenen Elternschaft. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage der Aussagekräftigkeit der diskursiven Abgrenzung. Würde es denn nicht jede Generation junger Erwachsener besser machen wollen als ihre Eltern? Diese Frage kann mit der vorliegenden Studie nicht beantwortet werden. Bezeichnend ist jedoch, dass sich in Bezug auf Mutterschaft weder die Redeweise des »nicht-Tuns« noch des »Besser-Machens« in dieser Art finden lässt. Bevor ich zur diskursiven Konstruktion von Mutterschaft übergehe, möchte ich in diesem Kapitel noch näher analysieren, auf welche konkreten Tätigkeiten und Eigenschaften eines Vaters sich die gewünschte Verbesserung bezieht. Wie sich zeigt, kommt die finanzielle Versorgung der Familie erneut kaum zum Vorschein. In einer einzigen Aussage wird der Wunsch geäußert, den Kindern als Vater finanziell gute Voraussetzungen bieten zu können. Hingegen korrelieren die geäußerten Vorstellungen sehr stark mit dem Aussagemuster des »nicht-Tuns« aus dem vorangehenden Kapitel. Genau was ihre Väter nicht taten, würden sie tun wollen beziehungsweise von ihren Partnern erwarten.

Ein erster Aspekt, welcher bereits in den zuvor zitierten Beispielen der Abgrenzung vom Vater mehrfach zum Ausdruck kommt, liegt auf der emotionalen Nähe zum Kind und der Offenheit in der Kommunikation. Wenn die jungen Erwachsenen sich vorstellen, wie sie beziehungsweise ihre Partner dereinst als Väter sein werden, formulieren sie beispielsweise: »*offen für die Anliegen der Kinder auch. Also sehr nahe eigentlich bei den Kindern*« (19:096), »*ich habe ja nicht so eine offene Kommunikation erlebt in der Kindheit, dass man das halt irgendwie, dass es einfach – dass es offen ist*« (12:112), »*wo man Probleme oder Konflikte, wo man diese anspricht [...] was ich nicht so erlebt habe*« (14:092), »*die ganze Liebe und Zuwendung, wie ich sie erhalten habe, sicherlich auch meinen Kindern und der Partnerin weitergeben*« (20:121). Die Beziehung zum Vater soll »nahe« sein, sodass die Kinder auch mit ihren Sor-

gen und Problemen zu ihm kommen. Als Väter wollen sie die Anliegen der Kinder mit Offenheit und Verständnis aufnehmen, über Gefühle sprechen können, ihnen Zuwendung schenken und ihre Liebe zeigen. Der Vater soll – so das Aussagemuster – eine wichtige Bezugsperson für das Kind sein.

Der Schwerpunkt der Aussagen zur zukünftigen Vaterschaft dreht sich um die Zeit. Ein guter Vater zu sein heißt, sich Zeit für die Kinder zu nehmen, zum Beispiel: *»er wird ein guter Vater sein. ... Ich denke, er wird sich Zeit für seine Familie nehmen. [...] Für die Kinder da sein, mit den Kindern etwas machen«* (07:170–172), *»es kann [...] gut sein, dass man dann eine Zeit lang nicht da ist oder sonst irgendwie, weil man zu viel um die Ohren hat. Aber eigentlich immer mit dem Hindergrund – Gedanke ... es ist mein Kind, ich will für das da sein, wir wollen viel miteinander erleben«* (020:078), *»dass er sich auch Zeit nimmt für die Kinder. Ich möchte nicht einen Mann, der ... der, wie gesagt so – nur noch arbeiten will, dem das viel wichtiger ist«* (04:283). Sich Zeit für die Kinder zu nehmen tritt in den Aussagen wiederholt als Ideal guter Vaterschaft auf. Es bildet das Gegenstück zur Abwesenheit, welche die jungen Erwachsenen an ihren Vätern als Nicht-Da-Sein kritisierten. Gemeinsam mit den Kindern Zeit zu verbringen, gilt nicht als selbstverständliches Element von Vaterschaft, sondern als Schlüsselkriterium für die Definition eines guten Vaters. Die detailliertere Analyse dessen, was gemäß den Vorstellungen der jungen Erwachsenen in dieser gemeinsam verbrachten Zeit stattfindet, bringt zum Vorschein, dass es sich hauptsächlich um Freizeitaktivitäten handelt. Die folgenden Aussagen geben beispielhaft einige dieser Bilder von gemeinsamen Aktivitäten wider: *»Ich würde glaub' ich sehr viel unternehmen mit meinen Kindern. [...] ich habe da schon meine Vorstellungen, so Vorstellungen, weißt du ... der Kleine neben dir, der irgendwie ein Fußballleibchen trägt und mit dir an den Fußballmatch geht«* (23:102), *»Also ich stelle ihn mir als ganz lieben Papa vor, der sehr viel mit den Kindern auch macht [...] also er macht gerne Spiele, das sieht man auch – er spielt gerne Fußball, er spielt gerne sonst so Brettspiele oder so [...] Dass er da einen guten Draht auch hat zu Kindern, das kann ich mir gut vorstellen«* (24:068), *»wenn man etwas basteln, machen und tun möchte, dann geht man zum Vater. [...] weil die Mutter halt mehr daheim ist, durch das ist das halt mehr die Ansprechperson für die allgemeinen Sachen und der Vater mehr für die Freizeit sozusagen. Für die Action und für den Fun sage ich jetzt mal«* (20:080). Neben den in den Interviewausschnitten genannten umfasst die Zeit, die Väter mit ihren Kindern verbringen, unter anderem beispielsweise das Bauen von Baumhütten und Seifenkisten, Zoobesuche, Fahrradfahrten, Wanderungen

und weitere sportliche und spielerische Tätigkeiten, sowie gemeinsame Ferienerreisen. Die genannten Tätigkeiten weisen einige Gemeinsamkeiten auf. Erstens werden sie als ein aktiv sein, als Aktivitäten im engeren Sinne des Wortes, beschrieben. Typischerweise finden die Verben »etwas tun«, »etwas machen«, »etwas unternehmen«, »etwas erleben« Verwendung. Die meisten dieser Aktivitäten finden außer Haus statt. Sie werden nicht als wiederkehrende Alltagshandlungen dargestellt, sondern als einmalige, außergewöhnliche Tätigkeiten, die Vater und Kind als »Erlebnisse« in Erinnerung bleiben werden. Die mit dem Vater verbrachte Zeit wird folglich nicht als das Normale, das Alltägliche konstruiert, sondern als das Außergewöhnliche und damit Seltene. Es könnte mit dem neudeutschen Begriff der Quality Time umschrieben werden.

Eine zweite Gemeinsamkeit betrifft das Alter der Kinder. Die Vorstellungen von Vaterschaft konzentrieren sich auf ein Alter, in welchem die Kinder dem Kleinkindalter bereits entwachsen sind. Sie können Fußball spielen, Rad fahren und Basteln. Dass der Zeitraum, in welchem diese Vater-Kind-Aktivitäten stattfinden, erst dann beginnt, wenn die Kinder zumindest reden und gehen können, wird in einigen Aussagen auch explizit so formuliert, beispielsweise: *»ihm ist glaube ich sehr wichtig, dass er es lustig hat mit dem Kind... einfach Dummheiten machen. Also ja. Ich sehe es – also gut, das ist jetzt noch schwierig mit einem Baby oder so«* (16:182), *»er sagt einfach immer, er könne mit so Kindern nichts anfangen. Also wenn sie wirklich noch ganz klein sind. Er sagt, ja, was soll ich jetzt ein Kind auf den Arm nehmen, es spricht nicht mit mir, es schaut mich nicht an, es schläft ja den ganzen Tag, machen kann ich auch – spielen kann ich ja auch noch nicht und ... und ... dann – er kann es sich dann aber vorstellen, wenn sie anfangen zu reden und zu laufen. Dann ist es für ihn wieder gut«* (17:094). Eine weitere Interviewpartnerin formuliert, ihr Kind könne, wenn es dann mal im Kindergarten sei, schon auch öfters von seinem Vater betreut werden. Der Zeit, die Väter gemeinsam mit ihren Kindern verbringen, ist folglich die Vorstellung inhärent, dass Väter mit Babys noch nicht sehr viel anfangen können und ihre Funktion als Betreuer und Spielkamerad dann beginnt, wenn die Kinder gehen und reden können. In einer einzigen Aussage werden die Vorstellungen von gelebter Vaterschaft mit einem Kleinkind verbunden. Die Interviewpartnerin erzählt: *»wenn er wirklich dann das Kind über Nacht hat und so weiter, dann ... also das wird er natürlich auch wollen, aber ja, er wird Windeln wechseln, er wird Essen geben, er wird es trösten müssen und so weiter. Alles solche Sachen, wo mir dann wichtig ist, dass ich weiß, er kann das, oder. Und ich glaube dass er das können wird«*

(13:089). Indem sie Tätigkeiten beschreibt wie Windeln wechseln und Essen geben, beschäftigt sich die Aussage im Gegensatz zu den anderen mit der Betreuung eines Kleinkindes. In der eingangs angefügten Bemerkung, dass der Vater die Kinder »über Nacht hat«, wird jedoch deutlich, dass sich diese Aussage auch in der antizipierten Familienkonstellation von den zuvor genannten unterscheidet. Die Sprecherin stellt sich vor – wie aus anderen Passagen desselben Interviews hervorgeht – ihr Kind gemeinsam mit ihrer Partnerin aufzuziehen. Der biologische Vater des Kindes tritt dabei in der Rolle als Freund der Familie auf. Da er nicht bei der Familie wohnen würde, müsste er das Kleinkind während der ihm zugebilligten Betreuungszeit alleine versorgen. Der Interviewausschnitt zeigt weiter, dass die Fähigkeit eines Vaters, sein Kind im Babyalter zu versorgen, nicht als selbstverständlich gilt. Es wird als nötig erachtet, sicherzustellen, dass er dies auch kann. Im letzten Satz des Zitats äußert die Sprecherin ihre Zuversicht, der entsprechende Vater werde diese Tätigkeiten beherrschen. Wie die Bemerkung zeigt, wird diese Kompetenz nicht allen Vätern zugesprochen. Es gibt gemäß dieser Vorstellung Väter, die ihr Kind in den ersten Jahren selbstständig betreuen können, und andere, die dies nicht können. Die als selbstverständlich erachteten Kompetenzen und Aufgaben eines Vaters umfassen in den Vorstellungen der jungen Erwachsenen folglich die Rolle des Betreuers und Spielkameraden eines bereits sprechenden und gehenden Kindes, nicht jedoch die Versorgung eines Babys. Diese Vorstellungen von väterlichen Tätigkeiten wirken sich unter anderem auf die antizipierte Arbeitsteilung in der Familie aus. Dieser Aspekt wird in Kapitel 7 vertieft thematisiert.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die in den Erzählungen der jungen Erwachsenen auftretenden Aussagemuster einen Wandel im Ideal eines guten Vaters konstruieren. Die Vaterschaft ihrer eigenen Väter formulieren sie als ein nicht-Tun, als ein vernachlässigen von Tätigkeiten und Eigenschaften, die sie zu den Aufgaben eines Vaters zählen. Sie rehabilitieren ihre Väter daraufhin mit dem Verweis auf die damals gültigen Normen, die das – aus heutiger Sicht als ungenügend wahrgenommene – väterliche Engagement als normal legitimieren. Stellen sich die jungen Erwachsenen vor, wie sie selbst oder ihre (zukünftigen) Partner dereinst als Väter sein werden, so formulieren sie das Ideal einer engen und offenen Beziehung zum Kind. Das Kind soll die Zuneigung des Vaters spüren und mit ihm über all seine Sorgen und Ängste sprechen können. Außerdem erfordert gute Vaterschaft, sich möglichst viel Zeit zu nehmen für gemeinsame sportliche und spielerische Freizeitaktivitäten mit dem Kind. Gleichzeitig halten die jungen Erwachse-

nen an der Verantwortung des Vaters für die finanzielle Versorgung der Familie fest. Der abwesende Ernährer ihrer Elterngeneration wird folglich nicht grundsätzlich verworfen, sondern um den Vater als enge Bezugsperson des Kindes ergänzt. Das folgende Kapitel wird zeigen, inwiefern sich die Konstruktion von Mutterschaft von diesen Merkmalen unterscheidet.

### 6.3 Das Ideal der immer anwesenden Mutter

Beschreiben die jungen Erwachsenen, wie sie ihre Mütter erlebten, so zeichnen sie ein sehr positives Bild. Defizitäre Aspekte, wie sie die Erzählungen über ihre Väter prägten, fehlen fast vollständig. Dabei verleihen die Befragten der Mutterschaft eine gewisse Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit, die nicht in Frage gestellt wird. Auf meine Frage als Interviewerin, was mein Interviewpartner unter mütterlich verstehe, antwortet er erstmal: *»Ja, halt einfach wie die Mutter ist«* (15:033). Daneben wird beispielsweise formuliert: *»Und für mich – für mich ist die Mama einfach ... eine Mama«* (22:030), *»Ich habe das Gefühl, also meine Mutter, die ist einfach eine Mutter«* (07:034), *»Und meine Mutter ist mütterlich. Halt ... schaut auf mich, ist immer besorgt, wie halt Mütter – wie halt eine Mutter so ist. [...] Mütterlich halt, wirklich voll Mutter«* (18:060). Die zitierten Aussagen gehen davon aus, die Eigenschaften, die das Muttersein ausmachen, seien so selbstverständlich, dass sie nicht genauer spezifiziert werden müssen. Im Gegensatz zum Vater findet in den Erzählungen über die Mutter keine Auseinandersetzung damit statt, wie sie sein sollte, inwieweit sie dieses Ideal erfüllt, und ob sich das heutige Ideal von einem früheren Ideal unterscheidet. Die bei der Vaterschaft aufgezeigte Historisierung und Diskursivierung fehlt bei der Mutterschaft weitgehend. Was eine gute Mutter ausmacht, wird im Vergleich zum Vater in viel höherem Masse als selbstverständlich dargestellt: Die Mutter ist wie Mütter halt sind.

Wird expliziert, was Mütterlichkeit ausmacht, konzentrieren sich die Aussagen auf eine Vorstellung des Besorgtseins. Mutter sein heißt, sich um die Kinder sorgen. Es heißt, besorgt darum sein, dass es den Kindern gut geht. Beispielsweise findet sich dieses Aussagemuster in den Erzählungen der jungen Erwachsenen über ihre eigenen Mütter. Die Mutter sei: *»immer hilfsbereit, will dir immer helfen«* (15:033), *»Ihr war es immer wichtig, dass es uns gut geht, vor allem meinem Bruder und mir. Das ist für sie sicher das Wichtigste«* (08:048), *»Sie macht sich wahnsinnig Sorgen um alles. [...] sie hat*

*einfach Angst, dass irgendwie jemandem etwas passiert. Sie ist sehr fürsorglich*« (06:057), *»Meine Mutter hat immer geschaut, dass es allen gut geht*« (03:022) und: *»Also meine Mutter habe ich immer sehr – empfinde ich auch heute noch als sehr mütterlich. ... Einfach so, wie sie sich Sorgen macht und irgendwie so ... uns beschützen will*« (05:044). Die Vorstellung des Besorgtseins einer Mutter wird mit einer Vielfalt an Formulierungen zum Ausdruck gebracht, die teilweise überlappende oder zumindest ähnliche Bedeutungsfelder abdecken. Eine Mutter schaut für die Kinder, hat Angst um sie, passt auf sie auf, kümmert sich, hilft ihnen, unterstützt und beschützt sie. Schlüsselbegriffe sind dabei Formulierungen des »Sorgens«. Die Mutter sorgt für ihre Kinder, ist besorgt, sie sorgt sich um die Kinder, macht sich Sorgen, ist sorgenvoll, fürsorglich oder sorgend, zeigt Besorgtheit, etc. Ein Charakteristikum dieses Sorgens ist es, dass das Wohlergehen und die Bedürfnisse der Kinder über jenen der Mutter stehen. So erzählt beispielsweise ein junger Erwachsener, seine Mutter könne auch heute noch nicht schlafen, bevor sie wisse, dass er sicher daheim sei. Sie erwache immer wieder und wandere die ganze Nacht durch die Wohnung bis er zurück sei. Erst dann könne sie ruhig schlafen. In diesem Beispiel ordnet die Mutter ihr Schlafbedürfnis der Sorge um die sichere Heimkehr ihres Kindes unter. Die folgende Aussage schildert eine ähnliche Begebenheit: *»sie ist halt extrem fürsorglich [...] sie würde alles für mich machen. Wenn ich auch um Vier Uhr am Morgen anrufe, hey, ich stehe jetzt hier am Bahnhof und komme nicht mehr weiter, kannst du mich bitte abholen? Dann würde sie sofort dastehen innerhalb einer halben Stunde, also drei Viertel Stunde, Stunde ... Also einfach so eine Mutter, die wirklich alles für dich macht*« (18:060). Das Zitat illustriert die Vorstellung von Mutterschaft, nach welcher eine Mutter ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellen würde, um jene ihrer Kinder zu erfüllen, unabhängig von der Art des Bedürfnisses und vom Moment des Auftretens. Die Aussage fasst diese Bereitschaft mit der wiederholt auftretenden Formulierung zusammen, eine Mutter würde »alles für ihr Kind tun«.

Die außerhäuslichen und speziell inszenierten Sport- und Spielerlebnisse, welche die Erzählungen der Vater-Kind-Aktivitäten charakterisieren, sind in den Beschreibungen der gemeinsamen Tätigkeiten von Mutter und Kind äußerst selten. Bei den Müttern beinhalten die Erzählungen über die gemeinsam verbrachte Zeit hauptsächlich sich wiederholende, alltägliche Dienstleistungen, welche die Mutter gerade für das Kind erbringt. Sie weckt das Kind, bereitet das Frühstück, Mittag- und Abendessen zu, schickt sie in die Schule, schlichtet Streit und ermahnt, hilft bei den Hausaufgaben, erin-

nernt an den Musikunterricht, packt die Sandwichs für den Schulausflug ein, holt das Kind vom Sporttraining ab und bringt es abends zu Bett. An die Stelle des Tuns *mit* dem Kind, das heißt des gemeinsamen Erlebens von Außergewöhnlichem wie beim Vater, tritt bei der Mutter das Tun *für* das Kind, sprich die oben beschriebenen Sorgetätigkeiten im Alltag. Darüber hinaus ist die Mutter Ansprechpartnerin für alle Erlebnisse und Probleme, welche die Kinder erzählen möchten. Sie fragt nach, was die Kinder erlebt haben, wie es ihnen geht, was sie freut oder bedrückt und hört zu. Eine Interviewpartnerin formuliert: *»du konntest ihr (der Mutter) immer alles erzählen, auch so Gefühlssachen«* (04:086). Einige der Befragten erzählen, sie würden sich auch heute noch regelmäßig und gerne mit ihrer Mutter zum Kaffee hinsetzen und eine Weile plaudern. Das Zuhören und ein offenes Ohr haben für die Sorgen und Nöte der Kinder bildet folglich ein wichtiges Element der gemeinsam verbrachten Zeit von Mutter und Kind.

Diese Konzentration der Mutter auf die Bedürfnisse der Kinder enthält unter anderem eine zeitliche Komponente. Sie erfordert eine permanente Verfügbarkeit der Mutter, für den Fall dass ihre Sorgearbeit plötzlich gebraucht werden könnte. In den Interviews tritt die zeitliche Anwesenheit der Mutter wiederholt in der Formulierung auf, die Mutter sei immer da bzw. immer daheim gewesen: *»wir hatten immer die Mama daheim, wenn etwas war. Man ist von der Schule gekommen am Mittag, die Mama war daheim, wir haben noch Hausaufgaben gemacht kurz, wir konnten sie fragen dieses und jenes...«* (20:046), *»Die Mama ist sehr mütterlich. Also ... ähm ... also sicher ist sie immer da«* (22:030), *»meine Mama hat sich sehr um alles gekümmert, das hat – das ist auch – das war immer klar, da hat man nie das Gefühl gehabt, es ist nicht so oder sie ist abwesend oder irgendwie, gar nie«* (12:143), *»ich hatte das Glück, dass meine Mutter daheim war, als ich Kind war und ... heute schätze ich das sehr. Früher kannte ich es nicht anders. Es war für mich selbstverständlich. Auch bei meinen Kolleginnen. Die Mama war daheim«* (07:034), *»Eigentlich war die Mutter immer da«* (06:049), *»Die Mama war eigentlich immer daheim«* (02:081), *»sie ist 100 Prozent Mutter, sie hat schon auch – wie gesagt – Hobbys gehabt und so, aber ... dass sie vielleicht mal im Winter so ... einen Malkurs oder so besucht hat oder so. Oder dass sie mal ... am Montag ging sie jeweils Turnen. ... Aber sonst hat sie eigentlich – sie war nicht in einem Verein, sie hat – sie war wirklich einfach für uns da«* (07:022). Das in obigen Zitaten vielfach auftretende »Da-Sein« oder »Daheim-Sein« dokumentiert das Ideal einer permanenten Verfügbarkeit der Mutter für ihre Kinder. Eine Mutter ist nicht nur permanent um ihr Kind

besorgt, sie ist idealerweise auch anwesend. Kommt das Kind aus der Schule, wartet die Mutter daheim auf seine Rückkehr.

Kann eine Mutter die Anwesenheitsnorm nicht erfüllen, so bedarf dies einer Erklärung und einer Wiedergutmachung oder Kompensation. Eine Person erzählt beispielsweise, nachdem sein Vater die Familie verlassen habe, habe seine Mutter sehr viel arbeiten müssen und nur wenig Zeit für ihn übrig gehabt. Sie habe dann aber ihre Stelle im Gastgewerbe aufgegeben und »*sich eine Stelle gesucht, in der sie abends Feierabend hat und daheim sein kann*« (03:056). In diesem Beispiel wird die Abwesenheit der Mutter mit ihrer Situation als Alleinerziehende begründet. Der beschriebene Wechsel auf eine Stelle mit besseren Arbeitszeiten tritt als eine Art Wiedergutmachung auf. Er erlaubt der Mutter, wieder öfter anwesend zu sein. In einem zweiten Beispiel beschreibt die interviewte Person ebenfalls, ihre Mutter habe im Familienbetrieb sehr viel arbeiten müssen und wenig Zeit für sie gehabt. Sie fügt an, am Wochenende habe die Mutter dann jedoch alles stehen und liegen lassen, um etwas mit ihr zu unternehmen. Sie betont: »*Und es ist wirklich so, meine Mutter war da, auch wenn sie viel gearbeitet hat*« (18:034). In diesem Fall wird die Abwesenheit der Mutter unter der Woche mit dem Familienbetrieb begründet und mit dem Wochenende kompensiert. In einem weiteren Beispiel beschreibt ein Interviewpartner, seine Mutter habe sich eine Zeit lang übermäßig für ihre ehrenamtlichen Tätigkeiten engagiert: »*Sie haben sich zum Teil ein bisschen zu fest engagiert, sage ich jetzt mal. ... Das hast du jeweils gemerkt, wenn die Mama kaum Zeit hatte. [...] Sie ist nie zu kurz gekommen, die Familie, aber es hätte manchmal ein bisschen mehr dafür übrig sein können, sage ich jetzt mal*« (20:026–036). Deshalb sei es gut, schließt er, dass seine Mutter inzwischen: »*wieder auch ein bisschen mehr auf sich schaut und wieder ein bisschen mehr zurück zur Familie ... kommt*« (20:036) Die Rückkehr zur Familie dient in diesem Falle als Wiedergutmachung für das zeitweise als übermäßig dargestellte Engagement außerhalb der Familie.

Die in diesen und ähnlichen Episoden dargestellte Abwesenheit der Mutter tritt typischerweise nicht als mangelndes Interesse an den Kindern auf, sondern als Folge äußerer Notwendigkeiten. Wenn die Mutter könnte, so die Argumentation, wäre sie selbstverständlich mehr für ihre Kinder da. Es findet sich im Sample ein einziges Beispiel, welches mit dieser Norm bricht. Eine Person erzählt, ihre Mutter habe sich für ihre Kinder »*nicht so groß interessiert*« (17:106). Sie habe »*bei der Mama immer das Gefühl gehabt, sie hat uns gar nie gewollt*« (17:156). Auch in diesem Fall wird das fehlende Interesse der Mutter begründet. Die Mutter habe selber eine schwierige Kindheit ge-



habt, erklärt die interviewte Person, und leide an einer schweren Suchtkrankheit. In einer Episode erzählt sie davon, wie ihre Mutter in die Ferien gefahren sei, obwohl sie als Teenager am Tag zuvor ins Spital eingeliefert worden sei. Das sei für sie damals sehr schlimm gewesen. Indem die Mutter ihre eigenen Bedürfnisse nach Erholung über die Bedürfnisse ihrer verletzten Tochter stellt, verstößt sie gegen die Norm von Mütterlichkeit. Als Konsequenz der mangelnden Sorge, spricht ihr die Erzählperson die Mutterschaft ab: *»meine Großmama war eigentlich mehr meine Mama, weil sie war immer da«* (17:026). Eine Mutter, die nicht für ihre Kinder da ist, ist gemäß dieser Aussage keine Mutter. Immer für das Kind da sein zu wollen, bildet folglich ein Kernelement von Mutterschaft.

#### 6.4 Das Überbemuttern der Glucken

Obwohl das Ideal der permanenten Verfügbarkeit der Mutter für ihre Kinder nicht in Frage gestellt wird, existiert in den Erzählungen der jungen Erwachsenen eine Vorstellung von übertriebener Fürsorglichkeit. Typisch für die entsprechenden Aussagen sind die Begriffe des »Überbemutterns« und der »Glucke«: *»Und meine Mama, das ist noch typischer [...] dass sie einfach die Glucke-hoch-drei ist, oder. Sie muss einfach alle bemuttern, oder. Vor allem jetzt hat sie natürlich die beste Gelegenheit, meiner ältesten Schwester geht es nicht gut und dann kann sie dort »popädääg« (imitiert Hühnergeschrei und wedelt mit den Armen), oder, schön dort ... ihr Mutter- und ihr Beschützerding ausleben. Das hat sie schon extrem«* (16:008), *»Dieses Übermütterliche, das wurde mir langsam zu viel. Vor allem als ich dann eine Freundin hatte«* (03:104), *»bei der Mama ging es manchmal fast ein bisschen ins Negative rein. Sie hat uns sehr – auch sehr überbehütet. Ja. Jetzt im Nachhinein muss ich oft sagen, war es vielleicht fast ein bisschen zu ... zu fest gewesen, zu viel Mutterliebe. Dass es manchmal schon fast auch ein bisschen ins Bevormunden rein ging. Auch später, als wir dann in die Pubertät kamen«* (02:034), *»Also wir fanden immer, die Mama sei so ein bisschen eine Glucke. [...] Die Mama tut einen überbemuttern. Mama will unbedingt, dass es einem gut geht, dass einem ja nichts passiert. Sie will immer wissen, was man macht, wann man es macht, wo man es macht. [...] So ein bisschen, dass du irgendwann sagen musst, Mama, ich bin nicht mehr fünf. Also sie meint es sehr nett, aber ähm ... ja, manchmal ist es ein bisschen zu viel«* (10:022–024), *»sie ist angestrengt dabei, sich um uns*

zu kümmern (*lacht*). Auch wenn es vielleicht nicht unbedingt verlangt ist« (23:048). Wiederholt werden die Mütter der jungen Erwachsenen als Gluckchen bezeichnet. Die Glucke versinnbildlicht eine Henne, die ununterbrochen auf ihren Eiern sitzt und diese vor jeder noch so harmlosen Gefahr sofort vehement verteidigt. Aus Angst, ihrem Nachwuchs könnte etwas zustoßen, will sie das Nest nie verlassen. Die Glucke symbolisiert damit jene als übertrieben erachtete Sorge für die Kinder, die auch im Begriff »überbemuttern« steckt. Durch Voranstellen der Vorsilbe »über« verliert die Tätigkeit des Bemutterns ihre positive Konnotation. Das Überbemuttern bezeichnet ein Tun, das unbeabsichtigt über das Ziel der Sorge für das Kind hinausschießt und dadurch die Eigenständigkeit der bemutterten Person übermäßig einschränkt.

Auf den ersten Blick steht das Aussagemuster des Überbemutterns in einem gewissen Widerspruch zur zuvor aufgezeigten Norm der immer verfügbaren Mutter. Es zeigt sich jedoch, dass die Aussagen der jungen Erwachsenen den vermeintlichen Widerspruch auflösen, indem sie eine Differenzierung zwischen verschiedenen Alterskategorien einführen. Das Ideal der immer anwesenden Mutter gilt für die Kindheitsjahre. Ist sie auf Jugendliche und junge Erwachsene gerichtet, wird dieselbe Intensität der Sorge einer Mutter in ein Überbemuttern umdefiniert. In obigen Interviewausschnitten zeigt sich die Altersabgrenzung in den Verweisen auf die Pubertät und die erste Freundin. Mit zunehmendem Alter wird das Bemuttern von den jungen Erwachsenen als Einschränkung empfunden. Ebenfalls findet sich diese zeitliche Differenzierung in der Formulierung »ich bin nicht mehr fünf«. Sie besagt, dass die Sorge der Mutter einem fünfjährigen Kind angemessen wäre, nicht jedoch einer jungen Erwachsenen.

Im Aussagemuster des Überbemutterns ist die Kritik enthalten, die Mutter habe es nicht geschafft, ihre Kinder loszulassen, sie selbständig werden zu lassen. Mehrere Befragte erzählen, ihren Müttern sei es schwer gefallen, sich abzunabeln. Sie hätten Schwierigkeiten damit gehabt, dass die Kinder erwachsen geworden seien und ihr Bemuttern nicht mehr brauchten. Das Überbemuttern tritt jedoch nicht im selben Sinne als Kritik an ihren Müttern auf, wie beispielsweise die Abwesenheit des Vaters. Wie folgende Aussagen zeigen, wird es meist ambivalent beurteilt: »Wobei, wie sich die Mutter um uns kümmerte, das finde ich auch schön, auch wenn ich ab und zu finde, das war fast zu extrem« (03:260), »einerseits ist es schön (bemuttert zu werden), und andererseits ist es auch wieder too much« (16:024), »ich fand es schön, dass die Mama immer Zeit hatte für uns oder so. Ich habe immer

*irgendwie – also logisch hat es mich manchmal genervt, wenn meine Mama fand, wann kommst du Essen und so. Aber eigentlich finde ich das sehr schön, dass man auch so ein bisschen zusammen Sachen macht und so ein bisschen weiß, was der andere gerade macht und tut. Ich habe das Gefühl, das würde ich (als Mutter) auch machen wollen« (10:110).* Die auch im jungen Erwachsenenalter noch genossene Besorgtheit der Mutter wird zwar als nicht mehr nötig und manchmal störend, aber gleichzeitig als durchaus angenehm dargestellt. Sie tritt nicht als eine per se negative Eigenschaft des Mutterseins auf.

## 6.5 Das Mitleid mit der Mutter für ihr aufgegebenes Leben

Während die permanente Verfügbarkeit der Mutter aus Sicht des Kindes als ideal gilt, wird sie für die Mutter selbst als problematisch dargestellt. Es lässt sich ein Aussagemuster des »Mitleids mit der Mutter« dokumentieren. Die jungen Erwachsenen äußern Bedauern, dass ihren Müttern neben der Erfüllung ihrer Sorgetätigkeit für die Familie kaum Raum für anderes blieb. Unter anderem manifestiert sich dies in einem Aussagenbündel, welches die hohe Arbeitsbelastung der Mutter moniert. Beispielsweise formulieren die jungen Erwachsenen: *»Meine Mutter [...] hat eigentlich wirklich vom Morgen bis am Abend gearbeitet die ganze Zeit [...] Und mein Vater war ... ja, meistens ein bisschen lahm« (18:034), »für meine Mutter war's hart. Es war wahnsinnig hart. ... Ja. [...] meine Mutter, die hat dann wirklich Akkord gearbeitet« (03:028 und 048), »Es ist höchstens einfach, dass meine Mutter sicher sehr stark ähm ... belastet war ... währenddem mein Vater nicht war« (14:014), »sie ist in dieser Zeit arbeiten gegangen und bis – bis ähm ... bis wir die Schule fertig hatten, war sie dann wieder daheim und hatte schon gekocht und alles. Und von dem her – also es ist eigentlich immer gut aufgegangen. Aber ich denke für meine Mutter war es wahrscheinlich ... noch relativ hart, arbeiten gehen, uns aufziehen, Haushalt machen« (24:006), »wenn wir mal Ferien haben, ist sie (die Mutter) die Kandidatin, die krank wird. Weil dann der Körper mal Zeit hat zum Entspannen« (20:034).* In obigen und weiteren Aussagen werden die Mütter der jungen Erwachsenen als Personen dargestellt, die eine sehr hohe Arbeitsbelastung ertragen mussten. Auch im Vergleich zu den Vätern tritt ihre Arbeit als belastender auf. Es finden sich in den Erzählungen wiederholt Episoden, in denen beschrieben wird, wie die Mutter bis zur Erschöp-

fung gearbeitet habe. Um alle von sich selbst und anderen gestellten Ansprüche zu erfüllen, habe sie sich oft völlig verausgabt.

Freie Zeit, in der die Mutter eigenen Interessen oder Hobbys hätte nachgehen können, sei hingegen kaum vorhanden gewesen: »*Privatleben hat sie eigentlich wenig. Weil sie auch noch für die Großmutter schaut. [...] Und von dem her, meine Mutter eigentlich ... Privatleben ... ziemlich ... ziemlich zurückgeschraubt*« (18:050), »*ich glaube, wie die Mama mit uns umgegangen ist ... .. das ist sicher, kann man als Vorbild nehmen, ganz klar. Andere Sachen ... was ich halt nicht so als Vorbild sehe ist, dass sie vielleicht zu wenig Zeit für sich gehabt hat*« (13:097), »*Hobbys hat sie ... für die hatte sie einfach ... keinen Platz*« (21:020), »*sie hat einfach ganz klar gesagt, solange wir da sind verzichtet sie auf das ... [...] sie ist sich bewusst, dass wenn wir zwei weg sind, dass sie dann wieder mehr Zeit hat und... mal schauen was sie dann macht. (lacht) Aber sie hat das ganz klar wirklich immer untergeordnet*« (19:016) »*die Hobbys, das hat sie total zurückgeschraubt*« (02:026). Wie die jungen Erwachsenen in diesen beispielhaft angeführten Aussagen beschreiben, sei ihren Müttern kaum Zeit für Hobbys und Freizeitbeschäftigungen geblieben. Sie habe eigene Interessen bewusst zurückgestellt, um die Bedürfnisse ihrer Kinder und allfällig anderer Familienmitglieder zu erfüllen. Finden mütterliche Hobbys Erwähnung, so weisen diese meistens einen sehr engen Zusammenhang mit Versorgungstätigkeiten auf, die Müttern zugeschrieben werden. Beispielsweise werden die Betreuung von Großkindern, das Basteln von Weihnachtsgeschenken und das Ausführen der Familienhunde als Hobbys der Mutter genannt. In einer Aussage wird diese Verbindung zwischen Sorgetätigkeiten und Freizeitbeschäftigungen der Mutter gar explizit konstatiert: »*sie hat halt irgendwie all ihre Hobbys möglichst so integriert, dass es halt einfach nützlich ist für die Familie*« (12:132). In diesem Fall wird die Arbeit im eigenen Gemüsegarten als Freizeitbeschäftigung der Mutter angeführt.

Als Konsequenz der rund um die Uhr erwarteten Sorgetätigkeit und der daneben kaum verfügbaren freien Zeit, wird wiederholt formuliert, die Mutter habe »kein eigenes Leben« gehabt. In einer Aussage wird diese Feststellung mit den Worten, »*sie hat ihr Leben eigentlich aufgegeben für die Familie, habe ich das Gefühl*« (02:026), umschrieben. Implizit findet sich dieselbe Aussage in etwas abgeschwächter Form in folgenden beiden Zitaten: »*sie (die Mutter) lebt für das, also von dem her, das ist so ein bisschen ... ihr Lebensinhalt, dass es uns gut geht*« (10:024) und: »*Meine Mama würde ich sagen ... ja, sie hat schon immer recht für die Familie gelebt*« (13:016). Letztere Aussagen konstatieren die ausschließliche Zentrierung der Mutter auf die Familie, ohne sie

mit einer Bewertung zu versehen. Der davor angeführte Interviewausschnitt enthält durch das Verb »aufgeben« eine negative Konnotation. In der folgenden Aussage tritt noch deutlicher zum Vorschein, inwiefern die Selbstaufgabe der Mutter für die Familie als problematisch auftritt: *»sie (die Mutter) hat nicht geschafft ... sich innerhalb der Familie zu emanzipieren. Sie ist ihrer Rolle gar nicht wirklich entkommen«* (12:133). Die sprechende Person formuliert hier, ihre Mutter habe es nicht geschafft, sich zu emanzipieren und zu entkommen. Damit tritt die Rolle der Mutter in der Familie als eine Art Gefängnis auf, aus welchem es zu entkommen gilt. Die Aussage transportiert die Vorstellung, eine Distanzierung der Mutter von ihren Sorgetätigkeiten in der Familie wäre notwendig gewesen. Als Problematik tritt die Selbstaufgabe der Mutter auch hier auf: *»ich würde jetzt im Nachhinein sagen, sie (die Mutter) hätte es schon auch gebraucht, dass sie ein bisschen raus kommt. Also ich glaube, sie hat schon auch viel – ja ... .. gelitten, weiß ich nicht, aber einfach, es wäre halt gut (lacht). Und ich würde auch sagen, dass das ihr gut getan hätte, statt immer nur ... also hundertprozentig auf uns schauen zu müssen«* (13:006). Die Aussage konstatiert, der Mutter ginge es besser, wenn sie nicht ihre gesamte Energie in die Sorge für die Familie investieren würde. Ihrer Selbstaufgabe werden negative Folgen zugesprochen. Sie hätte »gelitten« und etwas anderes »gebraucht«. Zeit für sich zu haben, hätte ihr »gut getan«. Indem sie die Bedürfnisse aller Familienmitglieder befriedigt, so die Argumentation, bleiben ihre eigenen Bedürfnisse unbefriedigt. Eine andere Person erzählt über ihre Mutter: *»Sie ist glücklich, wenn sie weiß, dass es allen gut geht und wenn es ihren Kindern schlecht geht, dann geht es ihr auch schlecht und wenn ihre Kinder glücklich sind, dann ist sie auch glücklich. Das ist völlig dieses Mutterzeugs«* (16:008). In diesem Fall wird das Wohlbefinden der Mutter als unmittelbar und direkt abhängig vom Wohlbefinden ihrer Kinder konstruiert. Die Mutter ist gemäß dieser Aussage nicht mehr in der Lage, unabhängig von ihren Kindern eigene Gefühlszustände zu entwickeln. Indem die Mutter die Sorge um ihre Kinder zum Lebensinhalt erklärt, gibt sie das auf, was ihr in den Augen der jungen Erwachsenen eigentlich zustehen würde: ein »eigenes Leben«. Über diese Selbstaufgabe äußern die jungen Erwachsenen bedauern. Es manifestiert sich ein Aussagemuster des Mitleids mit der Mutter für ihr »aufgegebenes« Leben.

Der Umstand, dass die jungen Erwachsenen die ausschließliche Konzentration der Mutter auf das Wohlbefinden ihrer Kinder als bemitleidenswert erachten, heißt nicht zwingend, dass die Mütter selbst diese Einschätzung teilen würden. In einigen Aussagen finden sich Hinweise darauf, dass die

Mütter ihre umfassenden Sorgetätigkeiten nach Einschätzung der jungen Erwachsenen nicht im selben Sinne als belastend empfinden. Zum Beispiel formuliert die letztzitierte Person etwas später im Gespräch: *»meine Mama hat null Freizeit. Aber es ist ihr – also ich weiß nicht, ob es ihr egal ist, aber sie nimmt sie einfach immer an, sie ... einfach die Hauptsache ist, ihren Kindern geht es gut, oder. ... Sie nimmt dann alles auf sich und macht alles und irgendwie würde sie wahrscheinlich am Sonntag noch bügeln und ich sage, hey – also was mich, was mich nervt bei ihr, ist dass sie nicht zu sich selber schaut«* (16:024). Die Sprecherin vermutet, der Mutter sei es egal, keine Freizeit zu haben. Sie bricht den Satz jedoch vorzeitig ab und korrigiert sich. Sie wisse nicht, ob es ihrer Mutter etwas ausmache, keine Freizeit zu haben. Auf jeden Fall, kommt sie zum Schluss, habe die Mutter nie zu Erkennen gegeben, sie empfinde ihre Aufgaben als Belastung. Sie übernehme ganz selbstverständlich jede Sorgetätigkeit für das Wohlbefinden ihrer Kinder, ohne dabei ihre eigenen Bedürfnisse zu berücksichtigen. Dass die Mütter selbst ihre Zentrierung auf die Bedürfnisse der Familie nicht als problematisch einschätzen würden, implizieren beispielsweise auch die folgenden beiden Interviewausschnitte: *»ich glaube meine Mama war schon – es war für sie schon o.k., dass sie daheim war«* (13:012), *»jetzt nicht dass es ihr schlecht gegangen wäre, nur als – als – also nur – in Anführungszeichen nur als Hausfrau und Mutter«* (15:018). Einige junge Erwachsenen erwähnen außerdem, ihre Mütter hätten diese Fokussierung auf die Sorgetätigkeit für die Familie auch ganz bewusst gewählt und sich gewünscht, sich ganz auf die Familie konzentrieren zu können.

In anderen Aussagen wird dagegen sichtbar, dass auch die Mütter selbst ihre Selbstzurücknahme kritisch beurteilen, zum Beispiel: *»sie hat sich auch ziemlich zurückgenommen. Das merkt sie jetzt – also als sie geheiratet haben, da war es völlig klar, wie gesagt, meine Mama einfach, die hört auf zu arbeiten [...] für sie war immer klar, dass sie einfach da ist, wie gesagt, sowohl für den Papa als auch nachher für uns. Und sie hat auch ... zum Teil einfach die Freundschaften – das sagt immer viel, also so Freundschaften gehen lassen. [...] Und das merkt sie jetzt extrem. Das fehlt ihr jetzt. [...] Also für sie ist das noch härter«* (22:024). In Gegensatz zu solchen Aussagen, in denen die Selbstaufgabe der Mutter lediglich aus Sicht der jungen Erwachsenen als problematisch beschrieben wurde, wird sie in dieser explizit mit Referenz auf das Leiden der Mutter dargestellt. Es sind nicht mehr nur die jungen Erwachsenen, die das »aufgegebene« Leben der Mutter bemitleiden, sondern es ist die Mutter selbst, die leidet. Auffälligerweise wird die Unzufriedenheit der Mutter dabei als jüngeres Phänomen dargestellt. Solange die Kinder klein sind, wird die Sorgetätig-

keit für die Familie als Lebensinhalt der Mutter als weitgehend selbstverständlich erachtet. Ausgedrückt wird dies durch die Formulierungen, das sei »völlig klar« und »immer klar« gewesen. Mit dem Erwachsenwerden der Kinder verliert diese Lebensaufgabe ihre Selbstverständlichkeit und wird begründungsbedürftig. Im Prozess der Ablösung von den Kindern wird der Mutter bewusst, wie stark sie auf die Kinder konzentriert gewesen ist. Die Aussage illustriert dies am Beispiel der aufgegebenen Freundschaften, die der Mutter heute fehlen.

Das Leben der Mutter wird folglich als eine Art Gefäß oder Raum konzeptualisiert, welcher anfänglich durch die Sorge für die Kinder ausgefüllt ist, sodass keine anderweitigen Beschäftigungen darin Platz finden. Fällt die Sorge für die inzwischen erwachsenen Kinder weg, leert er sich. Es entsteht ein Leerraum, der für die Mutter als belastend dargestellt wird. Weil die Mutter bis zu diesem Zeitpunkt auf die Verfolgung eigener Interessen und Freizeitbeschäftigungen weitgehend verzichtete, fällt es ihr schwer, diese Leere zu füllen. Ein Interviewpartner erzählt beispielsweise, er könne im Moment nicht von daheim ausziehen, da vor kurzem seine Geschwister ausgezogen seien. Würde er jetzt auch noch gehen, so hätte seine Mutter niemanden mehr. Im folgenden etwas längeren Interviewausschnitt wird das Mitleid mit den Schwierigkeiten der Mutter, die Leere zu füllen, folgendermaßen formuliert: *»sie (die Mutter) arbeitet eigentlich Tag und Nacht und ... unterdessen ... ja, kämpft sie eigentlich auch schwer damit, also sie ... es ist ... für sie schwierig eigentlich langsam ... jetzt im Nachhinein ... zu verstehen, für was sie eigentlich so viel gemacht hat und jetzt sind alle weg quasi von den Kindern, sie ist ... .. jetzt im Moment sehr ... .. sehr ähm ... .. ja, wie sagt man dem ... belastet eigentlich durch das. [...] sie hat man immer – ja, eigentlich ... ja, ein Stück weit auch ausgenützt. [...] und wir halt einfach auch ... uns auch nicht so ... darum gekümmert haben, wie es ihr geht. [...] für meine Mutter war ganz klar die Familie im Vordergrund. Sie war im Prinzip der Kitt eigentlich dieser Familie, sie hat alles zusammengehalten und ... das hat sie sehr viel gekostet. Ja. ... Energie ... und ... ja ... und Liebe, ja. Sie hat sehr viel gegeben für das – dass diese Familie – also wenn sie nicht so viel da rein gesteckt hätte, dann wäre das sicher – oder rein gesteckt – vor allem auch eingesteckt halt ... .. von der Beziehung zum Vater einfach, ja, ... hat sie schon ... ja, viel in Kauf genommen, um diese Familie zusammen zu halten. ... Und nicht ähm ... also einfach ... .. irgendwie ... Gemeinheiten, auf eine Art ... und ja ... er hat sie ... ja, einfach ... .. irgendwie einfach ausgenützt [...] es war ihr einfach ... wichtig, dass es uns immer gut geht und für das hat sie*

*alles gegeben und ... nie ... auf sich Rücksicht genommen eigentlich*« (21:012–022), *»meine Mama hat extrem – extrem Mühe ... uns los zu lassen. Das ist für sie ganz schwierig, weil sie hat ja eigentlich alles – ihr ganzes Leben hat sich eigentlich ... darum gedreht, diese Familie zusammenzuhalten ... und hat eigentlich ... alles, was sie daraus rausnehmen konnte, waren eigentlich wir als Kinder als wir immer da waren und ja ... und jetzt gehen die einfach. Da zerfällt natürlich für sie unheimlich viel. Das ist für sie extrem schwierig. Sie beißt schwer an dem*« (21:069). Die zitierte Passage enthält einerseits zahlreiche Formulierungen zur Beschränkung der Mutter auf die Sorge für die Familie und damit verbundene Aufgabe eigener Interessen. Die Mutter habe viel gemacht, viel gegeben, viel rein gesteckt, viel eingesteckt, viel in Kauf gekommen, alles gegeben, alles zusammengehalten, und nie auf sich Rücksicht genommen, sondern sich ein Stück weit ausnützen lassen. Die beschriebene Leere, das Fehlen eines Lebensinhalts, das mit dem Erwachsenwerden der Kinder auftritt, dokumentieren die Formulierungen des Abwesend seins, *»jetzt sind alle weg«, »jetzt gehen die einfach*«. Die Erzählperson kreiert das Bild eines Gebildes oder Raumes, den die Mutter über all die Jahre zusammenhielt und der nun zerfällt, weil Teile davon wegdriften. Die Schwierigkeiten der Mutter, mit dieser Situation umzugehen, spiegeln sich in einer Reihe von Verbkonstruktionen. Sie kämpfe schwer, sie sei belastet, sie habe extrem Mühe, es sei für sie extrem schwierig und sie beiße schwer daran.

Das Aussagemuster des Mitleids mit der Mutter findet sich nicht in sämtlichen Interviews. Ein Interviewpartner beispielsweise konstatiert zwar auch mehrfach, seine Mutter habe eine hohe Arbeitsbelastung als Hausfrau und Mutter. Er fügt jedoch an, die Selbstverwirklichung, die seine Mutter wolle, hätte sie längst erreicht. Sie würde gar nicht für Geld arbeiten gehen wollen. Damit konstruiert er die Konzentration der Mutter auf die Sorgetätigkeit in der Familie im Gegensatz zum dominanten Muster nicht als Aufgabe eigener Interessen, sondern als jene Art von Selbstverwirklichung, welche die Mutter sich wünschte. Eine andere Person erzählt sehr ausführlich von der Liebe der Mutter zu ihrer beruflichen Tätigkeit und der Energie und Lebensfreude, die sie daraus gewonnen habe: *»sie (die Mutter) hat wirklich gelebt für diesen Beruf, das war ihr Lebenstraum*« (11:012). Trotz diesen beiden Gegenbeispielen zeigt sich ein dominantes Aussagemuster, in welchem die jungen Erwachsenen Mitleid mit ihren Müttern zum Ausdruck bringen. Für die Familie, so die Argumentation, habe die Mutter ihr eigenes Leben aufgegeben.



## 6.6 Mutter sein: Immer für das Kind da sein und doch ein eigenes Leben haben

Im Vergleich zur Vaterschaft, wo eine Abgrenzung der jungen Erwachsenen von der Vaterschaft ihrer Väter sichtbar wurde, zeigt sich mit Bezug auf Mutterschaft ein Muster der Kongruenz. Die jungen Erwachsenen wollen ihr Muttersein beziehungsweise das Muttersein ihrer Partnerinnen ähnlich gestalten, wie sie diese in ihrem Elternhaus erlebt haben. Ein Interviewpartner formuliert beispielsweise mit Blick auf die Art und Weise, wie sich seine allein erziehende Mutter um ihn sorgte: *»ich hatte eine gute Familie [...] es war immer schön und ... daran würde ich auch nicht viel ändern«* (09:140). Ein weiterer stellt sich vor, wie seine Freundin dereinst als Mutter mit den Kindern Weihnachtsgeschenke basteln würde, wie dies seine Mutter früher auch mit ihm getan habe. Außerdem wird formuliert: *»Ich denke, ich würde wahrscheinlich auch so mütterlich sein wie sie. Also sie ist wirklich immer da, unterstützt mich und ich denke, das wäre mir auch wichtig«* (18:123), *»Ich wäre glaub auch eher eine Glucken-Mama«* (10:108), *»Ich habe schon das Gefühl, ich wäre sehr eine fürsorgliche Mutter. Ich würde sicher auch die Muster, die meine Mama hatte, ganz klar übernehmen«* (02:204), *»Viele Sachen würde ich gleich machen wie meine Mutter«* (08:205). Wie diese Aussagen beispielhaft aufzeigen, gedenken die jungen Erwachsenen ihre Mutterschaft beziehungsweise die ihrer Partnerinnen sehr ähnlich zu leben, wie ihre eigenen Mütter dies getan haben. Dies zeigt sich unter anderem am Gebrauch des Begriffs »auch« und an den erwähnten Attributen von Mutterschaft, die bereits der Charakterisierung ihrer eigenen Mütter dienten: auch so mütterlich, auch fürsorglich und auch gluckenhaft sein, und beispielsweise auch Weihnachtsgeschenke basteln. Daneben finden sich auch zahlreiche Formulierungen des »gleich« oder »ähnlich« Machens.

Neben dieser grundsätzlichen Kongruenz kommt ein Spannungsfeld zwischen zwei Aussagemustern zum Vorschein, welches ebenfalls bereits in den Erzählungen über die eigenen Mütter sichtbar wurde. Es wird ein Gegensatz konstruiert zwischen der Anforderung einer permanenten Verfügbarkeit der Mutter für ihr Kind und dem Bedürfnis der Mutter nach einem eigenen Leben. In den Erzählungen der jungen Erwachsenen über ihre Mütter äußerte sich dies in Mitleidsbekundungen gegenüber der Mutter, die nach Ansicht der Erzählpersonen ihr Leben für ihre Kinder aufgegeben hat. Der Konflikt zwischen den beiden Anforderungen wurde dabei aufgelöst, indem die Mütter den Bedürfnissen ihrer Kinder Priorität gaben und ihre

eigenen zurückstellten (siehe Kapitel 6.5). In den Vorstellungen der jungen Erwachsenen zu ihrer eigenen Mutterschaft beziehungsweise der ihrer Partnerinnen findet diese Zurücknahme nicht mehr statt. Die beiden sich widersprechenden Aussagemuster bleiben als Widerspruch bestehen und treffen direkt aufeinander. Das Spannungsfeld, das sich daraus ergibt, wird zum Beispiel in folgender Aussage sichtbar: *»ich will einfach auch noch mein Leben haben, ich möchte nicht als Übermutter – schon für mein Kind da sein und alles fürs Kind machen, aber ich möchte auch noch ich selber sein können [...] ich sehe mich jetzt da nicht so ... als diejenige, die die ganze Zeit daheim ist – vielleicht schon am Anfang, wo das Kind mich braucht, das ist kein Thema«* (18:076). Die Sprecherin wechselt in diesem kurzen Interviewausschnitt gleich mehrmals zwischen den beiden Polen des Spannungsfeldes hin und her. Sie beginnt mit dem Anspruch auf ein eigenes Leben und der Absage an die Rolle der »Übermutter«. Sie unterbricht sich dann jedoch selbst, wechselt damit die Seite und konstatiert, sie sei selbstverständlich immer für alle Bedürfnisse ihres Kindes verfügbar. Mit einem »aber« wechselt sie erneut die Seite und wiederholt ihren Anspruch auf ein eigenes Leben. Sie werde nicht die ganze Zeit daheim sein. Daraufhin unterbricht sie sich ein weiteres Mal und versichert erneut, dass die Bedürfnisse ihres Kindes selbstverständlich an erster Stelle stehen werden.

Diese direkte Gegenüberstellung der beiden Normen findet sich in den Interviews wiederholt. Eine Interviewpartnerin erzählt beispielsweise in ähnlicher Art und Weise, ihr Freund sehe sie als: *»spontane Mama, der es schon auch wichtig ist, dass die eigenen Bedürfnisse nicht zu kurz kommen«* und fügt dann an: *»Aber ich glaube, er weiß schon auch, dass das Kind an erster Stelle stehen würde. Das weiß er schon«* (02:232). Auch in diesem Zitat werden die beiden Normen mit einem »aber« gegenübergestellt. Ein anderer Interviewpartner formuliert, ihm sei es wichtig, dass seine zukünftige Partnerin *»trotz klassisch(er) Rollenteilung »ein eigenes Leben führt«* (01:142–144). In einer weiteren Aussage stellt sich ein Interviewpartner seine zukünftige Freundin als Mutter folgendermaßen vor: *»also wenn sie jetzt Mutter ist, dass sie auch ihre Freiheit hat – also wenn sie jetzt wirklich daheim ist, viel ums Kind ist, dass ich dann mal daheim hocken könnte und blöd gesagt, dann auf das Kind schauen, dass sie ihre Sachen machen kann. Sei jetzt das zum Beispiel wenn sie ins Fitness möchte oder ... einen Frauenabend machen möchte, dann kann sie das machen, dass sie auch die Abwechslung hat, dass sie nicht das Gefühl hat, sie verpasse viel jetzt in dieser Zeit. ... Aber ähm ... ich denke auch dort, dass sie ... sicher für die Familie da sein soll, für mich wie auch für das Kind natürlich ... also einfach*

wirklich, blöd gesagt, eine Mutterrolle übernehmen kann und fähig ist, die auch zu halten über die Jahre ... bis sie mal blöd gesagt das Kind mit achtzehn, zwanzig gehen lassen kann« (09:134). Das bereits im ersten Zitat sichtbar werdende Schwanken zwischen dem eigenen Leben und der Verfügbarkeit für das Kind wird hier erneut sichtbar. Die Aussage beginnt mit der Notwendigkeit, dass eine Mutter ihre Freiheit hat. Sie expliziert daraufhin die Vorstellung von Mutterschaft als häufiges daheim und ums Kind Sein. Daraufhin kommt sie sogleich wieder zur Freiheit zurück. Der Anspruch auf ein eigenes Leben wird dabei als Fitnessbesuche, Frauenabende und einer allgemeinen Vorstellung von Abwechslung visualisiert. Mit dem »Aber« wechselt die Aussage erneut zur Anforderung des Daseins für das Kind. Die Verfügbarkeit für die Familie wird dabei als Inbegriff der Mutterrolle dargestellt. Während die erstzitierte Aussage den Konflikt zwischen eigenem Leben und Bedürfnissen des Kindes auf einen Zeitraum am »Anfang« beschränkt, erstreckt er sich in letzterem über zwei ganze Jahrzehnte.

Zudem fällt auf, dass sich die Sorgetätigkeit der Mutter in diesem Beispiel nicht nur auf die Kinder beschränkt, sondern den Vater mit einschließt. Der Interviewpartner erwartet, die Mutter seines Kindes solle »für die Familie da sein«. Er expliziert dann, dies beinhalte gleichermaßen ihn selbst wie auch das Kind. Dieser Einbezug des Vaters in die mütterlichen Unterstützungsleistungen findet sich auch in anderen Äußerungen. Neben Aussagen, bei welchen sich die Sorge ausschließlich auf die Kinder bezieht, wird von Befragten beiderlei Geschlechts formuliert, eine Mutter Sorge »für die Familie« (18:108), sie schaue, »dass es allen gut geht« (03:022) und halte auch ihrem Mann zu einem gewissen Teil »den Rücken frei« (22:109).

Ein eigenes Leben zu haben, bedeutet demgegenüber, sich als Mutter genau nicht permanent und ausschließlich auf die Bedürfnisse anderer zu konzentrieren. Es beinhaltet, sich Zeit zu nehmen, um eigene Interessen und Ziele zu verfolgen. Die Bilder, welche die Vorstellung eines »eigenen Lebens« begleiten, beinhalten neben oben genannten Freizeitbeschäftigungen im Bereich des Sports und der Pflege von Freundschaften insbesondere, sich außer Haus zu begeben. Während Muttersein mit »daheim hocken« (09:134) und »nie aus dem Haus« gehen können (02:198) assoziiert wird, findet das eigene Leben außerhalb der eigenen vier Wände statt. Neben Hobbys und Freizeitaktivitäten wird hierbei auch die berufliche Weiterentwicklung genannt. Ein eigenes Leben zu haben kann bedeuten, finanziell weitgehend eigenständig zu sein und einer herausfordernden und befriedigenden Erwerbstätigkeit nachzugehen.

Wie die angeführten Beispiele zeigen, werden die beiden Anforderungen – Muttersein und ein eigenes Leben zu haben – als inkongruent dargestellt. Sie werden stets mit Verbindungsworten wie »aber« und »trotz« aneinandergefügt und stehen sich dadurch als Gegensätze gegenüber. Während die Mütter der jungen Erwachsenen gemäß der Darstellung in den Interviews eigene Bedürfnisse zurückstellten, um die Anforderungen an eine gute Mutterschaft, sprich die Verfügbarkeit für die Bedürfnisse des Kindes zu erfüllen, wollen die jungen Erwachsenen beide Bedürfnisse befriedigen. Das eigene Leben der Mutter und die permanente Sorge für das Kind treten als »sowohl als auch« auf. Beide Ansprüche sollen gleichermaßen erfüllt werden. Sie bilden eine Art Vereinbarkeitsproblematik, die es gemäß den Vorstellungen der jungen Erwachsenen für heutige Mütter zu lösen gilt. Das Spannungsfeld zwischen der Norm des eigenen Lebens und der Norm der permanent verfügbaren Mutter wird nicht aufgelöst.

In einer Interviewpassage wird das Erwachen des Anspruchs auf ein eigenes Leben für Mütter als eine Art Emanzipationsprozess erzählt. Ich füge diese etwas längere Passage hier als zusätzliches Beispiel an, weil darin expliziert wird, wie der auf Mutterschaft ausgerichtete Lebensentwurf ihrer Elterngeneration nach Ansicht der jungen Erwachsenen zunehmend seine Selbstverständlichkeit verliert: *»Als ich so um die zwanzig war, war für mich immer klar, dass ich das Muster der Mama einst übernehmen würde. Das war für mich klar. Das war das Beste und man hat nichts anderes gekannt und so. Und jetzt merke ich immer mehr – lerne ich auch andere Muster kennen und muss sagen ... ich spüre irgendwie auch immer mehr, was für mich so ein bisschen stimmt. [...] Deshalb denke ich schon, dass sich das Bild auch ziemlich verändert hat bei mir. [...] Damals wäre ich einfach nur daheim gewesen und hätte die Kinder und den Haushalt gehabt. Wie die Mama das eigentlich auch gemacht hat. Und vor allem halt auch mein Leben ein Stückchen weit auch ein bisschen aufgeben. Und jetzt stelle ich mir Kinder haben schon auch mit Einschränkungen vor, das ist klar. Aber doch auch – [...] Klar dominiert es (das Kind). Auch mit seinen Bedürfnissen und die muss man unbedingt auch wahrnehmen. Aber ich hätte doch auch noch mein Leben und ich will mein Leben mit dem Leben von meinem Kind und beide Bedürfnisse gut verbinden können. Dass es für beide stimmt. Und ich habe das Gefühl, das kann man. ... Das sollte eigentlich möglich sein. [...] ich müsste ... schauen, dass ich nicht auch zu fest in diese Mutterrolle rein käme. Das unbedingt. Aber ich habe das Gefühl, es würde auch länger je besser gehen. Wo ich wie gesagt – vor drei Jahren wäre ich noch viel mehr gefährdet gewesen, dass ich in diese Gefahr gelaufen wäre. [...] Dass dann wirklich nur*

*noch Kind, Kind, Kind. Und man redet dann nur noch vom Kind. Und ... alles dreht sich nur noch um das Kind [...] es sind auch Ängste damit verbunden (mit dem Kinderhaben). Wie gesagt insbesondere auch, kommt mein Leben dann ein bisschen zu kurz? Oder werde ich so eine Glücke werden, die nur noch das Kind überbehütet? [...] Das sind schon auch Befürchtungen, die ich habe. Ja«* (02:196–212). Der hier an einigen Stellen leicht gekürzt abgedruckte Interviewausschnitt beinhaltet die Erzählung eines Emanzipationsprozesses. Die Sprecherin beschreibt eine Veränderung ihrer Zukunftsvorstellungen. Anfang Zwanzig hat sie den Lebensentwurf ihrer eigenen Mutter mit einer fast ausschließlichen Zentrierung auf die Bedürfnisse der eigenen Kinder als weitgehend selbstverständlich erachtet. Zunehmend ist ihr bewusst geworden, dass dieses Muster zu ihr nicht passt. Mit der Formulierung »spüren, was für mich stimmt« referiert sie dabei auf eine Vorstellung von sich herausbildender Individualität. Die Distanzierung vom Lebensentwurf der Mutter wird in der abwertenden Wortwahl »nur daheim« sichtbar. Dem Muster der Mutter stellt sie das »veränderte Bild«, sprich ihre neu gewonnene Vorstellung eines anderen Lebensentwurfs gegenüber. Dabei findet sich erneut das bereits im vorangehenden Abschnitt beschriebene sprachliche hin und her Wechseln zwischen den Bedürfnissen des Kindes und dem Anspruch auf ein eigenes Leben. Die Sprecherin beginnt mit der Erwähnung von Einschränkungen, die ein Kind mit sich bringt und wechselt mit »aber doch auch« ein erstes Mal den Blickwinkel. Diesen Gedanken führt sie jedoch nicht aus. Sie erwähnt erneut die Notwendigkeit, die Bedürfnisse des Kindes zu befriedigen und stellt diese mit einer Wiederholung von »Aber doch auch« dem Anspruch auf ein eigenes Leben gegenüber. Die Vereinbarung beider Bedürfnisse wird als angestrebtes Ziel dargestellt, welches schwierig zu erreichen ist. Die Sprecherin verwendet dafür eine Formulierung im Konjunktiv: »das sollte eigentlich möglich sein«. Die Vereinbarung der beiden konfligierenden Bedürfnisse bezeichnet folglich eine Herausforderung, die nicht in jedem Fall gemeistert wird. Ein Scheitern ist durchaus denkbar. Es tritt als Befürchtung und als »Gefahr« auf und löst Ängste aus. Zu Scheitern wird in diesem Falle beschrieben als ein Zurückfallen in »diese Mutterrolle«, das heißt in das Lebensmuster der eigenen Mutter, welches die Aufgabe des Anspruchs auf ein eigenes Leben bedeutete. Die damit einhergehende fast ausschließliche Zentrierung auf die Bedürfnisse des Kindes fasst die Sprecherin unter anderem mit den Worten »nur noch Kind, Kind, Kind«.

Auch in anderen Interviews taucht die fast ausschließliche Konzentration auf die Mutterschaft – das so genannte Überbemuttern – als eine Gefähr-

dung auf, die es für junge Frauen zu vermeiden gilt, beispielsweise: *»da habe ich dann vielleicht manchmal schon auch ein bisschen dieses Muttersyndrom. So von wegen, ah-ja, muss ich für dich noch etwas machen oder für dich noch? (imitiert eine übertrieben hilfsbereite Nachfrage bei mehreren Personen) Anstatt mal für mich selber zuerst schauen (lacht). Aber, ähm, ich habe diese Einsicht immerhin schon, also von dem her denke ich, kann ich das – kann ich das noch ändern (lacht). Oder zumindest so im Griff haben, dass ich das nicht irgendwie – eine große Gefahr ist, dass ich es dann wirklich auch so mache«* (16:223). Analog zum vorherigen Interviewausschnitt besteht auch hier die Gefahr für eine Mutter darin, das eigene Leben zu Gunsten der Bedürfnisse anderer zurückzustellen. Ein weiterer Interviewpartner formuliert in ähnlicher Art und Weise, er wolle keinesfalls, dass seine zukünftige Partnerin als Mutter zu einem *»Heimchen am Herd«* (01:144) werde. Er sieht seine Partnerin zwar als zuständig für Hausarbeit und Kinderbetreuung, hat jedoch gleichzeitig die Erwartung, sie solle nicht zuletzt auch finanziell weitgehend unabhängig bleiben. Auf die Rückfrage, wie er sich dies vorstelle, formuliert er: *»Irgendwie muss doch das möglich sein. Vielleicht mute ich jetzt – wird das irgend so eine Superfrau. (lacht) Aber ... ich habe irgendwie das Gefühl, es muss drin liegen. [...] Irgendwie habe ich immer noch die Illusion, dass es möglich sein muss. Dass es nicht das Stereotyp sein kann, welches noch vor ein paar – noch vor wenigen Jahren geherrscht hat. [...] Wirklich sein Leben, sein soziales Leben nicht aufgeben ... für die Familie. Und zwar von beiden Seiten her, vom Mann wie von der Frau. Wirklich dass das Leben von beiden Teilen eigentlich genau gleich weitergeht, mit Ausnahme der Rollenverteilung«* (01:230–234). Erneut tritt die ausschließliche Fokussierung aufs Muttersein als Gefahr auf. In dieser Aussage wird sie mit den Begriffen *»Heimchen am Herd«* und *»Stereotyp«* expliziert. Ob es gelingt, diese abzuwenden, wird noch stärker als in den anderen Aussagen in Frage gestellt. Der Sprecher räumt ein, unter Umständen, sei dies eine *»Illusion«* und es bräuchte dafür eine *»Superfrau«*. Bei der Vereinbarung von Mutterschaft mit einem eigenen Leben ist ein Scheitern durchaus möglich.

Neben der Thematisierung der Gefahr einer Selbstaufgabe einer Mutter, kommt in allen drei Beispielen auch eine Vorstellung von Wandel zum Vorschein. Der im ersten Ausschnitt nachgezeichnete Emanzipationsprozess als Bewusstwerdung des Anspruchs auf ein eigenes Leben und Distanzierung vom Lebensentwurf der eigenen Mutter taucht im zweiten Interviewausschnitt als *»Einsicht«* wieder auf, welche die Sprecherin bereits erlangt hat. In der letztzitierten Aussage ist es mit dem Verweis auf *»das Stereotyp«* enthal-

ten, welches bis vor kurzem geherrscht habe. Die darin transportierte Vorstellung von Wandel stellt eine Parallele zur Abgrenzung der jungen Erwachsenen von der Vaterschaft ihrer Väter dar. Auch im Bezug auf Mutterschaft wollen es die jungen Erwachsenen in ganz bestimmter Hinsicht anders machen als ihre Mütter. Im Gegensatz zur Vaterschaft hat sich gemäß den jungen Erwachsenen jedoch nicht gewandelt, was gute Mutterschaft ausmacht, sondern was als ein erfülltes Frauenleben gilt. Für die Elterngeneration, so die Argumentation, ist als selbstverständlich erachtet worden, dass eine Frau in der Mutterschaft ihre gesamte Erfüllung findet. Für ihre eigene Generation wird dies nicht mehr als ausreichend betrachtet. Neben und zusätzlich zur Mutterschaft, die in weiten Teilen ähnlich gelebt werden soll, wie sie dies im Elternhaus erlebt hatten, soll nun eine andere Art von Selbstverwirklichung, sprich ein eigenes Leben hinzu kommen. Die Aussagen transportieren folglich nicht eine Vorstellung von Veränderungen im Bild von guter Mutterschaft, sondern einen Wandel im Sinne eines neu entstandenen Spannungsfelds zwischen Mutterschaft und Selbstverwirklichung. Es findet eine Abgrenzung der jungen Erwachsenen vom ausschließlich auf die Bedürfnisse der Familienmitglieder zentrierten Lebensentwurf ihrer Mütter statt. Gleichzeitig werden andere Elemente von der Elterngeneration übernommen: Das Schlüsselkriterium guter Mutterschaft – die permanente Anwesenheit – bleibt unhinterfragt.

## 6.7 Mutterschaft + Vaterschaft = Elternschaft?

Wie ich (in der Einleitung zu Kapitel 6 und in obigen Unterkapiteln) bereits ausgeführt habe, wird Elternschaft getrennt als Mutterschaft und Vaterschaft konstruiert. Die beiden Konzepte unterscheiden sich in den Bildern, Wertvorstellungen und Normen, die sie charakterisieren. Oder in anderen Worten ausgedrückt, sie werden aus je eigenen Aussagemustern konstruiert. Werden Mutterschaft und Vaterschaft in den Erzählungen einander direkt gegenübergestellt, so findet sich ein Bild der Komplementarität. Es existiert also die Vorstellung, eine Mutter und ein Vater würden je unterschiedliche Eigenschaften aufweisen, die sich ergänzen. Zusammen bilden sie ein Ganzes, welches die Bedürfnisse eines Kindes abzudecken vermag. Dabei lassen sich zwei Varianten dokumentieren, wie diese Komplementarität gedacht werden kann.

In einigen Aussagen basiert das Komplementäre auf einer dichotomen Vorstellung von Geschlecht. Frauen und Männer – so die Argumentation – weisen grundsätzlich verschiedene Fähigkeiten im Umgang mit Kindern auf und haben per se eine andersartige Beziehung zum Kind. Ein Kind braucht folglich den männlichen Einfluss des Vaters plus den weiblichen Einfluss der Mutter, wobei die eine nicht durch die andere Person ersetzbar ist. Diese Argumentationsweise findet sich beispielsweise in folgenden Interviewausschnitten: *»da ist wahrscheinlich etwas, was einem Kind fehlen würde, wenn es nur von Männern aufgezogen würde [...] ich glaube nicht, dass zwei Männer oder zwei Frauen ... gleich ... erziehen können, wie es ein gemischt-geschlechtliches Paar machen kann. [...] Weil wichtig ist es einfach, dass irgendwoher – ich sage jetzt blöd mal – die männlichen Werte mitkriegt und irgendwoher die weiblichen Werte. Dass einfach beide Seiten da sind«* (01:162–168). Gemäß dieser Aussage vermittelt der Vater dem Kind männliche Werte und die Mutter weibliche Werte. Um welche Art von Werten es sich dabei handelt und was konkret dem Kind fehlen würde, wird nicht genauer spezifiziert. Jedoch ist die Vermittlung dieser Wertvorstellungen zwingend ans Geschlecht der vermittelnden Person gebunden. Würde ein Kind von zwei Frauen oder von zwei Männern erzogen, so fehlte diesem eine Person, die ihm die »Werte« des jeweils anderen Geschlechts vermitteln könnte. Die Komplementarität der Elternschaft ist ans Geschlecht der Eltern gebunden.

In folgenden Aussagen wird ähnlich argumentiert. Zusätzlich werden eine Reihe von Begründungen für die Verschiedenartigkeit der Elternteile angeführt: *»dass eine Mutter eine emotional andere Bindung zum Kind hat, weil sie das Kind neun Monate in sich herumgetragen hat und weil sie das Kind... geboren hat. Und das ist etwas, was die Beziehung ... .. ich denke ... .. vor allem in der Anfangsphase der Kindheit aber wahrscheinlich auch noch darüber hinaus ... .. es ist wie eine andere Dimension, so stelle ich es mir vor. Ja. ... Und deshalb ist es grundlegend anders so, ja. ... Und ich denke gerade auch noch wegen dieser Zeit ... vom Stillen auch noch mal, das ... ja, das ist auch ... also ob ich – ein Mann dem Kind als Vater ihm, seinem eigenen Kind die Flasche gibt oder ob die Mutter das Kind an die Brust nimmt, das ist etwas ganz anderes. Und das ist etwas wo der Moment, wo das so ist, also zum Beispiel, wo die Mutter das Kind stillt oder während dieser Zeit, wenn sie es zwar nicht gerade unmittelbar stillt, aber wenn sie es allgemein noch macht, aber ich denke auch darüber hinaus, wo ... wo diese Mutter ... die eine andere Art – eine andere Qualität einer Beziehung von einer Mutter zu einem Kind ist, als dass das ein Vater hat. [...] Und dann ... ab einem gewissen Alter*



kommt es wahrscheinlich auch noch ein bisschen darauf an, ob dann das Kind – ob das ein Sohn oder eine Tochter ist. Es gibt zwar auch ... es gibt unterschiedliche Sachen, aber eine Beziehung von einem Vater zu einer Tochter ... wenn die jetzt sagen wir zehn oder – ist oder wenn sie dann langsam in die Pubertät kommt, ist sicher anders ... als vom Vater zu einem Sohn« (14:088), »Also ich denke, der Bezug zwischen Kind und Mutter ist immer anders als der Bezug zwischen Kind und Vater. Alleine schon weil es neun Monate im Bauch war und weil es durch diese Person geboren wurde. [...] Ich denke einfach, es liegt in der Natur ... an sich, oder. Von Neandertalerseite her, oder« (16:148), »Die Mutter ist ja ganz klar einfach ... schon nur biologisch einfach ... die Mutter. Die – einfach diese Verbindung zur Mutter ... von der Geburt an, die wird nie ... ersetzt werden können durch einen Vater. Also der Vater wird das einem Kind nie können – diese Rolle gleich sein wie eine Mutter. ... Und ähm ... .. ja, ich glaube das ist einfach, also ich finde es vor allem speziell auf die Rolle der Mutter gesehen, oder. Wie gesagt, weil sie... .. sie ist verantwortlich für die ganze Gesundheit der Familie, des Kindes ... sie hat dahingehend viel mehr Verantwortung, finde ich jetzt. Das könnte – ja, das kann auch anders sein, aber ... das ist ... ich weiß auch nicht, es ist wohl so – ich finde das irgendwie natürlich, dass die Mutter dafür die Verantwortung hat [...] das ist einfach instinktiv wird das der Vater nie übernehmen können ... .. weil wie gesagt diese Bindung nicht da ist ... zum Kind. ... Finde ich. ... Und die Vaterrolle, die ist ... .. die ist eher schwieriger zu definieren. ... .. ja. Das – da kann ich wirklich nichts Klares sagen ... .. über die Vaterrolle. [...] da gibt es Aspekte, die einfach der Vater nicht abdecken kann« (15:117–119).

Die drei zitierten Interviewausschnitte konstatieren ebenfalls eine Andersartigkeit der Mutter-Kind-Beziehung und der Vater-Kind-Beziehung. Die Herstellung der grundsätzlichen Differenz geschieht in der wiederholten Verwendung des Begriffs »anders« und in den Formulierungen »nie gleich sein« oder etwas »nie können« beziehungsweise »nicht können«. Dabei wird insbesondere im letzten Zitat deutlich, dass die Andersartigkeit nicht als Gleichwertigkeit dargestellt wird. Die Beziehung zwischen Mutter und Kind gilt als besondere und privilegierte, jene zwischen Vater und Kind als zweitrangige. Es gibt Aspekte, die ein Vater nicht abdecken kann. Es ist die Mutter, die gemäß diesen Aussagen nicht durch den Vater ersetzt werden kann und nicht umgekehrt. Dieses Verständnis von komplementärer Elternchaft beinhaltet folglich eine Asymmetrie zwischen Vaterschaft und Mutterschaft, wobei letztere als wichtiger gilt.

Begründet wird die vergeschlechtlichte Differenzierung mit der Zeit der Schwangerschaft, der Geburt und des Stillens. Dieser körperliche Kontakt – so die Argumentation – führt dazu, dass die Mutter eine engere Beziehung zum Kind aufbaut, die auch über die Zeit des Stillens hinweg anhält. Ein zweiter Zeitpunkt, in welchem dem Geschlecht des Elternteils besondere Bedeutung zugemessen wird, ist die Pubertät. Wie am Schluss des ersten Zitats beispielhaft expliziert wird, spielt ab diesem Alter zusätzlich das Geschlecht des Kindes eine Rolle. Die Vorstellung, mit der Pubertät werde das Geschlecht des Kindes relevant, findet sich in einigen Aussagen. Die jungen Erwachsenen gehen davon aus, dass die Pubertät jenen Moment darstellt, in welchem es den Eltern obliegt, mit ihren Kindern über die Veränderungen ihrer Körper und Sexualität zu sprechen. In dieser ersten Konzeptualisierung von Komplementarität sind solche Gespräche nur zwischen Personen gleichen Geschlechts möglich. Es sind entweder Mutter-Tochter- oder Vater-Sohn-Gespräche. Obwohl solche Gespräche vermutlich eher selten stattfinden, wird ihnen große Bedeutung beigemessen. Weiter wird die Relevanz von Geschlecht mit Rekurs auf die Natur, die Biologie und die Geschichte begründet. Es wird formuliert, die Andersartigkeit von Vätern und Müttern »liege in der Natur« oder sei »irgendwie natürlich«, »instinktiv«, »schon nur biologisch« oder »von Neandertalerseite her« bedingt. Sie wird damit als ahistorische, unveränderliche Tatsache dargestellt.

Ein zweites Aussagebündel verzichtet darauf, die Komplementarität der Eltern an deren Geschlecht festzumachen. Zum Beispiel wird formuliert: *»mir geht es nicht darum, dass irgendjemand männlich ist oder weiblich ist oder so und ein männliches oder ein weibliches Verhalten an den Tag legt, sondern ... dass man für die Kinder da ist [...] Und dann wird sich zeigen, dann werde ich irgendwelche ... besseren Kompetenzen haben und irgendwo meine Freundin. [...] Aber es wäre gut, wenn es sich so ein bisschen ergänzt«* (03:250–252). Diese Argumentationsweise postuliert keine grundsätzliche geschlechtsgebundene Differenz zwischen Vätern und Müttern, sondern eine Differenz zwischen zwei Elternteilen als Personen mit je individuellen Eigenschaften. An der Vorstellung von Komplementarität wird jedoch festgehalten. Eltern bestehen aus zwei Personen, die sich in ihren Eigenschaften ergänzen.

Einige Aussagen, die auf diesem Verständnis von Eltern als zwei komplementären Individuen basieren, unterscheiden dabei eine grundsätzliche Äquivalenz der Fähigkeiten und Eigenschaften von Vätern und Müttern von einer gesellschaftlichen Realität, in welcher Männer und Frauen als Eltern nach wie vor unterschiedliche Aufgaben übernehmen. Dieses Aus-

gemuster zeigt sich beispielsweise in folgenden drei Aussagen: »dann spielt es wirklich keine Rolle, ob jetzt das Vater, Mutter oder Mann, Frau ist, das ist ja dann egal, ob das jetzt leibliche Eltern sind oder nicht. Ähm ... ja, nein, eigentlich nicht. Aber das ist eben – das sind jetzt eben die gesellschaftlichen Einflüsse, wegen dem ist es heute so« (12:116), »bei den meisten Familien ist es eben wirklich noch so, vielleicht arbeiten inzwischen ein paar Mütter, aber in der Regel Teilzeit und der Papa arbeitet Vollzeit und ich glaube das ist einfach ganz klar ... dann der Unterschied, ja, mit dem Vater machst du eher am Wochenende etwas und die Mutter ist unter der Woche diejenige, die sagt, so jetzt mach mal deine Hausaufgaben. Also mit dem Papa unternimmst du eben etwas. Und von dem her ... ich glaube ... theoretisch hätten sie wirklich – wenn beide zu gleichen Teilen da wären, dann hätten sie denke ich die gleiche Rolle. ... Aber es funktioniert einfach noch nicht so« (10:116), oder: »Ich glaube, es gibt einfach ein Pensum, das erfüllt werden muss. Einfach so ein bisschen – ja, jemand, der ein bisschen strenger ist und jemand, der ein bisschen lieber ist und dann gibt es ganz viele verschiedene Sachen und ich denke einfach, das muss ungefähr abgedeckt sein. Ich glaube, man muss sich einfach irgendwie ergänzen zu – zu Eltern. Und von dem her kann ich nicht wirklich sagen, so muss die Mutter sein, so muss der Vater sein. Wenn die Mutter strenger ist, dann muss eben der Vater gewisse Sachen durch lassen. Und ich finde, solche Sachen braucht es. Ich finde, es braucht so ein bisschen diese Gegensätze in der Elternkombination, oder so, braucht es das unbedingt. Dass man sich dort einfach – dass man als Kind weiß, wo man am besten zum Ziel kommt, oder ... einfach auch Halt finden kann, wenn man jetzt Halt braucht [...] ich denke, das ist wirklich etwas wichtiges, dass man – dass nicht beide gleich sind, weil sonst stehst du einfach an als Kind. Unter Umständen. Dann gibt es einfach Momente, wo dann einfach eine Lose-Lose-Situation ist. [...] einfach für diese Situation nicht die richtige Person da ist. [...] Von dem her denke ich, gibt es schon gewisse Richtungen, wo man eben – auch ich jetzt wahrscheinlich eher die Rollen verteilen würde ... ins gesellschaftliche Bild. Aber von mir aus gesehen spielt es eigentlich keine Rolle, ob man jetzt ... die Zuneigung eher – wenn es eher – ich finde, bei der Zuneigung kann es gleich sein, aber wenn es jemand mehr ist, ist es eigentlich egal, ob das jetzt der Vater oder die Mutter ist. Für mich. Aber wie gesagt, bei der Gesellschaft sieht es ja ein bisschen anders aus« (06:333–337). Alle drei zitierten Aussagen distanzieren sich von einer grundsätzlichen Unterscheidung zwischen Vätern und Müttern. In Bezug auf ihre Fähigkeiten und Eigenschaften als Eltern – wird argumentiert – seien Vater und Mutter beziehungsweise Mann oder Frau austauschbar. Im

ersten Zitat wird beispielsweise formuliert, ob Vater, Mutter oder Mann, Frau sei »egal«, sprich: nicht relevant. Auch die beiden folgenden Ausschnitte verzichten darauf, geschlechtsspezifische Eigenschaften festzulegen. Sie vollziehen jedoch eine Abgrenzung zwischen der grundsätzlichen Gleichheit von Müttern und Vätern und einer Realität, in welcher Elternschaft nach wie vor geschlechtsspezifisch gelebt wird. Begründet werden die vorfindbaren Unterschiede zwischen Mutterschaft und Vaterschaft mit gesellschaftlichen Wertvorstellungen und Praktiken. Im ersten Zitat wird die Formulierung »gesellschaftliche Einflüsse« gewählt, das Dritte spricht von einem »gesellschaftlichen Bild«. Im zweiten Zitat werden die »theoretisch« gleichen Rollen von Vätern und Müttern einer Realität gegenübergestellt, die »noch nicht so funktioniert«. In Letzterem wird überdies die Gleichheitsannahme als eigene Meinung dargestellt, die einer Gesellschaft gegenübersteht, die »ein bisschen anders aussieht«. Mit dieser Argumentationsweise anerkennen die Sprechenden zwar, dass Müttern und Vätern unterschiedliche Aufgaben zugeschrieben werden, sie sehen diese im Gegensatz den vorherigen jedoch als nicht zwingend an geschlechtliche Fähigkeiten und Eigenschaften gebunden und damit als veränderbar – als historisch kontingent. Während sich in der ersten Variante von Komplementarität eine Frau und ein Mann zu Eltern zusammenfügen, sind es in dieser Variante zwei Personen mit je individuellen Eigenschaften, die nicht als zwingend weiblich oder männlich definiert werden.

Die Art und Weise wie die Sprechenden in diesen Aussagen ihre eigene Sichtweise von Eltern als komplementären Individuen von einem geschlechtsgebundenen gesellschaftlichen »Bild«, gesellschaftlichen »Einflüssen« oder vom heutigen »Funktionieren« der Gesellschaft abgrenzen, deutet darauf hin, dass sie die Vorstellung vergeschlechtlichter Elternschaft als dominanteres Erklärungsmuster einschätzen. Sie gehen davon aus, dass die geschlechtsgebundene Zuweisung von Eigenschaften und Fähigkeiten an Mütter und Väter nach wie vor die gesellschaftliche Norm darstellt. Ihre eigene Vorstellung von einer Austauschbarkeit der Geschlechter in ihrer Aufgabe als Eltern deklarieren sie als Ausnahme. Besonders deutlich kommt dies am Schluss des dritten Zitats zum Ausdruck. Mit den Formulierungen »von mir aus gesehen« und »Für mich« betont die sprechende Person zwei Mal, dass es sich um ihre individuelle Meinung handelt. Sie zeigt damit, dass sie diese nicht als selbstverständlich und auch nicht unbedingt als breit akzeptiert erachtet. Die Aussage wird als Abweichung von der hegemonialen Vorstellung vergeschlechtlichter Elternschaft präsentiert. Sie steht darüber hinaus auch

bis zu einem gewissen Grad im Widerspruch zu den weiter oben erläuterten Aussagemustern, die sehr konkrete Normen beinhalten, was unter guter Mutterschaft und was unter guter Vaterschaft verstanden wird. Im zweiten Zitat findet sich zudem eine Vorstellung von Wandel. Die Person formuliert, in den meisten Familien seien die Aufgaben »noch« geschlechtsspezifisch verteilt und die Rollen in der Familie »noch nicht« austauschbar. Sie impliziert damit erstens, dass sich die Geschlechtsspezifik der Arbeitsteilung abschwächen wird, und zweitens, dass die Vorstellung von austauschbarer Elternschaft dadurch an Deutungsmacht gewinnen wird. Übereinstimmend mit dem dritten Zitat erachtet sie ihre Position jedoch gegenwärtig noch als marginal.

In einigen Interviewpassagen finden sich die beiden erläuterten Argumentationsweisen in unmittelbarer Nachbarschaft. Die Sprechenden rekurrieren sowohl auf Vorstellungen von Geschlechtsspezifik als auch von Austauschbarkeit von Vater und Mutter. Ein Beispiel findet sich in folgendem Interviewausschnitt: *»Also ich glaube schon, dass ... ein Mann als Vater dem Kind etwas anderes gibt, als die Frau als Mutter. ... also eher das weibliche, die ... gewisse ... ich weiß auch nicht ... Feinfühligkeit und keine Ahnung ... das ist schwierig zu sagen, schwierig. Also ich kann ... ich kann mir meine Freundin jetzt gerade sehr gut als Mutter vorstellen ... Obwohl sie nicht die Emotionalste ist. [...] also ich bin emotionaler als sie. Ich würde mich als emotionaler beschreiben als sie. ... Ich habe manchmal sogar fast das Gefühl ... dass ich die Frau in der Beziehung bin«* (23:106). Der Ausschnitt beginnt mit einer Bezugnahme auf Geschlecht als strukturierendes Kriterium von Elternschaft. Der Sprecher äußert daraufhin seine Schwierigkeit, konkret zu benennen, worin die Geschlechtsspezifik besteht. Daraufhin thematisiert er seine eigene Beziehung, in welcher er die mit Weiblichkeit assoziierte Emotionalität in stärkerem Ausmaß besitze als seine Freundin. Damit wechselt er in der Argumentation zur Austauschbarkeit der Geschlechter. Er und seine Freundin entsprechen nicht den geschlechtsspezifischen Erwartungen. Als Individuen besitzen sie Eigenschaften, die nicht zwingend geschlechtsspezifisch sind. Mit der Bemerkung, er sei »die Frau in der Beziehung«, entkoppelt er die Eigenschaften einer Person von deren Geschlecht. Vater und Mutter sind am Ende des Zitats austauschbar geworden.

Unabhängig davon, welcher der beiden Argumentationsweisen sie folgen, beinhalten die Aussagen eine Vorstellung von Elternschaft, welche aus zwei komplementären Teilen besteht. Während einige sehr klar definieren, welche Komponenten von einer Frau und welche einem Mann stammen,

wird Geschlecht bei anderen für irrelevant erklärt. An der Komplementarität wird jedoch festgehalten: »Aber so ergänzt du dich in einem Team und dann kommt es eigentlich nicht darauf an, ob du Frau oder Mann bist« (18:127), »Ein Kind braucht immer beide Personen, und wenn es nur eine Person hat, dann sucht es die zweite Person. Also die Väterliche zum Beispiel oder je nach dem die Mütterliche, wenn es beim Vater aufwächst« (24:070), »Es ist letzten Endes ein Team. Es hat Arbeiten, die gemacht werden müssen. Und es macht sie derjenige, der – wie es für das Team stimmt. ... Aber ... ob jetzt männlich oder weiblich ... oder was auch immer ... ist für mich eigentlich absolut sekundär« (19:100), »Also er hat manchmal fast wie gesagt auch eine feminine Seite, oder. Und ich dann die maskuline, so ein bisschen. Das ist so. (lacht) Aber es ergänzt sich also« (08:201). Charakteristisches Merkmal dieser Aussagen ist das wiederholt auftauchende Verb »sich ergänzen«. Daneben beinhaltet auch das Bild eines Teams die Vorstellung von mehreren Personen, die durch ihr Zusammenarbeiten mehr erreichen, als wenn jede Person alleine für sich arbeitet. Insbesondere in der zweiten Aussage wird sichtbar, dass eine Familie ohne Vater oder ohne Mutter zwingend unvollständig ist. Das Kind würde nach dem fehlenden Teil suchen. In der Komplementaritätsnorm liegt folglich die Vorstellung inne, dass eine Person allein nicht alle Bedürfnisse eines Kindes abdecken kann. Eine homosexuelle Interviewpartnerin, die plant, mit ihrer Freundin Kinder zu haben, formuliert: »also bei mir geht es mehr darum ... dass das Kind ... eigentlich mehrere Bezugspersonen hat« (13:091).

Die Alternative zu komplementärer Elternschaft, sprich die positiv formulierte Absicht, als Einzelperson ein Kind aufzuziehen, ist in den Interviews dagegen praktisch inexistent. Sie bildet in den Erzählungen eine auffällige Leerstelle. Wie bereits in Kapitel 5.3 zum Kinderwunsch ausgeführt, wird die Vorstellung, ein Kind alleine aufzuziehen, stets mit dem Scheitern einer Partnerschaft verknüpft und damit negativ beurteilt. Eine Einelternfamilie gilt als unvollständige Familie. Mit positiver Konnotation tritt sie nur in einer einzigen Aussage auf: als Utopie eines homosexuellen Interviewpartners, der sich wünscht, so reich zu sein, dass er nicht arbeiten müsste, ein Kind adoptieren könnte und mit diesem seine Zeit verbringen würde. In allen anderen Aussagen wird eine Familie mit »nur« einem Elternteil als defizitär betrachtet. Dies gilt auch für jene befragten Personen, die selber in einer solchen Familienkonstellation aufgewachsen sind. Beispielsweise kommt dies in der oben zitierten Aussage, »ein Kind braucht immer beide Personen«, zum Ausdruck. Eine weitere Person formuliert: »Und das möchte ich nie einem Kind antun wollen, dass es blöd gesagt ohne Vater oder auch blöd

*gesagt ohne Mutter aufwächst*« (09:140). Die Defizit-Argumentation stellt dabei die Bedürfnisse des Kindes ins Zentrum. Defizitär ist eine Einelternfamilie gemäß den jungen Erwachsenen, weil es einer erwachsenen Person nicht gelingen kann, alle Bedürfnisse eines Kindes zu befriedigen. Alleinerziehende Elternschaft tritt somit zwingend als unvollständig auf. Eine gegenteilige Argumentation, beispielsweise: »besser ein Elternteil, das sich um sein Kind kümmert, als zwei, von denen niemand Zeit hat«, findet sich in den vorliegenden Interviews nicht. Die Abwertung von Einelternfamilien trägt dazu bei, die Komplementarität von Elternschaft zu legitimieren und zu festigen. Sie unterstützt die Vorstellung, eine Kombination von zwei sich ergänzenden Elternteilen sei notwendig, um ein Kind zu erziehen.

Die Vorstellung komplementärer Elternschaft basiert auf der Norm eines Familienkerns, welcher aus einem heterosexuellen Paar und deren Kindern besteht. Die beteiligten Personen sind durch eine »biologische« Mutter-Kind- und Vater-Kind-Beziehung, sowie durch eine Liebesbeziehung zwischen Vater und Mutter verbunden. Insbesondere in den Erzählungen der homosexuellen Befragten wird die Vorstellung von Elternschaft teilweise auf »nicht-biologische« Mutter- oder Vaterschaft ausgeweitet. Die »nicht-biologische« beziehungsweise »soziale« Elternschaft wird dabei vom Partner oder der Partnerin des »biologischen« Elternteils übernommen. Diese Elternpaare bestehen in den Erzählungen demnach beispielsweise aus zwei Müttern oder aus zwei Vätern, das heißt der biologischen Mutter und deren Partnerin oder dem biologischen Vater und dessen Partner. Eine Befragte formuliert beispielsweise: »Also die Familie wäre, würde ich sagen, schon ganz klar ich und meine Freundin und das Kind« (13:069). Eine weitere konstatiert, das Kind würde »einfach zwei Mamas« (10:072) haben. In anderen Aussagen werden drei oder vier Personen als Eltern eines Kindes definiert, die biologische Mutter und deren Partnerin, sowie der biologische Vater und dessen Partner. Ohne den Begriff Elternschaft explizit zu verwenden, findet sich diese Konstellation unter anderem in folgendem Ausschnitt aus der Erzählung eines Interviewpartners zu seinen Familiengründungsplänen: »also das ist so das Ideal. Zum Beispiel, dass ich... .. ja, angenommen dass ich – ich weiß auch nicht – dass wir – was weiß ich – jetzt angenommen ich könnte mit meinem Freund, wir könnten zusammen mit einem Frauenpaar irgendwie in einem großen Haus leben« (12:090). Die soziale Elternschaft begründet sich nicht durch eine »biologische« Verbindung zum Kind, sondern durch die Liebesbeziehung zum »biologischen« Elternteil. Diese allein reicht jedoch nicht aus, um Elternschaft zu begründen. So bezeichnen die jungen

Erwachsenen aus Trennungsfamilien spätere Partner oder Partnerinnen ihrer Eltern nie als (neue oder zweite) Väter oder Mütter. Diese werden mit Begriffen bezeichnet, die auf die Liebesbeziehung zur Mutter oder zum Vater verweisen, aber keine Elternschaft implizieren. Zum Beispiel werden die Bezeichnungen »ihr jetziger Mann« (24:076), »seine Freundin« (08:030), »ihr Partner« (08:062), »seine Lebenspartnerin« (03:066), »seine dritte Frau« (09:032) oder »der Freund der Mutter« (09:002) verwendet. Auch allfällig weitere Bezugspersonen wie beispielsweise Tanten, Grosseltern oder andere Freunde und Freundinnen der Familie, die an der Erziehung und Betreuung der Kinder teilhaben, werden nur in einer einzigen Aussage als Väter und Mütter bezeichnet. Wie bereits in Kapitel 7.4 zitiert, formuliert eine Interviewpartnerin: »meine Großmama war eigentlich mehr meine Mama, weil sie war immer da« (17:026). Mit dem Wort »eigentlich« wird die Bezeichnung »Mutter« für die Großmutter jedoch sogleich wieder relativiert. Obwohl sie öfter anwesend war, kann die Großmutter nicht die Mutter sein.

Soziale Elternschaft tritt folglich ausschließlich als antizipierte Elternschaft mit einer gleichgeschlechtlichen Partnerin oder einem gleichgeschlechtlichem Partner auf. Diese unterscheiden sich von später zur Familie hinzu gestoßenen Personen in Trennungsfamilien darin, dass die Liebesbeziehung der Eltern bereits vor Geburt des Kindes bestand. Der soziale Elternteil war bereits im Stadium des noch unrealisierten Kinderwunsches Teil der Familie. Zur Liebesbeziehung zu einem der beiden »biologischen« Elternteile, kommt hinzu, dass das Kind gemeinsam geplant wurde. Die Vorstellung von einem zweiten später hinzugekommenen Vater oder einer »neuen« Mutter existiert hingegen in den Erzählungen der jungen Erwachsenen nicht. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Vorstellung der jungen Erwachsenen von Elternschaft nicht zwingend an biologische Vater- oder Mutterschaft gebunden ist. Sie erfordert jedoch, dass ein Elternteil wenn nicht beim Zeugungsakt, so zumindest bei der Planung des Kindes bereits beteiligt war. Trotz dieser Ausweitung der biologisch definierten Vater-Mutter-Kind-Tirade, bleibt die Vorstellung von komplementärer Elternschaft bestehen.



## 7. Arbeitsteilung

Neben den Vorstellungen zu Elternschaft finden sich in den Interviews mit den jungen Erwachsenen Beschreibungen der Arbeitsteilung im Elternhaus und Überlegungen zur Organisation einer allfälligen eigenen zukünftigen Familie. Die Aussagemuster, die in diesen Erzählsequenzen sichtbar werden, bilden den Fokus dieses Kapitels.

### 7.1 Arbeitsteilung im Elternhaus: Papa arbeitet, Mama ist daheim

Beschreiben die jungen Erwachsenen die Arbeitsteilung ihrer Eltern, so tritt eine Aussage in vielfacher Wiederholung auf: *»Die Mama hat den Haushalt gemacht und der Papa hat gearbeitet«* (05:016). Wie die folgenden Beispiele zeigen, wird diese Arbeitsteilung, bestehend aus einem erwerbstätigen Vater und einer nicht-erwerbstätigen Mutter, die den Haushalt besorgt, als damalige Normalität deklariert: *»also typische Rollenverteilung eben, der Papa immer am Arbeiten, die Mama daheim«* (13:002), *»Durchschnittsschweizerfamilie eben [...] mit einer Mama, die Hausfrau ist, wirklich so Schweizer Durchschnitt. Wirklich so normal«* (10:002), *»es war so recht heile-Welt-Atmosphäre, mein Papa ging das Geld verdienen, meine Mama war daheim, hat den Garten gemacht und alles drum und dran. Am Mittag gekocht, einfach wirklich so das traditionelle Familienmodell«* (12:002), *»eigentlich lief es bei uns ganz null-acht-fünfzehn-mäßig ab [...] Mama war eigentlich immer daheim und [...] am Abend um sechs [...] kam der Papa nach Hause«* (02:006), *»bei uns ist die Mama – so klassisch – einfach die Mama war für den Haushalt zuständig, der Papa einfach sonst für – ist sonst arbeiten gegangen«* (07:012), *»um fünf kam der Papa wieder heim, also völlig ein null-acht-fünfzehn Familienleben«* (16:006). In den zitierten Interviewausschnitten findet sich eine ganze Reihe von For-

mulierungen, mit welchen die beschriebene Arbeitsteilung als Norm deklariert wird. Die jungen Erwachsenen verwenden die Adjektive »typisch«, »normal«, »traditionell«, »null-acht-fünfzehn-mässig« und »klassisch«. Daneben bezeichnen sie diese als »heile-Welt-Atmosphäre«, als »Schweizer Durchschnitt« und »Durchschnittsschweizerfamilie«. Wie diese zahlreichen und vielfältigen Formulierungen belegen, entspricht das so genannte Ernährer-Hausfrau-Modell aus Sicht der jungen Erwachsenen einer weit verbreiteten Normalität.

In ihrem Elternhaus sei es unbestritten gewesen, wer welche Arbeiten übernehme, erzählen sie weiter. Diskussionen oder gar Konflikte darüber, wer für eine bestimmte Arbeit zuständig ist, habe es kaum gegeben. Beispielsweise wird formuliert, die Arbeitsteilung sei »kein Thema« (19:010), sie sei »klar« (07:016) oder »nie eine Diskussion« (20:042) gewesen. Eine Person erzählt: »den Stellenwert Mann und Frau, das habe ich ganz klar so mitgekriegt von daheim. [...] das war auf eine Art selbstverständlich. Und man ist auch mit dem aufgewachsen. Weil es war nicht nur in unserer Familie so, sondern auch in den fünfzig anderen Familien im Dorf, war es auch so. Die kannten auch gar nichts anderes« (02:042). Andere formulieren in ähnlicher Art und Weise: »das traditionelle Familienverhalten [...] es war einfach so bei meinen Eltern« (12:004), »es war einfach klar, dass er die Familie ernährt« (16:018), »(es) war eigentlich klar, dass der Vater eigentlich für den Stall und meine Mama fürs Haus zuständig war« (14:014), »als sie geheiratet haben, da war es völlig klar, wie gesagt, meine Mama einfach, die hört auf zu arbeiten, weil es sowieso zu viele Lehrer hatte und sie das Gefühl hatte, ja, wir als Doppelverdiener, müssen wir nicht, da lasse ich lieber jemandem noch jüngeren die Stelle« (22:024). Wie diese Aussagen beispielhaft belegen, führte die Arbeitsteilung im Elternhaus gemäß den jungen Erwachsenen kaum je zu Diskussionen. Um deren Selbstverständlichkeit zu beschreiben, wird wiederholt die Redewendung »es war klar« verwendet. »Klar sein« beinhaltet in diesem Zusammenhang, die Arbeitsteilung wird nicht thematisiert, nicht als diskussionswürdig erachtet und für weitgehend selbstverständlich gehalten. Gemäß der erstzitierten Aussage habe das Ernährer-Hausfrau Modell eine so große Verbreitung gehabt, dass man gar keine anderen Familienmodelle gekannt habe. Die letztzitierte Aussage zeigt darüber hinaus, dass von Frauen sogar erwartet wurde, ihre Erwerbsarbeit bereits nach der Heirat aufzugeben – also noch vor der Geburt von Kindern. In oben stehender Aussage wird diese Norm mit einer ablehnenden Haltung gegenüber so genannten Doppelverdienerpaaren begründet. Nach der Heirat sei es gemäß dieser Argumentationslogik nicht

angebracht, dass die Ehefrau weiterhin einer Erwerbstätigkeit nachgehe. Sie soll ihre Stelle besser jemandem überlassen, der den Verdienst dringender benötigt. Eine weitere Interviewpartnerin illustriert die hegemoniale Präsenz des Ernährer-Hausfraumodells sehr anschaulich, indem sie formuliert: *»alle Bilder waren natürlich so. Man konnte sich auch nicht so viel anderes vorstellen«* (13:012).

Obwohl die jungen Erwachsenen ihre Mütter als Hausfrauen einführen, die *»immer daheim«* (02:006) gewesen seien, wird in den Interviews an verschiedenen Stellen sichtbar, dass ein Teil dieser Frauen einer Erwerbstätigkeit nachging beziehungsweise nachgeht. Es zeigt sich jedoch, dass diese Tätigkeiten im Vergleich zur Hausarbeit und Kinderbetreuung in mehrerer Hinsicht als zweitrangig dargestellt werden. Erstens kommt die Erwerbsarbeit der Mütter in den Eingangserzählungen der jungen Erwachsenen zu ihrem Aufwachsen oft nicht vor. Erst zu einem späteren Zeitpunkt im Interview oder auf explizite Nachfrage hin wird klar, dass die Mutter zwar Hausfrau und *»immer daheim«* war, aber nach einer *»Kinderpause«* auch wieder eine Erwerbstätigkeit aufnahm. Beispielsweise erzählt eine interviewte Person: *»der Papa der ging bei uns immer arbeiten [...] und die Mama, die war eigentlich immer daheim, die hatte wirklich ganz klar die Hausfrauenrolle. Die schaute zu uns den ganzen Tag, die machte auch den ganzen Haushalt, gekocht, geputzt, gebügelt, eigentlich alles. Und die Kindererziehung hatte auch sie«* (02:010). Erst auf die explizite Rückfrage nach einer allfälligen Erwerbstätigkeit der Mutter ergänzt sie: *»als sie uns hatte, war sie eine Zeit lang ein bisschen im Service, jeweils am Sonntag, dann hat der Papa zu uns geschaut. [...] und dann ging sie in ein Hotel noch ein bisschen arbeiten. Da hat sie einfach manchmal gekocht, manchmal hat sie den Service gemacht, manchmal machte sie die Zimmer, manchmal machte sie die Betreuung der Gäste. Einfach so als rechte Hand war sie dort ein bisschen eingestellt. Und das hat sie noch recht lange gemacht und auch noch recht gerne, aber erst eigentlich, als wir dann ein bisschen selbstständiger waren, als wir dann so in der zweiten, dritten Klasse waren«* (02:014). Auf Nachfrage der Interviewerin hin wird also sichtbar, dass die Mutter trotz ihrer Einführung als Hausfrau, die *»immer daheim«* war, einer Erwerbstätigkeit nachging. In der Eingangserzählung zum Aufwachsen, in welcher auch die Arbeitsteilung in der Familie beschrieben wurde, bleibt dies ausgeblendet. Die anfängliche Nichterwähnung der mütterlichen Erwerbsarbeit findet sich wiederholt.

Zweitens zeigt sich, dass die Erwerbstätigkeit der Mutter als geringfügig und nebensächlich dargestellt wird. Im Beispiel wird dies in der wiederhol-

ten Verwendung des Begriffs »ein bisschen« sichtbar. Die Mutter war »ein bisschen im Service«, sie ging »ein bisschen arbeiten« und sie war »ein bisschen eingestellt«. In weiteren Aussagen wird formuliert: »*meine Mutter war daheim, hat den Haushalt gemacht ... und daneben noch ein bisschen Schule gegeben*« (01:002), »*die Mutter hat nicht gearbeitet in meiner Kindheit, erst später hat sie angefangen zu arbeiten. Also einfach nur so ein bisschen ... beiläufig ... dem Vater angefangen ein bisschen zu helfen im Geschäft*« (15:002). Auch in diesen beiden Zitaten findet sich die Formulierung »ein bisschen« wiederholt. Die Darstellung als Nebensächlichkeit wird in Letzterem noch verstärkt durch das Adverb »beiläufig«. Daneben findet sich häufig der Hinweis, bei der Arbeit der Mutter handle es sich um ein »Helfen«. In oben zitierten Beispielen wird formuliert, die Mutter habe »als rechte Hand« alles Mögliche gemacht. Sie habe im Geschäft des Mannes »geholfen«. Weitere Personen äußern analog: »*die Mutter hat auch noch in der Schule geholfen*« (22:012) und: »*sie geht jeweils auch im Geschäft (des Vaters) aushelfen, wenn man Leute braucht*« (20:032). Mit der Verwendung des Verbs »helfen« deklarieren die Aussagen die Erwerbstätigkeit der Mutter nicht als Arbeit einer vollwertigen, eigenständig arbeitenden Arbeitskraft, sondern einer untergeordneten (Aus-) Hilfskraft, die höher gestellten Personen zuarbeitet und meist lediglich jene Arbeiten übernimmt, die liegen bleiben, weil gerade niemand anders für sie Zeit findet. In zahlreichen Fällen findet dieses »Helfen« der Mutter im eigenen Geschäft oder am Arbeitsplatz des Vaters statt. Ist er Lehrer an einer Schule, so hilft sie möglicherweise bei Schulprojekten mit, führt er ein eigenes Geschäft, so hilft sie beispielsweise in der Buchhaltung. Die Erwerbstätigkeit der Mutter kann also vielfach als Ausdehnung der haushaltsbezogenen Sorgetätigkeiten und Dienstleistungen für Vater und Kinder auf die Erwerbstätigkeit ihres Mannes gelesen werden.

Darüber hinaus wird oftmals auch explizit darauf hingewiesen, die Erwerbstätigkeit der Mutter habe nur einen geringen Umfang gehabt, beispielsweise: »*nur 40 Prozent*« (11:010) oder: »*jeweils nur so zwei, drei Stunden – so wie wir Schule hatten. Also die Mama war immer daheim, wenn wir heim kamen*« (07:012). Wie bereits in diesem Beispiel sichtbar wird, ist dabei entscheidend, dass die mütterliche Erwerbsarbeit ihre Sorge für die Kinder nicht beeinträchtigt. So wird mehrfach betont, die Mutter habe erst dann wieder eine Arbeit aufgenommen, als die Kinder in der Schule und bereits weitgehend selbständig gewesen seien. Eine weitere Person erzählt in diesem Sinne: »*sie (die Mutter) hatte dann so einen Job, den sie so drehen und wenden konnte, dass sie immer daheim war, wenn ich heim kam*« (16:010). Außerdem zeigt

sich, dass das Einkommen der Mütter nicht als wesentlicher Bestandteil des Familienbudgets betrachtet wird. Ein Interviewpartner formuliert: *»sie (die Mutter) ist auch früh wieder arbeiten gegangen, irgendwie als ich neun war, hat sie dann schon schnell irgendwie wieder etwas gemacht, von dem sie fand, das ist jetzt für sich [...] sie hätte nicht Geld verdienen müssen [...] das hätte sie nicht wegen dem Geld machen müssen. Es ging mehr darum, dass sie einfach auch – weil ich war wie gesagt zehn und die Grossen waren weg, da hat sie einfach auch Zeit übrig gehabt. Wegen dem Geld hat sie es nicht gemacht«* (12:137–139). Gemäß dieser Aussage dient die Erwerbsarbeit der Mutter nicht als erforderlicher Beitrag zum Auskommen der Familie, sondern als etwas, was die Mutter »für sich« tut, sprich im Sinne einer Selbstverwirklichung und für ihr persönliches Wohlbefinden. Sie wird als eine mit Hobbys vergleichbare, freiwillige Beschäftigung dargestellt, auf die Mutter ihre »übrig« gebliebene Zeit verwendet. Gleich drei Mal wird betont, dass das Geld, beziehungsweise das Einkommen, nicht die Motivation für die Wiederaufnahme einer Erwerbstätigkeit gewesen sei. Auch in einem weiteren Beispiel wird der von der Mutter erwirtschaftete Verdienst nicht als Bestandteil des Familieneinkommens angesehen. Er gilt als Taschengeld der Mutter, mit welchem sie sich ab und zu etwas Kleines für sich selbst kaufen könne. In jenen Fällen, in welchen die Mutter im Geschäft des Vaters mitarbeitet, wird aus den Interviews zudem oftmals nicht klar, ob überhaupt und in welchem Umfang die Mutter für diese Arbeit entlohnt wird.

All diese Merkmale weisen darauf hin, dass die Erwerbstätigkeit der Mütter im Vergleich zu ihren Tätigkeiten als Hausfrau und Erzieherin der Kinder als sekundär dargestellt wird und in den einführenden Erzählungen zum Elternhaus oftmals weitgehend unsichtbar bleibt. Die jungen Erwachsenen bezeichnen ihre Mütter trotz einer allfälligen Erwerbstätigkeit als Hausfrauen. Zurückkommend auf die Norm familialer Arbeitsteilung im Elternhaus zeigt sich folglich, dass die Norm des Ernährer-Hausfrau-Modells eine Erwerbstätigkeit der Mutter unter bestimmten Bedingungen nicht ausschließt. Voraussetzung ist, dass die Wiederaufnahme der Erwerbstätigkeit erst dann stattfindet, wenn die Kinder in der Schule und bereits weitgehend selbständig sind und nur in einem geringen teilzeitlichen Umfang ausgeübt wird, sodass sie die als prioritär verstandenen Aufgaben der Haushaltsführung und Kinderbetreuung in keiner Weise beeinträchtigt. Sie findet lediglich in der »übrig gebliebenen Zeit« statt, die mit dem Erwachsenwerden der Kinder »frei« wird.

Anzufügen ist hierbei, dass nur ein Teil der Mütter im Laufe der Zeit wieder eine Erwerbsarbeit aufnimmt. Einige Mütter gehen bis zum Zeitpunkt des Interviews keiner Erwerbstätigkeit nach. Wie sich zeigt, wird dies aus Sicht der jungen Erwachsenen mit zunehmendem Alter der Kinder legitimierungsbedürftig. Ein Interviewpartner erzählt: *»die Mutter ist wirklich so Waschen-Haushalt-Herd [...] sie (hat) dann eigentlich diesen Job (als Hausfrau) als Vollzeitjob angenommen«* und fügt dann an, durch ihr Engagement in Vereinen habe sie *»auch ein füllendes Programm«* (20:032). Und andere Befragte formulieren: *»Meine Mama lebt für die Familie. [...] Und sie hat immer so ein bisschen Angst gehabt, wenn meine Schwester und ich gehen, für was das sie eigentlich daheim ist. Wir sind dann weg. [...] es ist keine Rechtfertigung mehr, warum man Hausfrau ist, wenn ja die Kinder weg sind und so. Aber sie macht das wirklich gerne und sie kann sich eigentlich gar nicht vorstellen, jetzt wieder arbeiten zu gehen«* (10:016), *»sie wollte auch wirklich die Hausfrau sein, die alles alleine macht. [...] es war für sie schon o.k., dass sie daheim war [...] das nur-Hausfrausein«* (13:006). In allen drei Beispielen finden sich Hinweise auf die Erklärungsbedürftigkeit der nichterwerbstätigen Hausfrau mit (nahezu) erwachsenen Kindern. Das zweite Zitat stipuliert die Norm ganz explizit: wofür soll eine Frau Hausfrau sein, wenn die Kinder ausgezogen sind? Zur Rechtfertigung ihrer nichterwerbstätigen Mütter verweisen die jungen Erwachsenen auf ehrenamtliche Tätigkeiten und insbesondere auf die persönlichen Präferenzen der Mutter. Auffällig ist hierbei die wiederholte Verwendung des Wortes »wirklich«. Die Mutter sei »wirklich so Waschen-Haushalt-Herd«, sie mache dies »wirklich gerne« und wolle auch »wirklich die Hausfrau sein«. Der Begriff »wirklich« dient als Verstärker im Sinne von »es ist tatsächlich so« und verdeutlicht zusätzlich, dass die jungen Erwachsenen das »nur-Hausfrausein« der Mutter mit dem Erwachsenwerden der Kinder als nicht mehr selbstverständlich erachten.

Das hier zum Vorschein kommende Rechtfertigungsbedürfnis kann als ein erster Hinweis auf einen Wandel in der Norm familialer Arbeitsteilung gelesen werden. So wurde es gemäß einer bereits zu Beginn des Kapitels zitierten Aussage vor rund 25 Jahren noch erwartet, dass eine Frau vor Geburt der Kinder zum Zeitpunkt der Heirat ihre Erwerbstätigkeit aufgibt. Inzwischen reicht das verheiratet Sein nicht mehr aus, um die Nichterwerbstätigkeit zu legitimieren. Eine weitergehende Erklärung ist nur dann nicht erforderlich, wenn es Kinder oder Jugendliche im Haushalt zu betreuen gibt. Wie weit sich dieser Hinweis auf einen Wandel in den Zukunftsvorstellungen der

jungen Erwachsenen bestätigt, wird in Kapitel 7.2 vertieft zur Sprache kommen.

Während bei der Mutter je nach Alter der Kinder jeweils entweder das Erwerbstätigkeitsein oder das Nichterwerbstätigkeitsein legitimiert werden muss, gilt die Erwerbstätigkeit beim Vater durchgängig als Norm. In den zu Beginn des Kapitels als »klassisch« und »normal« bezeichneten Beschreibungen der Arbeitsteilung im Elternhaus heißt es zum Vater: »*Papa hat gearbeitet*« (05:016), »*Papa ging das Geld verdienen*« (12:002), er »*ging immer arbeiten*« (02:010), er »*hat die Versorgerrolle gehabt*« (19:004). Andere Befragte führen den Vater über seinen Beruf oder seinen eigenen Betrieb ein: »*mein Vater war Lehrer*« (05:006), »*mein Vater arbeitet in einer Baufirma*« (07:004), »*mein Vater hat einen Bauernhof*« (21:002), »*er hat ein eigenes Unternehmen*« (13:010). Sie definieren den Vater damit von Anfang an als erwerbstätige Person. Der Umfang der väterlichen Erwerbsarbeit wird im Gegensatz zur mütterlichen Erwerbsarbeit selten genauer spezifiziert. Solange die Aussage »der Vater arbeitet« ohne weiteren Informationen versehen wird, impliziert sie bereits, dass es sich dabei um eine vollzeitliche Erwerbstätigkeit handelt. Einzelne Aussagen machen dies explizit mit der Ergänzung, der Vater habe »immer« gearbeitet. Wobei sich der Begriff »immer« sowohl auf die Wochentage als auch auf den Lebensverlauf beziehen kann. In einigen Interviews finden sich Präzisierungen dazu, wann der Vater morgens das Haus verlassen habe und wann er abends zurückkehrte. Wird die Arbeitszeit des Vaters thematisiert, so kommt zudem oft zur Sprache, dass die Erwerbstätigkeit des Vaters weit über die reguläre Wochenarbeitszeit von 42 Stunden ausging: »*er hat eben länger gearbeitet als nötig*« (06:049), »*der Vater ist durch die Arbeit schon absorbiert, sodass ihm nicht viel Zeit geblieben ist*« (15:014), »*sicher ein bisschen prägend war [...] dass mein Vater recht viel gearbeitet hat, wahrscheinlich so ein bisschen Workaholic-Vater-mäßig*« (13:004). Eine weitere Person formuliert, die Prioritäten des Vaters seien »*stark geschäftslastig. [...] immer mehr Geschäft, Wochenende Geschäft und so weiter*« (20:036). Ob der Vater lange oder etwas weniger lange Arbeitstage hatte, wird dabei nicht wie bei der Mutter mit den Bedürfnissen der Kinder begründet, sondern mit den spezifischen Anforderungen seines Berufs. So werden lange Arbeitszeiten beispielsweise mit dem eigenen Geschäft, also einer selbständigen Erwerbstätigkeit, legitimiert. Ein frühes Heimkommen des Vaters wird zum Beispiel mit seinem Beruf als Lehrer und der damit verbundenen Möglichkeit, Schulstunden daheim vorzubereiten, erklärt. Vom Alter seiner Kinder bleibt die Erwerbstätigkeit des Vaters hingegen weitgehend unberührt.

Bei der Aufteilung der Hausarbeiten im Elternhaus zeigen sich gegenläufige Muster. Gemäß der als »klassisch« und »normal« bezeichneten Norm der Arbeitsteilung wird die Mutter als Hausfrau bezeichnet und ihr damit die Haushaltsführung zugewiesen. In einigen Aussagen wird diese Trennung der Zuständigkeiten sehr konsequent vollzogen. Beispielsweise erzählen die Befragten, es sei klar gewesen: »dass der Papa da (im Haushalt) nichts muss, weil er arbeiten geht« (02:022), »Das ist eigentlich eine relativ strikte Arbeitsteilung, also die Mutter ist für den Haushalt und so zuständig und es ist am besten wenn der eine nicht der anderen reinschwätzt« (19:008). Die Haushaltsführung wird hier als ausschließliche Zuständigkeit der Mutter definiert und diese Arbeitsteilung nicht weiter hinterfragt. Die Erwerbstätigkeit des Vaters legitimiert seine Nichtbeteiligung an den Hausarbeiten. Im zweiten Beispiel, wird die Aufteilung gar als »beste« Lösung dargestellt. In einer Reihe weiterer Aussagen tritt die Nichtbeteiligung des Vaters an der Hausarbeit jedoch als Kritik auf: »mein Vater hat jetzt gar nichts gemacht im Haushalt. Wirklich nichts. [...] Er hatte immer das Gefühl, die Frauen müssen alles für ihn machen und er muss nichts machen« (24:016), »Mein Vater hat sich gut herausgehalten. [...] Meine Mutter hat eigentlich den ganzen Laden geschmissen« (18:040), »Im Haushalt hat er nichts gemacht, wirklich nichts. [...] Das war einfach bei uns so. Und ich habe das von mir aus immer so extrem doof gefunden. [...] Mein Vater durfte das, weil er halt einfach gearbeitet hat« (12:133). Im letzten Zitat wird erneut die Erwerbsarbeit des Vaters als Grund für seine Untätigkeit bei Hausarbeiten angeführt. Im Gegensatz zu diesen Beispielen beurteilen hier alle drei Aussagen die Nichtbeteiligung als negativ. Es zeigt sich also, dass die jungen Erwachsenen von ihrem Vater erwarten, sich trotz dessen vollzeitlicher Erwerbsarbeit an den anfallenden Hausarbeiten zu beteiligen. Erfüllt er diese Erwartung nicht, so stellen sie es als ein »nichts-Tun« dar. Hier zeigt sich eine Parallele zur Beteiligung des Vaters an der Kinderbetreuung, wo die Befragten ihre Väter ebenfalls für ihr nicht- und nichts-Tun kritisierten (siehe Kapitel 6.1).

Neben der Kritik des Nichts-Tuns erwähnen die Befragten eine Reihe von Arbeiten, die in der Zuständigkeit des Vaters lagen oder zumindest gelegentlich vom Vater übernommen wurden. Ein erstes Charakteristikum dieser Tätigkeiten ist es, dass sie oft im Freien stattfinden und als körperlich anstrengend konnotiert sind: »mein Vater hat die Hecke geschnitten und den Rasen gemäht. Und der Rest hat meine Mama gemacht, also irgendwo alles, was grob ist, Männersache, Bäume zurück geschnitten, hat mein Vater gemacht und alles, was die Frau machen kann, hat meine Mama gemacht« (12:133). Neben



den hier erwähnten Gartenarbeiten werden unter anderem auch Elektroinstallationen, Reparaturarbeiten und das Bedienen einer Bohrmaschine zu dieser Arbeitskategorie gezählt. Wie obiges Zitat illustriert, wird die Zuweisung dieser Tätigkeiten an den Vater mit geschlechtsspezifischen Fähigkeiten begründet. Gemäß dieser Logik übernimmt der Mann diese Arbeiten, weil die Frau sie aufgrund ihrer schwächeren körperlichen Konstitution nicht ausführen kann. Die Tätigkeiten werden dadurch als Ausnahmen definiert, bei denen es im Haushalt der Körperkraft eines Mannes bedarf.

Ein zweites charakteristisches Merkmal der Beteiligung des Vaters an der Hausarbeit ist ihre Konnotation als seltenes und außergewöhnliches Ereignis. Beispielsweise erzählt eine Person: *»Also mein Vater macht ab und zu am Sonntag, sagt er, he, weißt du, jetzt wasche ich ab«* (16:018). Der Sonntag als nicht gewöhnlicher Arbeitstag wird hierbei zum Anlass genommen, um die übliche Arbeitsteilung zu durchbrechen. Das väterliche Engagement wird dabei als eine Art Geschenk an die Mutter dargestellt. Wiederholt findet sich diese Trennung zwischen alltäglicher und besonderer Verrichtung von Hausarbeiten beim Kochen. So kocht der Vater im einen Fall immer sonntags und in anderen Fällen immer für Gäste oder immer an Weihnachten.

Abgesehen von diesen außergewöhnlichen Ereignissen, wird der Beteiligung des Vaters an der Hausarbeit die Funktion der Unterstützung und Entlastung der Mutter zugewiesen. Seine Arbeit im Haushalt wird als ein »Helfen« dargestellt. Zum Beispiel wird formuliert, der Vater habe kaum Zeit gehabt, *»um unter der Woche ihr (der Mutter) noch zu helfen«* (15:014), *»seit wir ausgezogen sind, hilft er erstaunlicherweise. Er gibt sich sehr Mühe, aber das meiste macht schon meine Mutter, ganz klar«* (10:010), *»Er hat auch gekocht und mitgeholfen. Und irgendwie ist es dann je älter ich wurde, desto mehr fand ich, jetzt tut er immer weniger«* (22:010), *»Am Samstag musste er immer mit der Mama zum Einkaufen und er hat es gehasst (lacht). Aber sonst ist wirklich die Mama für den Haushalt zuständig«* (07:012). Auffällig ist hier das wiederholte Auftreten des Verbs »helfen«. Es verdeutlicht, dass die Väter in Hausarbeiten als untergeordnete Hilfskräfte wahrgenommen werden, die bei Bedarf einspringen. Besonders deutlich kommt dies im letzten Zitat zum Ausdruck. Der Vater erledigt den Wocheneinkauf nicht selbstständig, sondern fungiert als widerwilliger Begleiter der Mutter. In ähnlicher Art und Weise zeigt sich die Haushaltshierarchie in der Aussage, die Mutter habe den Vater jeweils erinnert: *»du, ich habe dir schon letzte Woche gesagt, du solltest mal Rasenmähen«* (07:016). Daneben wird in den Beispielen deutlich, dass die Beteiligung der Väter an Hausarbeiten als gering und unbedeutend bewertet wird. Unmittel-

bar nach der Benennung des väterlichen Beitrags konstatieren die Befragten entweder, ansonsten sei aber die Mutter für die Hausarbeiten zuständig, oder, das Engagement des Vaters habe über die Jahre hinweg abgenommen. Das »Mithelfen« des Vaters wird also sogleich in seiner Bedeutung zurückgestuft. Diese Wertung als unbedeutend bildet ein auffälliges Pendant zur zuvor dokumentierten Konnotation der mütterlichen Erwerbstätigkeit als nebensächlich. In beiden Fällen konzentrieren sich die Erzählungen auf die primär der Mutter beziehungsweise dem Vater zugeschriebenen Tätigkeiten, sprich Haushalt oder Erwerbsarbeit. Die Beteiligung am jeweils anderen Aufgabenbereich bleibt in der einführenden Darstellung des Elternhauses weitgehend ausgeblendet. Er wird meist erst auf Nachfrage hin erwähnt und als geringfügig dargestellt. Die jungen Erwachsenen zeichnen für ihr Elternhaus also das Bild einer sehr klar abgegrenzten Aufgabenteilung mit einer Mutter als Hausfrau und einem Vater als Ernährer, welches weitgehend ohne Überlappungen auskommt.

Nicht alle Befragten beschreiben die Arbeitsteilung im Elternhaus als Ernährer-Hausfrau-Modell. Erstens weichen insbesondere die Befragten mit getrennt lebenden Vätern von diesem Muster ab. Ihre Mütter sind entgegen dem Ernährer-Hausfrau-Modell meist vollzeitlich erwerbstätig. Eine Befragte konstatiert: *»meine Mutter musste natürlich arbeiten gehen, weil sie alleinerziehend war«* (24:006). Der Status als alleinerziehende Frau legitimiert hierbei die mütterliche Erwerbstätigkeit. Sobald der Vater als Ernährer »fehlt«, gilt es als selbstverständliche Notwendigkeit, dass die Mutter nicht nur Hausfrau sein kann, sondern auch Geld verdienen muss. Die Erwerbstätigkeit der Mutter wird dabei meist als ein »Müssen«, als ein Zwang dargestellt: *»dann musste sie (die Mutter) natürlich eine Stelle annehmen. Und jetzt arbeitet sie im Supermarkt. Aber sie setzt jetzt auch die Prozente runter, weil sie einen guten Partner hat, mit dem sie wohnen kann, damit sie nicht mehr so viel arbeiten muss, mit fünfundfünfzig. Weil das ist auch nicht gerade ein Job, wo man sagen kann, er wäre für eine Frau geeignet, 100 Prozent«* (08:050). Wie dieses Zitat illustriert, kann die Notwendigkeit, erwerbstätig zu sein, wieder wegfallen, wenn ein neuer Partner die Ernährerfunktion übernimmt. Die zitierte Person befürwortet die Pensenreduktion ihrer Mutter mit der Bemerkung, die Arbeit sei für eine Frau in ihrem Alter als 100%-Job nicht geeignet. Mit dieser Argumentation übernimmt sie die Norm des Ernährer-Hausfrau-Modells. Eine vollzeitliche Erwerbstätigkeit ist für ihre Mutter »nicht geeignet« und war nur deshalb gezwungenermaßen notwendig, weil der männliche Partner fehlte. Sobald ein neuer Mann

die Rolle des Ernährers übernehmen kann, ist es besser für die Mutter, ihre Erwerbstätigkeit zu reduzieren. Die Norm des Ernährer-Hausfrau-Modells wird also auch in den Aussagen von jungen Erwachsenen aus Trennungsfamilien sichtbar. Ähnlich zeigt sie sich in folgender Aussage: »*Sie (die Mutter) war nie so eine richtige Hausfrau. Sie hat gearbeitet*« (03:020). Die »richtige Hausfrau« verweist hier auf die Norm, von welcher die alleinerziehende Mutter als Abweichung konstruiert wird. Der Sprecher deklariert damit, dass er in seinem Elternhaus eben keine »klassische« oder »normale« Arbeitsteilung kannte.

Zweitens finden sich auch in Zweielternfamilien einzelne Beschreibungen von anderen Arbeitsteilungsmodellen. Wie bereits in Kapitel 6.1 erwähnt, erzählt ein Interviewpartner von der Rollenumkehr in seinem Elternhaus: »*die ersten zehn Jahre, in denen ich gelebt habe, hat mein Vater gearbeitet und meine Mutter war daheim [...] und dann nach zehn Jahren hat das gekippt, dann hat meine Mutter eine Vollzeitstelle genommen und mein Vater ist Hausmann geworden*« (01:002). Er fügt an, gerade als sein Vater sich von seinem damaligen Arbeitgeber getrennt habe, sei seiner Mutter eine lukrative Vollzeitstelle angeboten worden. So habe sich dies ergeben. In der Erzählung findet sich dabei eine Reihe von Hinweisen auf das Außergewöhnliche dieser Familienkonstellation. Unter anderem erzählt der Befragte: »*es ist sicher eine sehr interessante Erfahrung gewesen, dann, in dieser zweiten Phase, in der uns mein Vater erzogen hat [...] einmal ein anderes Rollenbild zu erleben*« (01:004). Mit dieser Aussage – und insbesondere mit der Verwendung der Formulierung »ein anderes Rollenbild« – definiert er das Ernährer-Hausfrau-Modell seiner ersten Lebensjahre als Norm und die darauf folgende Arbeitsteilung aus Ernährerin und Hausmann als Abweichung davon. Er stimmt darin mit der Vorstellung der übrigen Erzählpersonen überein, was bezüglich Elternhaus als »normale« Rollenteilung und was als besondere gilt. Außerdem zeigt sich, dass er die außergewöhnliche Konstellation in seiner Familie – abgesehen von der günstigen Gelegenheit bezüglich Arbeitsstellen – hauptsächlich den individuellen Persönlichkeitsmerkmalen seiner Eltern zuschreibt. Seine Mutter sei »*durchorganisiert*« und »*ein dominanter Typ*«, sein Vater » *kreatives Chaos*«. Der Vater habe schon früher öfters gekocht und mache »*eigentlich gerne noch so Hausarbeiten, sicher lieber als meine Mutter*« (01:016). Die unübliche Arbeitsteilung wird als passend zu den individuellen Charaktereigenschaften seiner Eltern beschrieben.

Daneben finden sich zwei junge Erwachsene, welche die Arbeitsteilung in ihrer Familie als nicht-»*stereotypisch*« und nicht-»*geschlechterspezifisch*«

(11:010) beschreiben. Auffällig ist, dass der hier zitierte Befragte die Arbeitsteilung seiner Eltern zunächst dadurch definiert, was sie nicht ist. Er präsentiert sie also von allem Anfang an als Abweichung von einer »stereotypischen« und »geschlechterspezifischen« Norm. Er fährt fort: *»ich bin in einer Welt in Anführungs- und Schlusszeichen aufgewachsen, in der die Gleichberechtigung nie eine Frage war, weil sie einfach klar war«* (11:010). Mit dem Verweis auf jene »gleichberechtigte Welt« lokalisiert er sein Aufwachsen außerhalb der Normalität. Er benutzt die Metapher einer anderen Welt, um sein Umfeld als ein außergewöhnliches zu markieren. Zur nicht-geschlechterspezifischen Arbeitsteilung präzisiert er, seine Eltern hätten *»jeder ungefähr so 50, 60 Prozent weiter gearbeitet«*. Und auch sein Vater habe *»den Haushalt geführt und gekocht«* (11:006). Analog beschreibt eine zweite Person die Arbeitsteilung der Eltern: *»sie haben glaube ich immer ziemlich gleich viel gearbeitet«* (04:052), *»gewaschen hat immer nur meine Mutter und geheizt hat immer nur mein Vater und ich glaube den Rest [...] haben immer so ein bisschen beide gemacht. Gekocht hat später auch mein Vater ... und geputzt haben sowieso immer beide«* (04:048). Die Befragten verwenden in diesen Zitaten die Begriffe »beide«, »jeder« und »gleich viel«. Charakteristisches Merkmal der beiden Beschreibungen ist die je rund hälftige Aufteilung sowohl der Erwerbsarbeit als auch der Hausarbeit. Im Vergleich zum Ernährer-Hausfrau-Modell existiert damit kein Arbeitsbereich, der ausschließlich dem einen oder dem anderen Elternteil zugewiesen wird. Begründet wird die Arbeitsteilung analog zum Beispiel der Rollenumkehr mit beruflichen Möglichkeiten und individuellen Präferenzen. So handelt es sich im einen Fall beispielsweise um zwei Lehrpersonen, die sich eine Stelle teilen konnten. Im anderen Fall werden die Eltern als *»sehr fortschrittlich im Vergleich zu den Eltern von meinen Klassenkameraden«* (11:006) beschrieben. Der Vater habe die Arbeitsteilung gegen einigen Widerstand des Umfelds ganz bewusst so gewollt und so durchgesetzt. Die Mutter sei ein Mensch, der intellektuelle Herausforderungen brauche und Hausarbeiten wie insbesondere das Putzen hasse. Im Vergleich zu den alleinerziehenden Müttern, deren Abweichung von der Norm sich aus einer finanziellen Notwendigkeit ergibt, treten diese beiden Arbeitsteilungsmuster – die Rollenumkehr und die Halb-Halb-Aufteilung – als eine den individuellen Präferenzen der Eltern entsprechende Wahl auf.

Ein letztes Interview weicht insofern von der Ernährer-Hausfrau-Norm ab, als die Arbeitsteilung im Elternhaus nicht als »klar« und weitgehend selbstverständlich dargestellt wird, sondern zu Konflikten führte. Der Inter-

viewpartner erzählt, in seinen ersten Lebensjahren habe sein Vater gearbeitet und die Mutter sei »immer daheim« (21:006) gewesen. Da der Vater mit seinem Geschäft nicht das benötigte Einkommen erwirtschaften konnte, habe seine Mutter wieder eine Erwerbstätigkeit aufgenommen. Ab seinem achten Lebensjahr habe sie erst 60 und später 100 Prozent gearbeitet. An der Alleinständigkeit seiner Mutter für die Haushaltsführung habe sich jedoch nichts geändert. Als Folge davon sei die Arbeitsteilung in seinem Elternhaus: »Diskussionsthema – Streitthema. Meine Mutter hat sich immer auch dagegen gewehrt, dass mein Vater einfach ja so diese klassische Rollenteilung – sie hat den Haushalt zu machen und er macht die Arbeit quasi. Was dann aber auch nicht aufgeht, wenn sie ja auch hundert Prozent arbeitet [...] Aber es ist halt immer noch so, dass sie arbeitet und den Haushalt macht und den Garten und alles und am Schluss auch noch finanzieren muss, was im Geschäft des Vaters nicht läuft. [...] sie haben viel gestritten, ja. Also heute noch« (21:016). Wie zuvor gezeigt, entspricht die Wiederaufnahme einer Erwerbsarbeit durch die Mutter mit fortschreitendem Alter der Kinder durchaus der Norm. Während die mütterliche Erwerbstätigkeit gemäß dem Ernährer-Hausfrau-Modell jedoch lediglich in der »frei gewordenen« Zeit stattfindet und als kleiner Zuverdienst gewertet wird, übernimmt die Mutter im vorliegenden Beispiel zu einem großen Teil die Rolle der Ernährerin. Ihr Verdienst sichert das Auskommen der Familie. Dies durchbricht die Vorstellung einer gerechten Arbeitsteilung. Der Interviewpartner benutzt das Bild einer mathematischen Gleichung und formuliert, die Rollenteilung »gehe nicht mehr auf«. Die Erwerbsarbeit der Mutter, bemerkt er an anderer Stelle, hätte sich auf die gesamte Arbeitsteilung, sprich auch auf die Beteiligung des Vaters an der Hausarbeit, auswirken müssen. Dies ist jedoch nie geschehen. Mit dieser Argumentation stellt der Befragte nicht das Ernährer-Hausmann-Modell an sich in Frage, sondern interpretiert die Arbeitsteilung in der Familie als eine Gleichung, deren Werte rechts und links des Gleichheitszeichens beständig verändern. Die Aufteilung Ernährer-Hausfrau entspricht einem ausgeglichenen Zustand. Übernimmt die Mutter einen Teil der Ernährerrolle, so muss sich auch die andere Seite der Gleichung verändern, indem der Vater einen Teil der Haushaltsführung übernimmt. Die Konflikte zur Arbeitsteilung begründet er damit, dass der Ausgleich in seiner Familie zu Lasten seiner Mutter nicht wiederhergestellt worden ist. Ähnlich wie bei den Alleinerziehenden wird die Abweichung von der Norm, das heißt die vollzeitliche Erwerbstätigkeit der Mutter, mit einer finanziellen Notwendigkeit begründet.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die jungen Erwachsenen im Bezug auf ihr Elternhaus eine Arbeitsteilung nach dem Ernährer-Hausfrau-Modell als Norm erachten. Andere Arbeitsteilungsmodelle wie beispielsweise eine Rollenumkehr, eine Halb-Halb-Aufteilung oder ein Trennungshaushalt werden als Ausnahmen dargestellt. Das folgende Kapitel wird zeigen, inwieweit sich die Vorstellungen der jungen Erwachsenen bezüglich der antizipierten Arbeitsteilung in ihrer allfällig eigenen Familie davon unterscheiden.

## 7.2 Antizipierte Arbeitsteilung: Alles Verhandlungssache?

Einige Aussagen zur Arbeitsteilung im Elternhaus weisen bereits darauf hin, dass sich die jungen Erwachsenen von der Norm des Ernährer-Hausfrau-Modells distanzieren. So bemerkt eine Interviewpartnerin, der Umstand dass ihre Mutter »*immer daheim*« gewesen sei, habe sie »*immer ein bisschen fraglich gefunden [...] nicht dass ich das verstehen würde, aber bei ihnen ist das normal. Das macht man so*« (10:010). Mit dieser Aussage grenzt sie die Normalität der Elterngeneration von ihren eigenen Normalitätsvorstellungen ab. Bei den Eltern sei dies normal, für sie selbst jedoch »fraglich« und nicht verständlich. Eine befragte Person bezeichnet die Arbeitsteilung in ihrem Elternhaus als: »*sechziger oder fünfziger Jahre Style [...] sie hinter dem Herd und er geht das Geld verdienen*« (16:018). Und eine weitere Interviewpartnerin konstatiert, für seine Generation beteilige sich ihr Vater eigentlich viel im Haushalt. Analog zum ersten Zitat dienen die Verweise auf den Stil früherer Jahrzehnte und auf die ältere Generation zur Abgrenzung von den Arbeitsteilungsnormen der Eltern.

Anhand der Erzählungen der jungen Erwachsenen über die antizipierte Arbeitsteilung in ihrer (allfällig) dereinst eigenen Familie lässt sich in Bezug auf einen Punkt tatsächlich eine markante Abgrenzung zur Elterngeneration zeigen. Im Gegensatz zu ihren Eltern, sind sich die jungen Frauen und jungen Männer einig, ist die Arbeitsteilung in der Familie in keiner Art und Weise mehr »klar« oder »selbstverständlich«. Sie muss ausgehandelt werden. In den Interviews findet sich eine ganze Reihe von Aussagen, welche die Arbeitsteilung der Familie als Verhandlungssache darstellen. So wird beispielsweise formuliert, die Arbeitsteilung sei: »*eine Frage von Aushandeln. Ich staubsauge, dann machst du die Wäsche. Es muss einfach ein Gleichgewicht sein*

*und es muss beiden wohl sein. Aber wie genau das dann ausschaut, das ist eigentlich Wurst« (22:102), »eine Aufteilung halt. Mal ihm entgegenkommen und sagen, hey, heute mache ich das, dann kannst du mal gehen. Das ist alles so ein Hin und Her oder so ein Geben und ein Nehmen« (18:086), »das ist auch eine Frage – wo es mir klar ist – dass man das diskutieren muss, gerade in einer Partnerschaft. Lange bevor man Kinder hat. Das ist absolut klar« (01:109), »es muss alles miteinander besprochen sein« (09:192), »man muss das aushandeln und wie gesagt ausdiskutieren« (22:108). Die Befragten verwenden zur Beschreibung dieses Verhandlungsprozesses Tätigkeitsworte wie »aushandeln«, »aufteilen«, »entgegenkommen«, »(aus-)diskutieren«, »besprechen«. Des Weiteren finden sich häufig Begriffe aus dem Verhandlungsjargon. In diesen Zitaten sind dies »ein Gleichgewicht«, »ein Hin und Her«, »ein Geben und Nehmen«. Andere Befragte reden von einem »Gewichten« (21:144), einer »Aufteilung« (20:004), von »Zwischenlösungen«, »Kompromissen« (23:084) und einer »Balance« (15:123), gemäß denen unterschiedliche Tätigkeiten gegeneinander abgewogen werden.*

Dabei fällt auf, dass die Ausgestaltung der Arbeitsteilung mit dem Verweis auf ihre Verhandelbarkeit erstmal nicht genauer definiert wird. Auf meine Rückfrage, wie die Arbeitsteilung in der Familie konkret ausschauen könnte, bezeichnet sie eine Person beispielsweise als »völlig offen« und fügt an: *»das kann ich nicht so sagen, wenn ich nicht weiß, wohin es geht« (15:095). Andere formulieren: »kommt wirklich extrem auf die Situation an. Ich schliesse nichts aus« (19:088), »es nützt nichts, wenn ich mir Sachen vorstelle, wo ich gar noch nicht weiß, wie es nachher ist«, (03:118) »da gibt es so viele Möglichkeiten, es kommt bei beiden jetzt einfach drauf an, was läuft. Und ich glaube, es wäre falsch, jetzt da wirklich konkrete Vorstellungen zu haben, wie man das lösen will. Da muss man dann wirklich schauen, wenn man die Fakten sieht« (06:236). In den Augen der jungen Erwachsenen bildet die Arbeitsteilung in der zukünftigen Familie folglich ein Element des Lebensentwurfs, welches sich nicht längerfristig im Voraus planen lässt. Zu unklar ist aus ihrer Sicht, was ihre Zukunft bringen wird. Erst unmittelbar bei einer konkret anstehenden Familiengründung gilt es, mit dem Partner oder der Partnerin die beste Lösung auszuhandeln. Dabei werden zwei Argumente vorgebracht, die für diesen Aushandlungsprozess als entscheidend angesehen werden. Erstens nennen die Befragten ihre künftige berufliche Situation, zum Beispiel: *»ich denke das kommt einfach immer darauf an, wie viel man arbeitet« (04:206), »ein Zukunftsbild, das habe ich nicht. Das kann ich mir nicht vorstellen. Ich weiß noch nicht mal, was ich dann mache und das ist ja mal eine wichtige Komponente**

*von einer Familie, was arbeitet der Vater und was macht die Mama« (03:178). Die berufliche Tätigkeit definiert, was bezüglich Arbeitsteilung als möglich und umsetzbar erachtet wird. Zweitens wird auf die individuellen Präferenzen von sich selbst und der zukünftigen Partnerin oder dem zukünftigen Partner verwiesen: »Es hängt schlussendlich auch von der Situation ab und von der Partnerin, was sie sagt« (01:091).*

Die Ausgestaltung der Arbeitsteilung in der Familie gilt folglich als eine individuelle Wahl eines Paares basierend auf ihren beruflichen Rahmenbedingungen und persönlichen Präferenzen. Nach ihrer Ansicht bestehen keine vorgefertigten Arbeitsteilungsmodelle mehr, die man unabhängig vom persönlichen Lebenskontext übernehmen kann. Es liegt in der Verantwortung jedes einzelnen Paares, die für sich günstigste Lösung auszuhandeln. Unter anderem zeigt sich diese Individualisierung in den Aussagen mit Bezug zur Arbeitsteilung wie folgt: *»man muss immer in der Situation das Optimum finden. Ich kann da keine Lösung präsentieren« (19:082), »das muss jeder für sich selber entscheiden und bei mir ist es einfach noch nicht so weit« (03:220), »jede Person ist anders. Da kannst du nie von dir auf andere schließen [...] Das ist von jedem Fall zu Fall verschieden« (18:088), »es ist am Schluss eine persönliche Einstellung von jedem und es muss jeder selber wissen, was aus seiner Situation das Richtige ist« (01:099). Am deutlichsten kommt der Unterschied zwischen dem klar definierten Modell einer »normalen« Arbeitsteilung im Elternhaus und den individuell auszuhandelnden Modellen der jungen Erwachsenen in folgendem Erzählausschnitt zum Vorschein, welcher bereits in Kapitel 6.6 zur Mutterschaft zitiert wurde: *»Als ich so um die zwanzig war, war für mich immer klar, dass ich das Muster der Mama einst übernehmen würde. Das war für mich klar. Das war das Beste und man hat nichts anderes gekannt und so. Und jetzt merke ich immer mehr – lerne ich auch andere Muster kennen und muss sagen, ich spüre irgendwie auch immer mehr, was für mich so ein bisschen stimmt« (02:196). In einer Art Emanzipationsprozess distanziert sich die Befragte vom vorgegebenen Ernährer-Hausfrau-Modell ihrer Mutter und begreift, dass es inzwischen sehr viele mögliche Arbeitsteilungsmodelle gibt. Sie versucht herauszuspüren, welches ihren individuellen Präferenzen am besten entspricht. Neben der erwähnten Individualisierung, die sich in den Aussagen von Frauen und Männern gleichermaßen findet, zeigt das Beispiel gleichzeitig, dass geschlechtsspezifische Zuschreibungen nicht vollständig verschwunden sind. Der Ausgangspunkt für die postulierte Offenheit und Verhandlungsbereitschaft sind für Frauen und Männer ein unterschied-**



licher. Referenzfolie für die zitierte Interviewpartnerin sind die Aufgaben der Hausfrau, für die Männer sind es die des Ernährers.

Die Geschlechtsspezifik der antizipierten Arbeitsteilungsmodelle wird in den folgenden Abschnitten noch vertieft zur Sprache kommen. An dieser Stelle lässt sich festhalten, dass gemäß den Erzählungen der jungen Erwachsenen ein generationenspezifischer Wandel stattgefunden hat. Wo in der Generation ihrer Eltern das Ernährer-Hausfrau-Modell als weitgehend selbstverständliche Norm wirkte, sehen sie für ihre eigene Generation eine Vielfalt möglicher Arbeitsteilungen, welche von Paaren individuell aushandelt werden müssen. Die Interviews zeichnen also das Bild einer Pluralisierung und Individualisierung von Arbeitsteilungsmodellen.

### 7.3 Feindbild Doppelverdienerpaar mit Krippenkind

Obwohl die jungen Erwachsenen die Arbeitsteilung in der Familie sehr stark von ihrer dereinstigen beruflichen Situation und von den individuellen Präferenzen auch ihrer Partnerin oder ihres Partners abhängig machen und sich nicht konkreter festlegen wollen, fügen sie oft an, welche Aufteilungen sie sich gut und welche eher weniger gut vorstellen könnten. Sie diskutieren die von ihnen persönlich favorisierten Modelle sowie mögliche Alternativen und grenzen sich von anderen Mustern dezidiert ab. Trotz ihrer erklärten Offenheit und Flexibilität, stecken sie damit einen Möglichkeitsraum ab, der für sie »stimmt« (02:196) oder »passt« (19:080). In diesen Erzählungen wird sichtbar, was sie für ihre eigene Generation als »normale« und was als »außergewöhnliche« Arbeitsteilung erachten. Diese Aussagemuster werden im Folgenden genauer analysiert.

Ein erstes äußerst dominantes Aussagemuster dokumentiert die Einstellung der jungen Erwachsenen zu familienergänzender Kinderbetreuung. Darin zeigt sich eine sehr starke Ablehnung jeglicher Kinderbetreuung außerhalb der Familie. Für Kinder sei es am besten, so das vielfach wiederkehrende Argument, wenn sie durch ihre eigenen Eltern betreut werden. Es sei ihr Wunsch und auch ihre Pflicht, die Kinder zu erziehen und zu prägen. Kinder sollen ihre Beziehung nicht zu Krippenleiterinnen und Tagesmüttern aufbauen, sondern zu Mutter und Vater. Die Befragten formulieren diese verbreitete Ansicht beispielsweise wie folgt: »wenn man Kinder hat, muss man sich Zeit nehmen für das und das ist für mich eigentlich das Wichtigste. Letzten

*Endes werden die Kinder von irgendetwem geprägt und optimal ist, wenn es von den Eltern ist. [...] Dass man das Kind sechs Tage weg gibt oder sieben Tage oder fünf oder wie viele auch immer, kann ich mir eigentlich weniger vorstellen. [...] Dann muss ich gar keine Kinder haben« (19:082), »wenn man Kinder will, soll man für diese Kinder da sein. Was mich am meisten stört, gerade heutzutage, beide wollen noch in der Karriere etwas erreichen, man hat ein Kind weil man eins hat und das ist dann einfach bei der Pflegemutter oder bei der Großmutter und kriegt von den Eltern gar nichts mit. Weil wir hatten immer die Mama daheim [...] und das ist für mich sehr wichtig. [...] Lieber keine Kinder haben als Kinder für die man nicht da ist« (20:046), »indem du dich entscheidest, ein Kind zu haben, entscheidest du dich auch, das zu erziehen und das weiter zu bringen im Leben. Und nicht andere, sondern du. Also klar beeinflussen es andere auch, aber den Hauptteil solltest im Prinzip du machen« (16:144). Die hier deutlich werdende Ablehnung von familienergänzender Kinderbetreuung findet sich in den Interviews von Männern und Frauen gleichermaßen und in vielfacher Wiederholung. Dabei machen die jungen Erwachsenen keine Unterscheidung zwischen einer Tagesmutter und einer Kinderkrippe. Entscheidend für ihre ablehnende Haltung ist, dass die Betreuung durch so genannt »fremde« Personen stattfindet: »ich möchte mein Kind nicht einer fremden Person geben« (01:097), »ich will das Kind nicht fremden Leuten geben« (17:078).*

Vergleichsweise weniger kritisch sehen die Befragten die Betreuung durch bekannte und verwandte Personen, insbesondere durch die Großmütter der Kinder. Eine Interviewpartnerin erklärt, sie würde ihr Kind eher als einer Tagesmutter einer Freundin mit Kindern oder ihrer Mutter geben. Sie begründet dies: »weil bei diesen Leuten weiß ich, dass es (das Kind) in guten Händen ist und dass es ihm gut geht« (17:090). Im Umkehrschluss impliziert diese Aussage, dass man bei einer Krippe oder einer Tagesmutter – sprich bei »fremden« Leuten – nie sicher sein kann, ob sie gut für das Kind sorgen. Ähnlich konstatieren weitere Personen mit Bezug auf die Kinderbetreuung, sie möchten: »dass es in der Familie drin geregelt würde« (02:176), sie fänden »es eigentlich schön, wenn wir das intern in der Familie (lösen) können« (24:052) oder sie formulieren: »solange es innerhalb der Familie stimmen würde für alle, würde ich es bevorzugen« (13:085). Verwandte und Bekannte der Familie werden von den jungen Erwachsenen folglich sehr viel eher als Betreuungspersonen gewünscht als professionell arbeitende Tagesmütter oder Kinderkrippen. Kinderbetreuung – so die Argumentation – organisiert man also idealerweise innerhalb der Familie.

Wie in den Formulierungen der Befragten sichtbar wird, sehen sie jedoch auch die Betreuung durch Großmütter oder Kolleginnen eher als Ausnahme. So spricht eine Befragte von »Notsituationen« (08:145), in welchen die Großmutter einspringen würde. Andere konstatieren: »ein Kind braucht seine Eltern, oder dann notfallmäßig, sage ich jetzt mal, seine Grosseltern« (01:099), »dass ich sie dann auch mal meiner Mutter gebe oder den Eltern von meinem Freund, das finde ich dann schon auch schön, wenn sie dann mit den Grosseltern zusammen noch ein bisschen sein können« (24:052), »ich könnte mir das gut vorstellen, wie ich das schon erlebt habe, die Großmutter, zu der man mal eine Woche in die Ferien geht oder sonst irgendwie, dass sie mal kommt, wenn wir weg sind und hütet« (20:068). Alle hier beispielhaft zitierten Aussagen enthalten Hinweise darauf, dass die Befragten auch ihre Eltern eher nur in Ausnahmefällen zur Kinderbetreuung einzusetzen gedenken. Sie sprechen entweder explizit von »Notsituationen«, »Notfällen« und speziellen Situationen wie Ferien, oder von der Großmutter, die »auch mal« »ein bisschen« mit den Kindern zusammen sein möchte. Grosseltern oder Kolleginnen sind in den Vorstellungen der jungen Erwachsenen als Betreuungspersonen für ihre Kinder also durchaus präsent, jedoch vornehmlich für eher seltene Ausnahmesituationen.

Den überwiegenden Teil der Kinderbetreuung, so die dominante Argumentation, sollen die Eltern übernehmen. Im Idealfall, formulieren sie, sei immer ein Elternteil daheim: »Die Idealvorstellung ist, dass jemand daheim ist von den Eltern« (06:212), »wenn es irgendwie möglich ist, fände ich es schön, wenn jemand daheim wäre. Und das andere wäre wirklich zweit- oder drittrangig, andere Möglichkeiten. Also wenn es irgendwie geht, lieber nicht« (06:242), »dass eigentlich immer jemand daheim ist, weil ich will eigentlich nicht, dass mein Kind zum überwiegenden Teil in Krippen aufwächst« (23:084), »mein Ziel ist eigentlich klar ohne Kinderkrippe. Wahrscheinlich – vielleicht hat es auch damit zu tun, dass ich auch ganz klar immer daheim sein konnte« (13:083). Die Zitate enthalten mehrfach die Formulierung »(immer) daheim sein«. Die Vorstellung »immer daheim« zu sein beinhaltet hierbei für die Eltern, keiner außerhäuslichen Erwerbsarbeit nachzugehen, bzw. sich als Hausfrau oder Hausmann um die Kinderbetreuung und die Hausarbeiten zu kümmern. Daneben enthält das letzte Zitat ein Verweis auf das eigene Aufwachsen, der sich in den Aussagen ebenfalls wiederholt findet. Die jungen Erwachsenen argumentieren, sie hätten es sehr geschätzt, dass ihre Mutter immer daheim gewesen sei. Dies möchten sie bei ihren Kindern genauso halten. Eine Befragte formuliert beispielsweise: »bei ihm (ihrem

*Freund) war das eben genau gleich wie bei mir. Die Mama war immer daheim. Und es ist für mich auch wichtig, dass das bei mir – sofern es geht – auch so ist und für ihn auch» (07:120). Das »immer daheim Sein« bildet folglich eine Norm, welche die jungen Erwachsenen von ihrer Elterngeneration übernehmen. Während sich diese Anforderung im Elternhaus klar an die Mutter richtet, wird sie nun in den meisten Fällen auf die Eltern, das heißt, Mutter und Vater bezogen. Besonders deutlich wird dies in folgender Aussage: »ich finde, einer von beiden muss sicher da sein. Also ein Elternteil von beiden muss da sein fürs Kind. Das finde ich sehr wichtig« (17:078). Ob die Mutter oder der Vater das »daheim Sein« übernimmt, wird nicht genauer spezifiziert. Inwiefern diese Aussagen trotzdem auf geschlechtsspezifischen Normen basieren, wird später detaillierter analysiert werden.*

Um die Ablehnung anderer Betreuungspersonen zu begründen, nennen die Befragten den Wunsch, die Kinder selbst zu erziehen: »ich möchte nicht, dass sie jemand anders erzieht. Ich möchte die erziehen. Nach meinen Vorstellungen. So« (22:075), »das Kind lernt dann (in der Krippe) vielleicht Sachen, die man dem Kind nicht beibringen will und es lernt sie nicht so, wie man es eigentlich haben will« (08:145). Der richtigen Erziehung des Kindes wird hierbei sehr große Bedeutung zugemessen. So erachten die jungen Erwachsenen die Wahl eines bestimmten Erziehungsstils und die Vermittlung ganz bestimmter Wertvorstellungen als zentrale, individuelle Entscheidung. Häufig findet in diesem Zusammenhang auch der Ausdruck Verwendung, ein Kind zu »prägen« (19:082). Er beinhaltet die Vorstellung, einem Objekt den eigenen Stempel aufzudrücken, beziehungsweise einen Gegenstand nach den eigenen Ideen zu modellieren. Das Kind wird folglich als Projekt betrachtet, das es nach den eigenen Idealen zu formen gilt. Indem sie die Betreuung des Kindes monopolisieren, stellen die jungen Erwachsenen sicher, dass soweit möglich keine »fremden« Prägungen durch Tagesmütter oder Krippenpersonal stattfinden. Sie garantieren, dass Kind genau so erzogen wird, wie es ihren individuellen Wertvorstellungen entspricht.

Obwohl Tagesmütter und Kinderkrippen für ihre eigenen Kinder kaum in Frage kommen, lehnen die jungen Erwachsenen familienergänzende Betreuungseinrichtungen oft nicht grundsätzlich ab. Eine Person formuliert: »ich finde es genial, dass es sie (die Kinderkrippen) gibt und ich finde, es sollte noch viel mehr geben. Aber wenn es dann um meine eigenen Kinder geht, dann bin ich immer noch so im Clinch« (22:074). Weitere Aussagen zu diesem Thema machen dann deutlich, dass die jungen Erwachsenen familienergänzende Kinderbetreuung hauptsächlich als Notlösung für jene Familien

ansehen, die aus einer Zwangssituation heraus darauf angewiesen sind. Beispielsweise wird dies in folgendem Zitat sichtbar: *»Kinderleute, also Babysitter? Finde ich gut. Ich meine, es gibt sicher Familien, die das brauchen, die mehr Kinder haben. Oder wo eine Frau nicht damit klar kommt, alles zu managen. [...] Ich denke es ist gut, dass es so Zeug gibt, auch Kinderkrippen. Ich meine, wenn eine Mutter nichts anderes hat – keine Familienangehörigen mehr, dann ist es gut, wenn sie das Kind vielleicht einen Tag abgeben kann. [...] Ich meine, es gibt wirklich viele, die Mühe haben, die vielleicht mit sich selbst Mühe haben, die vielleicht auch überfordert sind mit dem ganzen Babyalltag oder was auch immer, die es auch sicher brauchen«* (18:088). Die sprechende Person erwähnt hier mehrere mögliche Zwangssituationen, welche ihrer Ansicht nach die Beanspruchung einer Kinderkrippe rechtfertigen. Neben einer größeren Kinderzahl, sind dies die Überforderung der Mutter, ihre Familie zu managen oder das Fehlen von Familienangehörigen. Hierbei bleibt unklar, ob sie den Begriff »Familienangehörige« auf Grosseltern oder allenfalls auch auf den Vater der Kinder bezieht. Daneben fällt auf, dass sich die als sinnvoll erachtete Krippenbetreuung auch in diesen Zwangssituationen auf lediglich einen Tag pro Woche beschränkt. Eine andere Person formuliert: *»Also nicht dass ich das (eine Kinderkrippe) jetzt schlimm fände oder so. Also die ersten zwei Jahre schon nicht – oder drei. Aber vielleicht nachher. Ich glaube, es tut den Kindern ja auch gut, mit Gleichaltrigen zu sein. Ich finde es jetzt nichts Schlimmes, ein Hort. Aber [...] ich hatte irgendwie immer das Gefühl, ich möchte das so in der Familie behalten. Aber ich weiß gar nicht, wie ich überhaupt genau darauf komme. Weil grundsätzlich finde ich Krippe oder so nichts Schlimmes«* (05:160). Auffällig ist hier, dass die Sprecherin zwar einen positiven Aspekt von Kinderkrippen erwähnt, nämlich den Umgang mit gleichaltrigen Kindern, ansonsten jedoch drei mal wiederholt, die Krippe sei »nichts Schlimmes«. Mit dieser Formulierung distanziert sie sich von einer möglichen Vermutung der Interviewerin, sie würde Krippenbetreuung sehr negativ beurteilen. Sie vermeidet es jedoch gleichzeitig, eine positive Beurteilung abzugeben. Eine Erfahrung, die gemeinhin als »nicht schlimm« bezeichnet wird, war üblicherweise unerfreulich, wenn auch nicht im erwarteten Ausmaß. Das heißt, selbst indem sich die Sprecherin explizit von einer sehr ablehnenden Haltung gegenüber Kinderkrippen distanziert, beurteilt sie diese tendenziell eher negativ. Daneben zeigt sich, dass auch sie die als sinnvoll erachtete Nutzung einer Kinderkrippe stark einschränkt. Für die ersten zwei bis drei Lebensjahre des Kindes, kommt sie gemäß dieser Aussage nicht in Frage. Analog wird konstatiert: *»wenn die Kinder jung sind, dann*

*ist das nicht vorteilhaft. Weil es tut dem Kind nicht gut«* (08:145), »in den älteren Jahren kann man dann mal darüber reden [...] so eine Tagesstätte, ja-a, aber ich sage, so in frühen Jahren gehört es sicher in den eigenen Familienbezug rein, so ein Kind« (09:122). Neben dieser Beschränkung auf größere Kinder, werden in zahlreichen Aussagen auch Einschränkungen bezüglich Umfang gemacht. Neben dem zuvor bereits zitierten Beispiel mit von einem Tag pro Woche, meint ein zum Beispiel anderer Befragter, familienergänzende Kinderbetreuung müsse sich beschränken auf: »einen halben Tag oder höchstens einen Tag pro Woche, allerhöchstens. Alles andere finde ich irgendwie fahrlässig gegenüber den Kindern« (01:095). Andere formulieren, die Krippenbetreuung dürfe sicher nicht »die ganze Woche« (06:228 und 18:088) dauern.

Unabhängig von diesen Einschränkungen äußern die jungen Erwachsenen Verständnis für familienergänzende Kinderbetreuung, wenn es sich um die genannten Zwangssituationen handelt: »ich sage jetzt mal eine alleinerziehende Mutter [...] das ist völlig verständlich [...] dann bleibt dir nichts anderes übrig, als irgend eine Alternative zu suchen und dann finde ich es super, dass es sicherlich solche Angebote hat, wo du die Kinder dann in die Obhut geben kannst« (20:068). Handelt es sich hingegen um Paare, die ihre Kinder betreuen lassen, weil beide Elternteile erwerbstätig sein möchten, ernten sie nicht nur Unverständnis, sondern harsche Kritik. Die jungen Erwachsenen konstruieren ein regelrechtes Feindbild aus Doppelverdienerpaaren mit Krippenkindern. Mit Empörung konstatieren sie: »was ich absolut auch vollkommen daneben finde, ist, wenn man einfach ein Kind hat und nachher, da Krippe, wir gehen jetzt beide wieder arbeiten. [...] Da bin ich völlig dagegen« (16:128), »so viele Eltern haben ein Kind und – drei Monate haben sie das Kind und bringen es von da an die ganze Woche in die Krippe. Dafür muss man doch kein Kind haben, finde ich. Also ich finde das ganz extrem. Dass man ein Kind in die Welt stellt und nach drei Monaten so schnell als möglich eigentlich schaut, dass man wieder Vollzeit arbeiten gehen kann, als Mutter oder als Vater« (21:090), »Ich finde es nicht gut, wenn man dann fünf Tage in der Woche arbeiten geht, der Mann auch, soviel Geld hat und das Kind am Wochenende nur überhäuft mit Geschenken und nachher das Kind die ganze Zeit bei der Tagesmutter« (08:145). Die Befragten bezeichnen vollzeitlich arbeitende Eltern mit Krippenkindern als »daneben«, »ganz extrem« und »nicht gut«. In anderen Beispielen werden auch die Begriffe »krass« (24:130 und 16:144) und »schlecht« (01:091) verwendet. Die Kinder so genannt »freiwillig« in die Krippe zu bringen heißt gemäß dieser Logik erstens, Geld und Reichtum wichtiger zu nehmen als das Kind. Dies zeigt sich in diesem Zitat mit dem

Verweis auf das viele Geld, welches man dann habe, und die Geschenke, mit denen das Kind überhäuft werde. Eine andere Aussage spricht despektierlich von »*Glanz und Glamour*« (20:060), mit welchen sich solche Eltern umgeben würden. Zweitens wird den Eltern vorgeworfen, ihnen sei die berufliche Karriere wichtiger als das Kind. Sie würden ihr Kind weggeben, wird argumentiert, weil beide auf eine Karriere aus seien.

Begründet wird die dezidierte Ablehnung dieses Familienmodells mit dem Kindeswohl. Die Krippenkinder werden bemitleidet. Ihnen fehle, wird argumentiert, die Beziehung zu ihren Eltern: »*ich finde es so krass, wenn du am Abend irgendwie in die Krippe gehst und sie kennen dich halb nicht. So quasi, was ist das für eine Frau oder irgendwie wollen nicht heim kommen, weil die Krippenfrau viel wichtiger ist, oder*« (16:144), »*ich möchte dann eigentlich mal nicht so Kinder, die finden, oh, ich muss jetzt zu meiner Hortleiterin, weil die Mama hat sowieso keine Zeit*« (17:078), »*zu jemandem muss es (das Kind) eine Bindung haben, und nicht nur blöd gesagt zu einer Frau, die in einer Kinderstätte arbeitet*« (09:122). Als regelrechtes Schreckensszenario stellen die jungen Erwachsenen hier dar, wie Krippenkinder zu ihren Betreuungspersonen im Hort die engere Beziehung entwickeln könnten als zu ihren eigenen Eltern. Die Vorstellung, als Eltern nicht die wichtigsten beiden Personen im Leben des Kindes zu sein, ist für sie ein schrecklicher Gedanke. Unter anderem werden an weiteren Stellen auch Parallelen gezogen zu unflätigen und kriminellen Jugendlichen, die von ihren Eltern vernachlässigt worden seien. Dem »Abschieben« in eine Kinderkrippe werden damit auch für die langfristige Entwicklung des Kindes negative Effekte zugeschrieben.

Im Gegensatz zur Elterngeneration, bei der Doppelverdienerpaare per se der Kritik ausgesetzt waren (siehe Kapitel 7.1), richtet sich die Ablehnung in diesen Zitaten explizit gegen Paare mit Kindern. Es wird nicht länger als verwerflich angesehen, als verheiratetes oder fest liiertes Paar zwei Arbeitsplätze zu belegen. Nach wie vor gilt das Doppelverdienertum jedoch als Feindbild, sobald Kinder vorhanden sind. Wie die Aussagen dokumentieren, haben die jungen Erwachsenen dabei primär gut verdienende Paare im Blick. Sie differenzieren diese jedoch nicht von Paaren am unteren Ende der Einkommensskala. Die erwähnten Zwangssituationen, in welchen sie die Inanspruchnahme familienergänzender Kinderbetreuung als »verständlich« erachten, beziehen sich vornehmlich auf alleinerziehende Mütter. Paare, die sich möglicherweise aus ökonomischer Notwendigkeit gezwungen sehen, zwei Einkommen zu erwirtschaften, kommen darin nicht vor. Im Gegenteil

weisen die Befragten an verschiedenen Stellen darauf hin, dass man mit Kindern halt bereit sein müsse, auch finanziell zurück zu stecken.

Die ablehnende Haltung gegenüber familienergänzender Kinderbetreuung ist als Aussagemuster nahezu omnipräsent. Sie findet sich fast in allen Interviews. Lediglich zwei Aussagen zeichnen ein befürwortenderes Bild. Ein Befragter definiert: *»ein Kinderhort ist einfach ein Ort, wo die Kinder zusammenkommen. Das ist auch gut. Ich finde das schon gut, wenn die Kinder auch früh schon andere Kinder kennen lernen. Die müssen nicht den ganzen Tag lang bei der Mama und beim Papa sein«* (03:196). Insbesondere der letzte Satz unterscheidet sich markant vom zuvor beschriebenen Aussagemuster. Der Befragte schränkt dann jedoch ein: *»das muss halt irgendwo ein Verhältnis sein. Wenn sie nur noch auswärts sind, das ist auch nicht cool, und den Vater und die Mutter nur sehen beim Abendessen oder so irgendwie. Ich müsste wirklich Zeit haben, um mit ihnen Aktivitäten machen zu können, das ist wichtig«* (03:196). Er stellt sich im Weiteren in Übereinstimmung mit dem dominanten Aussagemuster vor, die Kinderbetreuung idealerweise gemeinsam mit seiner Partnerin zu übernehmen. Eine zweite Befragte erzählt, sie finde familienergänzende Kinderbetreuung *»eigentlich super«* und möchte ihre Kinder dereinst gerne *»in die Krippe geben«* (04:202–4). Auch sie formuliert dann jedoch mehrere Einschränkungen. Ab zweijährig, so etwa zwei Tage pro Woche sei denkbar. Und fügt an: *»es kommt immer darauf an, wie sich das Kind dort fühlen würde«* (04:210). Aussagen, die familienergänzende Kinderbetreuung ohne weitere Einschränkungen befürworten, finden sich in den vorliegenden Interviews nicht.

## 7.4 Am Anfang braucht's die Mama

Lässt man die oben zitierten Interviewausschnitte noch einmal Revue passieren, so fällt auf, dass sie in den Anspruch und Wunsch, »daheim« beim Kind zu sein, sehr oft beide Elternteile einbeziehen. So heißt es beispielsweise, die Kinder müssten nicht den ganzen Tag lang *»bei der Mama und beim Papa«* sein, aber es wäre schade, wenn sie *»den Vater und die Mutter«* nur beim Abendessen sähen (03:196). Daneben wünschen sich die Befragten: *»dass jemand daheim ist von den Eltern«* (06:212), *»dass eigentlich immer jemand daheim ist«* (23:084), *»einer von beiden muss sicher da sein. Also ein Elternteil von beiden muss da sein fürs Kind«* (17:078). Und sie lehnen es ab: *»dass man*



[...] so schnell als möglich eigentlich schaut, dass man wieder Vollzeit arbeiten gehen kann, als Mutter oder als Vater« (21:090). Alle diese Aussagen beziehen sich explizit auf beide Elternteile. Auch in den Auseinandersetzungen mit dem Feindbild des Doppelverdienerpaares mit Krippenkind fokussiert die Kritik nicht per se auf die Mutter. Die Erzählungen kreieren das Bild von »Rabeltern«, und nicht lediglich von einer »Rabenmutter«. Es steht also nicht explizit die Karriere der Mutter in der Kritik, sondern der Umstand, dass »beide« Karriere machen wollen. Ob Mutter oder Vater die Kinderbetreuung übernehmen soll, wird nicht genauer spezifiziert. Im Vergleich zur Elterngeneration, bei der die Kinderbetreuung gemäß den jungen Erwachsenen »klar« als Aufgabe der Mutter galt (siehe Kapitel 7.1), wird sie hier auf den Vater ausgeweitet. Geschlecht wird dabei sowohl in Aussagen von Frauen als auch von Männern also erstmal nicht als relevantes Kriterium für die Aufteilung der Arbeiten genannt.

Neben diesen geschlechtsneutralen Formulierungen, finden sich auch einige Aussagen, welche die Hauptzuständigkeit für die Kinderbetreuung implizit oder explizit der Mutter zuweisen. So braucht es gemäß einer Aussage Kinderkrippen insbesondere für »eine alleinerziehende Mutter« (20:068) oder »wo eine Frau nicht damit klar kommt, alles zu managen« (18:088). Andere Befragte bemerken, sie hätten es geschätzt »die Mama daheim« (20:046) zu haben und möchten das gerne auch so machen. Wieder andere Beispiele nennen Krippenkinder, die ihre Mütter nicht mehr erkennen oder zur Hortleiterin gehen, »weil die Mama« (17:078) keine Zeit habe. All diese Aussagen implizieren die Mutter als Kinderbetreuerin. Darüber hinaus erwähnen Befragte an verschiedenen Stellen, als Betreuungsersatz würde eine »Nachbarin« (z.B. 16:142,10:108), oder »die Großmutter« (20:068) einspringen. Eine Interviewpartnerin stellt sich vor, »dass zum Beispiel meine Mama oder seine Mama schauen würde oder eine Kollegin oder so« (02:176). Sie verwenden dabei abgesehen von einigen Verweisen auf »Grosseltern« (24:052) explizit nicht das generische Maskulin, sondern die weibliche Form. Der Nachbar, der Kollege oder der Großvater treten hingegen nicht auf. Auch für die Ersatzbetreuung der Kinder werden also vor allem Frauen genannt.

Vergleicht man die geschlechtsneutralen mit den geschlechtsspezifischen Aussagen, so zeigt sich, dass Erstere insbesondere bei allgemeinen Statements, Letztere vor allem bei konkreten Beispielen zum Einsatz kommen – dies gilt gleichermaßen für Äußerungen von Männern wie von Frauen. Das heißt, solange generell zur Diskussion steht, was für das Kindeswohl wichtig ist, so wird auf die Eltern verwiesen. Wird ein Familienmodell mit einem

konkreten Beispiel illustriert, so erscheint darin meist die Mutter als Kinderbetreuerin. Aussagen, in denen explizit der Vater als Beispiel dient, finden sich hingegen kaum. Bereits dies ist ein erster Hinweis darauf, dass trotz einigen dezidiert geschlechtsneutral formulierten Aussagen das »daheim Sein« der Mutter nach wie vor als Norm gilt, das »daheim Sein« des Vaters als Ausnahme.

Die Norm bestätigt sich in einem zweiten verbreiteten Aussagemuster. So gehen die jungen Erwachsenen beiderlei Geschlechts davon aus, dass nach der Geburt der Kinder erstmal die Mutter zu Hause bleibt und der Vater weiterhin erwerbstätig ist. Zwar ist denkbar, dass sich diese Aufgabenteilung zu einem späteren Zeitpunkt verändert. In der ersten Zeit wird die Zuständigkeit für das Kind jedoch mit weitgehender Selbstverständlichkeit der Mutter zugewiesen. Eine Befragte erzählt: *»wenn es (das Kind) klein ist, bin ich sicher diejenige, die daheim ist. Gerade am Anfang mit Stillen und so denke ich, bin ich schon diejenige, die das sein muss und so, als Mutter«* (18:080). Weitere Befragte formulieren: *»Es wäre schön, wenn sie (die zukünftige Frau oder Freundin) zum Beispiel am Anfang, wenn die Kinder noch klein sind, wenn sie das wünscht, dass sie daheim sein könnte«* (03:194), *»wenn ich mir vorstelle, Familie zu haben mit ihr (der Freundin) zusammen, dann möchte sie auch nicht, dass sie arbeiten geht eigentlich, von ihr her schon – mal fürs Erste«* (21:092), *»am Anfang würde sie (die Freundin) gerne daheim bleiben [...] das würde sie glaube ich genießen«* (06:268). Analog argumentiert eine homosexuelle Befragte, die sich vorstellt, mit ihrer Freundin ein Kind zu haben: *»Das kann gut sein, dass am Anfang wahrscheinlich die, die dann das Kind hat von uns Zweien [...] dass die Person wahrscheinlich am Anfang hundertprozentig daheim ist. Das ist wahrscheinlich klar«* (13:071). Wer das Kind gebiert, bleibt am Anfang zu Hause. Diese Norm wird als weitgehend selbstverständlich dargestellt. Sie gilt als »klar«. In erstgenanntem Beispiel wird sie mit dem Stillen begründet. Der Verweis auf das Stillen wird dabei als biologische Notwendigkeit dargestellt. Am Anfang »müsse« die Mutter zum Stillen daheim sein, wird argumentiert. In einer weiteren Aussage heißt es: *»ich meine rein von der Natur her ist logisch, dass ich zuerst daheim bin. Das wäre mir sowieso wichtig, dass ich stillen könnte«* (16:128). Die Natur gibt nach dieser Argumentation die Zuständigkeit der Mutter vor. In diesem Beispiel tritt dies einerseits als ahistorische, unhinterfragbare Tatsache auf und andererseits auch als expliziter Wunsch der Mutter. Auch die zuvor angeführten Aussagen von Männern deklarieren diese Arbeitsteilung als eigener Wunsch und Wunsch ihrer Partnerinnen.

Die oben aufgeführte Ausschnitte beinhalten keine Präzisierungen, wie lange diese Anfangsphase der mütterlichen Zuständigkeit dauert. Oft wird dies in den Interviews erst auf Nachfrage hin genauer spezifiziert. Es zeigt sich dabei, dass diese Phase in den Vorstellungen der jungen Erwachsenen oft weit über das Stillalter des Kindes hinausreicht. Die letztzitierte Befragte präzisiert beispielsweise auf Rückfrage der Interviewerin, es sei schwierig zu sagen, wie lange diese Phase dauern würde. Das komme sehr auf das Kind an. Es seien: *»die ersten paar Monate, die dann wirklich wichtig sind. Und irgendwie ja, das sind auch die ersten – ich denke bis fünf ist wirklich eine ganz wichtige Zeit. Und dort möchte ich auch wirklich Einfluss nehmen und dabei sein«* (16:132). Sie nennt ein paar Monate, und erweitert diese Zeitspanne dann sogleich auf fünf Jahre. Andere Befragte stecken einen ähnlichen Zeitraum ab: *»also ich finde schon, wenn ich Kinder will, dann will ich sicher bis zur ersten oder zweiten Klasse, will ich daheim sein und ich finde, dann kann man wechseln«* (17:078). *»ideal wäre es für mich eigentlich, wenn ich ein Jahr aussetzen könnte«* (02:140) *»Also ich sage jetzt sicher mal in den ersten paar Jahren ist sicher die Frau oder die Freundin dann an der Seite des Kindes«* (09:122), *»(bis) das Kind dann mal ein bisschen draußen ist«* (18:080). Die Anfangsphase, in der die Mutter »daheim sein« würde, kann gemäß diesen Aussagen einen sehr breiten Zeitraum umfassen. Während eine Interviewpartnerin von einem Jahr spricht, definieren andere Zeitspannen zwischen fünf und etwa acht Jahren (zweite Klasse) oder nennen etwas weniger konkret die »ersten paar« Jahre bis die Kinder »ein bisschen draußen« sind.

Dass in einer Anfangsphase die Mutter und nicht der Vater »daheim ist«, bleibt in den Interviews weitgehend unwidersprochen. Zwar erzählen einzelne Befragte davon, sie würden eine *»Arbeitsaufteilung«* (04:196) mit dem Partner oder der Partnerin machen ohne eine Anfangsphase mütterlicher Zuständigkeit davon abzugrenzen. Es wird in diesen Aussagen jedoch nicht genauer definiert, ab wann diese Aufteilung umgesetzt würde. Die Vorstellung hingegen, es sei wichtig, dass der Vater bereits im Kleinkindalter die Kinderbetreuung oder zumindest einen Teil davon übernimmt, wird nicht geäußert. Diese Beobachtung deckt sich mit den dokumentierten Aussage-mustern zu den Vorstellungen der jungen Erwachsenen zum Vatersein (siehe Kapitel 6.2). Wie sich zeigte, konzentrierten sich die Bilder der gemeinsam von Vätern mit ihren Kindern verbrachten Zeit auf die Phase ab dem Kindergartenalter. Nach der Familiengründung – so die Norm – bleibt erstmal die Mutter daheim.

## 7.5 Ich würde schon den Hausmann spielen, aber...

Neben der Ablehnung familienergänzender Kinderbetreuung und der mütterlichen Zuständigkeit in der Anfangsphase zeigt sich ein drittes Aussagemuster zur Frage des Hausmannseins. Trotz seiner vergleichsweise geringeren Dominanz fällt es durch ein wiederholtes Auftreten in ähnlichen Formulierungen auf. Einige der jungen Erwachsenen diskutieren in ihren Erzählungen zur Arbeitsteilung in einer zukünftigen Familie die Möglichkeit, dass sie beziehungsweise ihr Partner Hausmann sein würden. Mit dem Begriff »Hausmann« bezeichnen sie einen Vater, der seine Erwerbstätigkeit entweder aufgibt oder zumindest einschränkt, um die Betreuung seiner Kinder und die Hausarbeit zu übernehmen. Typischerweise wird diese Arbeitsteilung anfänglich als durchaus denkbare und positive Option eingeführt. Daran knüpfen die Befragten jedoch eine Reihe von Bedingungen, die sich mit großer Wahrscheinlichkeit nicht erfüllen werden. Als Konsequenz davon wird sie für die konkrete eigene Familie wieder verworfen. Dieses Aussagemuster zeigt sich beispielsweise im folgenden etwas längeren Interviewausschnitt. Auf die Frage nach der Arbeitsteilung, die er sich in seiner zukünftigen Familie vorstellt, antwortet ein Interviewpartner zum Beispiel: *»Also ich habe überhaupt kein Problem, also ich sage immer, wenn ich eine Freundin habe oder eine Frau dann habe, die blöd gesagt, wenn sie geht – wenn sie lieber arbeiten würde, dann spiele ich doch den Hausmann. Da habe ich gar keine Probleme damit. Das habe ich gar nicht. Wenn sie mehr Kohle heimbringt, soll sie machen. Da habe ich kein Problem, also ich bin ein weltoffener Mann, so offen, da sage ich nicht mehr, dass ich arbeiten gehen muss, dass ich die Kohle heimbringen muss. Das sage ich überhaupt nicht. Aber ich denke immer noch, dass eine Frau natürlich mehr gibt in der Kleinphase von einem Kind natürlich. Ich denke dann, so eine friedliche Familie wäre sicher schön. [...] Dass das alles irgendwo stimmt und in ein Bild rein passt. [...] Ich denke für mich, dass es in diese Richtung irgendwie hinauslaufen wird. Blöd gesagt, das Standardbild einer Familie. [...] Ich denke sicher mal, dass ich im Normalfall weiterarbeiten würde (... und) sie mit der Family daheim ist«* (09:118–120) Gemäß dem beschriebenen Aussagemuster bringt der Interviewpartner das Hausmannsdasein als Möglichkeit ein, die er durchaus befürwortet. Bereits von Beginn an knüpft er sie jedoch an bestimmte Bedingungen. In diesem Fall sind dies die Partnerin, die »lieber arbeiten würde« sowie ihr vergleichsweise höherer Verdienst. Ein weiterer früher Hinweis darauf, dass diese Arbeitsteilung nicht den Zukunftsvorstellungen des Interviewpartners entspricht, gibt die Formulierung

»Hausmann spielen«. Das Verb »spielen« verweist auf Tätigkeiten, bei denen man vorgibt, etwas zu sein, was man nicht ist. Man spielt etwas vor, spielt Theater oder spielt eine Rolle, die man wieder ablegt. Auffällig ist zudem, dass der Befragte in seinem Zitat drei Mal wiederholt, dass es ihm keine Probleme bereiten würde, Hausmann zu sein. Es zeigt, dass er seine positive Haltung gegenüber der Vaterfigur des Hausmannes nicht als selbstverständlich erachtet. Mit dem Satzanfang »Aber« wechselt die Argumentation schließlich von einer ausdrücklich positiven Beurteilung des Hausmannes zur Ablehnung desselben für das konkrete eigene Leben. Gemäß diesem Zitat braucht es für eine »friedliche Familie« in der »alles ins Bild passt« eine Frau als Kinderbetreuerin. Der Befragte erachtet es als selbstverständlich, dass eine Frau besser für ein Kleinkind sorgen kann. Ein Hausmann hingegen passt in den Vorstellungen des Interviewpartners nicht ins »Standardbild einer Familie«. Anschließend definiert er, was das Standardbild einer Familie beinhaltet. Es besteht aus einem vollzeitlich erwerbstätigen Vater, der »weiterarbeitet« und einer nicht erwerbstätigen Mutter, die »daheim ist«. Er bezeichnet dies als »Normalfall« und geht davon aus, dass aller Voraussicht nach auch seine zukünftige Familie so organisiert sein wird.

In ähnlicher Art und Weise findet sich das Aussagemuster auch bei anderen Befragten. Beispielsweise konstatiert eine Person: »*Ich sage immer, wenn meine Frau mehr verdient als ich, dann werde ich Hausmann (lacht). Ich könnte mir das wirklich vorstellen. [...] hätte ich null Mühe, so etwas zu machen*« und fügt dann aber an: »*Im Moment schaut es nicht aus, wie wenn ich eine super-reiche Freundin kriegen würde oder Frau hätte (lacht)*« (06:212–214). Analog zu diesem Beispiel gilt der höhere Verdienst der Frau als Voraussetzung fürs Hausmannsdaein. Dabei wird die Bedingung im Laufe des Zitatausschnitts verschärft. Während im ersten Satz noch ein »mehr« verdienen ausreichen würde, so braucht es im letzten bereits eine »super-reiche« Freundin. Ebenfalls wiederholt sich das Insistieren der Erzählperson auf seine Offenheit gegenüber dieser Arbeitsteilung. Er könne sich das »wirklich« vorstellen und hätte »null Mühe« damit. Diese wiederholten Bekundungen der Ernsthaftigkeit implizieren, dass der Sprecher von Seiten der Interviewerin Zweifel erwartet. Sie markieren die Option Hausmann damit als außergewöhnlich und nicht selbstverständlich. Ebenfalls wird deutlich, dass der Sprecher nicht damit rechnet, dass die beschriebene Situation eintreten wird. Die Vorstellung, Hausmann zu sein und eine »super-reiche« Freundin zu haben amüsiert ihn. Explizit wird die geringe Wahrscheinlichkeit des Eintretens darüber hinaus mit der Bemerkung, im Moment sehe es nicht danach aus.

Neben dem höheren Verdienst und der Arbeitsorientierung der Partnerin wird auch ein geeigneter Beruf als Voraussetzung angeführt. Ein Befragter argumentiert: »Wenn die Freundin eine gute Stelle hat, eine bessere Stelle, wo es sich besser verbinden lässt, dann kann ich natürlich absolut sagen, ja gut, o.k., kein Problem, dann mache ich Hausmann« und fährt einschränkend fort: »kommt ein bisschen auch darauf an, was man dann arbeitet. Also zum Beispiel gerade Informatik ist manchmal die Schwierigkeit, dass man dort nicht aussteigen sollte. Weil wenn man aussteigt und zwei Jahre später wieder einsteigen will, dann ist man einfach weg vom Fenster« (19:094). In diesem Fall dient der Beruf des Befragten als Argument, um das Hausmannsein für den eigenen Lebensentwurf zu verwerfen.

Die Diskussion des Hausmanns findet sich nicht nur in den Erzählungen der männlichen Befragten. Analog tritt sie auch bei Interviewpartnerinnen auf: »er sagt immer, ja, ich bin schon Hausmann. Wobei ich finde, es macht nicht Sinn, wenn er Hausmann ist und ich irgendwie in diesen zwei Tagen, in denen ich arbeite irgendwie einen Drittel von dem verdiene, was er verdienen würde, wenn er arbeiten gehen würde. [...] also wenn ich mehr verdienen würde als er und wir ein Kind hätten, wäre wahrscheinlich klar, dass ich arbeiten gehen würde. Und er würde daheim sein. Aber ich glaube, hundert Prozent hätte er auch Stress, nehme ich an. Also wie ich ihn einschätze – er hat das noch nie gemacht und ich habe das Gefühl, es wäre nichts für ihn. Also er sagt es einfach und ich habe das Gefühl, er wollte mir eher sagen, hey, du könntest dann schon arbeiten gehen, wenn du möchtest« (16:132–136). Zusätzlich zum Verdienst kommen hier die mangelnde Erfahrung und die mangelnde Eignung des Freundes als Hausmann zum Tragen. Im letzten Satz äußert die Befragte zudem die Vermutung, auch ihr Freund ziehe das Hausmannsdaein nicht ernsthaft in Betracht. Er wolle damit eher seine Offenheit gegenüber ihrem allfälligen Wunsch nach einer weitergehenden Erwerbstätigkeit demonstrieren.

Das folgende letzte Beispiel unterscheidet sich von den Vorangehenden insofern, als die bisher als unwahrscheinlich erachtete Voraussetzung des höheren Verdiensts der Frau in der gegenwärtigen Paarkonstellation erfüllt ist. Die Interviewpartnerin erzählt: »Ich könnte mir auch vorstellen – weil ich verdiene viel besser als mein Partner – dass wir es zum Beispiel auch so machen könnten, dass ich vielleicht mal ein Jahr hundert Prozent arbeite und er vielleicht mal ganz daheim bleibt. Und das hat er kürzlich auch gesagt, das könnte er sich eigentlich auch noch vorstellen. Obwohl, dann habe ich wieder gemerkt, dass ich wieder fast ein bisschen Mühe hätte, weil ich dann Angst hätte, dass ich zu viel

*verpassen würde*« (02:134). Der bessere Verdienst der Frau legt hier die Arbeitsteilung Hausmann-Ernährerin nahe. Sie wird jedoch auch hier sogleich wieder zurückgewiesen. In diesem Fall dienen die individuellen Präferenzen der Sprecherin als Begründung. Sie möchte keine Entwicklungsfortschritte ihres Kindes verpassen.

Unabhängig von den angeführten Gründen zeigt sich in allen zitierten Beispielen ein identisches Aussagemuster. Das Hausmandasein wird als durchaus vorstellbare Option eingeführt und für den konkreten eigenen Lebensentwurf sogleich wieder verworfen. Ebenfalls wird anhand der gewählten Formulierungen deutlich, dass der Begriff »Hausmann« in einigen Fällen weit mehr umfasst als nicht-erwerbstätige Männer. So schließt er Männer mit reduziertem Erwerbsumfang, das heißt teilzeitlich erwerbstätige »Teilzeithausmänner«, meist mit ein. Beispielsweise bezieht die erstzitierte Interviewpartnerin das Hausmandasein ihres Partners lediglich auf jene zwei Tage pro Woche, während denen sie einer Erwerbsarbeit nachginge. Auch als Hausmann wäre ihr Partner folglich zu 60 Prozent erwerbstätig. Sprechen die Befragten von einem vollständigen Verzicht des Mannes auf eine Erwerbsarbeit, so erfordert dies eine Präzisierung. Zum Beispiel verwenden die Befragten die Formulierungen »ganz« daheim sein und »hundert Prozent« Hausmandasein. Der Miteinbezug des Teilzeithausmannes zeigt sich auch in der Erzählung eines anderen Befragten, der sich sein Hausmandasein als 60 Prozent Kinderbetreuung und Hausarbeit plus 40 Prozent Erwerbsarbeit vorstellt. Dies bedeutet, die mit unterschiedlichen Begründungen als unpassend oder unwahrscheinlich verworfene Option »Hausmann« schließt neben dem Familienmodell aus Hausmann und Ernährerin auch jene Arbeitsteilungen mit ein, in denen sowohl die Kinderbetreuung als auch die Erwerbsarbeit relativ gleichmäßig zwischen Mutter und Vater aufgeteilt werden. Mit oben aufgeführtem Aussagemuster distanzieren sich die Erwachsenen also nicht nur vom Vollzeithausmann, sondern auch vom Teilzeithausmann mit reduzierter Erwerbstätigkeit. Sie verwerfen auch jene Arbeitsteilungsmodelle, die gemeinhin mit den Begriffen »Halbe-Halbe«, »Job-Sharing« oder »partnerschaftliche Rollenteilung« gefasst werden.

In einzelnen Fällen erwähnen die jungen Erwachsenen die Möglichkeit, dass sich das väterliche Engagement in Haushalt und Kinderbetreuung allenfalls zu einem späteren Zeitpunkt, das heißt, wenn die Kinder bereits größer sind, ausdehnen wird. Zum Beispiel beschreibt ein Befragter die gewünschte Arbeitsteilung in seiner zukünftigen Familie als »klassisch« und präzisiert: »also der Mann, der 100% arbeitet und die Frau, die den Haushalt

*macht*«. Er fügt dann jedoch an: *»Ich schliesse allerdings schon nicht aus, dass ich selber Hausmann werde zu einem späteren Zeitpunkt. [...] Es ist vielleicht eher unwahrscheinlich im Moment, aber schliesse ich sicher nicht aus«* (01:091–093). Und eine andere Person formuliert: *»sicher bis zur ersten oder zweiten Klasse will ich daheim sein und ich finde, dann kann man wechseln. Dann soll nämlich er mal – der Mann soll ein bisschen daheim bleiben und ich gehe arbeiten, oder beide halbtags oder fünfzig Prozent beide [...] Ich weiß ja nicht wirklich dann, wie es rauskommt, aber ich glaube schon [...] dass ich wieder arbeiten werde«* (17:078). In diesen beiden Interviewausschnitten werden der Rollentausch oder das Halbe-Halbe-Familienmodell als mögliche Optionen eingebracht, aber explizit auf einen späteren Abschnitt der Familienphase verwiesen. Neben dieser Beschränkung auf die fernere Zukunft zeigt sich zudem, dass die Jobsharing-Ideen als sehr unsicher dargestellt werden. So bezeichnet sie der erste Sprecher als »eher unwahrscheinlich« und die zweite Sprecherin fügt ebenfalls einschränkend an, sie wisse nicht, wie die Situation dannzumal sein werde. Bezeichnender Weise bezieht sie sich mit ihrer Bekräftigung, sie werde »wieder arbeiten«, dann bereits nicht mehr auf ihren Partner, sondern nur noch auf sich selbst. Auch in diesen beiden Beispielen wird die Möglichkeit einer gleichmäßigen Verteilung von Erwerbs- und Familienarbeit folglich stark eingeschränkt und als eher unwahrscheinlich dargestellt.

## 7.6 Das väterliche Primat der Erwerbsarbeit

Wie zu Beginn dieses Kapitels dargelegt wurde, verstehen die jungen Erwachsenen die Arbeitsteilung in der Familie als Verhandlungssache. Je nach persönlichen Präferenzen des Paares und konkreter beruflicher und privater Situation gilt es, die optimale Lösung zu finden. Trotz dieser postulierten Offenheit und Flexibilität konnten in den vorangehenden Unterkapiteln drei weitgehend unhinterfragte Normen dokumentiert werden, die dieses Möglichkeitsfeld künftiger Verhandlungen einschränken. Erstens lehnen die jungen Erwachsenen familienergänzende Kinderbetreuung für ihre eigenen Kinder nahezu unisono ab. Demgegenüber gilt es zweitens als selbstverständlich, dass in einer meist mehrjährigen Anfangsphase die Mutter die Betreuung des Kleinkindes übernimmt und folglich ihre Erwerbstätigkeit erstmal aufgibt. Und drittens gilt die Möglichkeit, als Vater die Erwerbsarbeit



maßgeblich einzuschränken und zumindest teilzeitlich als Hausmann die Kinderbetreuung und Hausarbeit zu übernehmen, als unpassend und unrealistisch. Diese Normen schränken die Bandbreite möglicher Familienmodelle bereits markant ein. Wie sich im Folgenden dokumentieren lässt, liegt die familiäre Arbeitsteilung, welche die jungen Erwachsenen schlussendlich als Ideal antizipieren, nicht weit vom Ernährer-Hausfrau-Modell ihrer Elterngeneration. Der Hauptunterschied besteht darin, dass die Arbeitsteilung nicht von vornherein als »klar« dargestellt wird, sondern als wahrscheinlichstes Resultat der zu führenden Verhandlungen auf Basis der dann konkreten Situation. Genau wie bei der Elterngeneration basiert dieser Aushandlungsprozess auf geschlechtsspezifischen Normen bezüglich Zuständigkeiten. Wie sich zeigen lässt, wird der Ausgangspunkt der Verhandlungen beim Vater von den Erfordernissen seiner Erwerbsarbeit bestimmt, bei der Mutter durch die Erfordernisse der Kinderbetreuung und Hausarbeit.

Bei der Diskussion des väterlichen Anteils an den familialen Arbeiten gehen die Befragten von der Norm einer vollzeitlichen Erwerbstätigkeit aus. Diese gilt weitgehend unhinterfragt als gegeben. Diskutiert wird folglich, welche Möglichkeiten bestehen, die Erwerbsarbeitszeit des Vaters anzupassen, sodass sie allenfalls auch eine Beteiligung an Kinderbetreuung und Hausarbeit ermöglicht. Dabei besitzen die Erfordernisse der Erwerbsarbeit Priorität gegenüber den Bedürfnissen von Kindern und Haushalt. Dieses Primat der Erwerbsarbeit zeigt sich beispielsweise in folgenden Aussagen: *»Wenn es jetzt klappen würde mit dem Teamleiter, dann kannst du das eben schlecht im Jobsharing machen. Weil dann musst du anwesend sein. Da kannst du nicht einfach eine 50% Stelle haben. Dann bist du es oder bist es nicht. Und dann sieht es natürlich eigentlich schlechter aus von wegen Aufteilung«* (06:228), *»ich möchte schon vorwärts kommen im Beruf. Ich denke, ich bin schon relativ karriereorientiert. Und die Erfahrungen, die ich bis jetzt gemacht habe, an den Orten, an denen ich gearbeitet habe, ist, sobald du irgend eine Führungsposition hast, kannst du faktisch einfach nicht weniger als 100 Prozent arbeiten. Weil es mit 100 schon 120 oder was weiß ich sind«* (01:103), *»man hat ja die Idee, dass man in der Medizin auch Arbeitszeit kürzen kann zugunsten der Mediziner, aber man muss ja immer schauen, dass die Qualität von der Weiterbildung (stimmt), weil zum Beispiel, dass ein Assistenzarzt so viele Stunden macht, das ist nicht nur aus Schikane oder weil es so viele Patienten hat, sondern es geht auch um Routine. Diese Eingriffe, dass man die lernt. Und es ist schon sinnvoll, dass ein Assistenzarzt viel arbeitet«* (03:186). Alle drei hier zitierten Befragten argumentieren, eine teilzeitliche Erwerbstätigkeit sei in ihrem Beruf nicht

möglich. Um diese Arbeit machen zu können, die sie machen möchten, sei Vollzeitarbeit zwingend. Ebenfalls zeigt sich bereits in diesen Beispielen, dass sich diese vollzeitliche Erwerbsarbeit aller Voraussicht nach nicht auf die regulären 42 Arbeitsstunden pro Woche beschränken wird. Sie gehen bereits davon aus, dass ihr zukünftiges Erwerbsarbeitspensum de facto über 100 Prozent liegen wird. Noch deutlicher kommt dies in den folgenden beiden Interviewausschnitten zum Vorschein. Hier überlegen sich zwei Befragte, dereinst das Geschäft des Vaters zu übernehmen. In diesem Falle, argumentieren sie, ginge die Arbeitszeit: *»eher gegen die 150 Prozent [...] Das ist nicht irgendwie eine Fiktion, sage ich jetzt mal, es ist realistisch, dass man dann eben sagen muss, hundert Prozent reicht nicht. Man muss mehr investieren [...] und das strapaziert. Aber deshalb ist es auch wichtig, dass man dann einen Partner hat, der einen quasi auffangen kann. Der einem Halt geben kann, für einen auch da ist«* (20:066), *»wenn ich mir jetzt vorstelle, einen Betrieb zu führen, dann wäre das schon eher die Rollenteilung, dass ich arbeite und sie die Kinder erzieht. [...] wenn sich jemand entscheidet, einen Betrieb zu übernehmen und einen Betrieb zu führen, dann muss der Beruf schon wichtig sein können. Also wenn jemand Chef ist und möchte, dass dieses Geschäft rentiert, dann muss er auch wirklich viel investieren in dieses Geschäft. [...] ich möchte schon noch für die Familie da sein und mit der Familie sein. Aber es ist eben schon – wenn du am Abend – gut, wenn du auch noch Überstunden machen musst vielleicht ...«* (21:092 und 140). Dass an einer vollzeitlichen Erwerbstätigkeit kein Weg vorbei führt und diese mit großer Wahrscheinlichkeit sogar sehr viel mehr als 42 Stunden pro Woche in Anspruch nehmen wird, wird in all diesen Beispielen als gegeben stipuliert. Typischerweise erachten die Befragten dies nicht als generelles Charakteristikum der gegenwärtigen Arbeitswelt, sondern als Spezifikum ihrer individuellen beruflichen Situation. Die Anforderung einer sehr hohen zeitlichen Verfügbarkeit für den Beruf wird dabei nicht in Frage gestellt. Die Befragten sehen sie als gerechtfertigt und auch notwendig. Als Gründe werden in den Beispielen eine Führungsfunktion, ein eigener Betrieb oder ein Berufsfeld, welches eine große Verantwortung mit sich bringt, genannt. Gemäß dieser Argumentationslogik existiert eine Reihe von Berufsfeldern, in denen kurze Arbeitszeiten nicht möglich sind. Eine Person macht dies explizit, indem sie formuliert, es gebe: *»Berufe, die halt nicht gehen – blödes Beispiel ein Metzger oder so, der kann ja nicht gut einfach daheim ein bisschen schlachten (lacht)«* (06:327). Die Vorstellung eines Metzgers, der nebenbei in Heimarbeit *»ein bisschen schlachtet«* amüsiert den Befragten. Das Beispiel des Metzgers zeigt weiter, dass diese so genann-

ten Vollzeitberufe in sehr unterschiedlichen Branchen angesiedelt sein können. Die Beispiele stammen neben der bereits explizit genannten Fleischverarbeitung und Medizin unter anderem aus den Branchen Landwirtschaft, Handwerk, Vertrieb, Jurisprudenz, Journalismus, Informatik und Bildung. Gemeinsam ist ihnen, dass die spezifische Tätigkeit gemäß den Befragten eine Vollerwerbstätigkeit erfordert und diese mit Bezug auf die Aushandlung der Arbeitsteilung in der zukünftigen Familie die vollzeitliche Erwerbsarbeit auch legitimiert.

Die Norm der väterlichen Vollerwerbstätigkeit wird auch in jenen Aussagen sichtbar, in denen eine teilzeitliche Erwerbstätigkeit des Vaters als durchaus möglich erachtet wird. Eine Interviewpartnerin erzählt: *»meine Wunschvorstellung wäre, dass eigentlich der Partner vielleicht einen Tag – also dass er auf 80 Prozent runter könnte beim Arbeiten. [...] Er könnte es sich auch vorstellen zum Beispiel sein Pensum zu reduzieren, wenn es möglich ist, und dafür dann auch einen Teil des Anderen zu übernehmen«* (02:132 und 166). Die Formulierung »auf 80 Prozent runter« rechnet mit 100 Prozent als Ausgangslage von welcher auf 80 Prozent reduziert wird. Daneben formuliert der Teilsatz »wenn es möglich ist« eine Bedingung. Eine Reduktion könnte demnach genauso »nicht möglich« sein. Auch hier bilden die Erfordernisse der Erwerbsarbeit folglich den Ausgangspunkt für die Verhandlung der familialen Arbeitsteilung. In folgender Aussage wird dies noch einmal deutlich: *»was natürlich der Knackpunkt ist um das alles zu realisieren, ist der Job oder die Firma. Und dann wird wahrscheinlich diese den ersten Stellenwert haben, damit der Rest auch funktionieren kann«* (20:109).

Schließlich zeigt sich die Erwerbsarbeit als Hauptaufgabe der Väter in weiteren Bemerkungen, die teilweise in thematisch ganz anderen Erzählabschnitten auftauchen. An einer Stelle wird zum Thema Kindererziehung formuliert: *»Es ist für mich klar, wenn er von der Arbeit heim kommt, dass er sich dann mit den Kindern abgeben muss. Dass er dann für die Kinder auch da ist und am Wochenende dasselbe«* (02:158). Obwohl die Sprecherin dies im Zitat nicht explizit sagt, geht sie von einem vollerwerbstätigen Partner aus, der die Kinder nur an Abenden und Wochenenden sieht. Die gleiche Vorstellung unterliegt dem folgenden Ausschnitt: *»am Abend kommt dann endlich der Papa von der Arbeit und der ist extrem gestresst und kaputt und müde und tot und dann kommt das Kind und schreit vielleicht noch ein bisschen und seine Nerven liegen blank [...] dann hat er ja eigentlich auch nichts vom Kind«* (17:124). Ein anderer Befragter bemerkt zum Thema Paarbeziehung, er möchte nicht, dass *»seine Frau einfach völlig, völlig vereinsamt«* (21:144). Die-

se Aussage basiert auf der Annahme des Befragten, er werde voraussichtlich wenig Zeit zu Hause verbringen. Zum Thema Geld wird konstatiert: *»dass du lieber einen Tausender weniger verdienst, dafür muss du nicht am Samstag oder am Sonntag noch arbeiten gehen, zusätzlich. [...] Ich würde nicht am Samstag und am Sonntag noch arbeiten gehen für das. Diese Zeit müsste frei sein. Es kann nicht sein, dass du sieben Tage die Woche arbeiten musst«* (20:123). Auch hier liegt die Vorstellung einer vollzeitlichen Erwerbstätigkeit zu Grunde. Und ein Letzter formuliert: *»Der Beruf wird entscheiden, wie ich mein Leben gestalte«* (01:204).

Genau umgekehrt funktioniert die Argumentation bei der Kinderbetreuung und der Hausarbeit. Diese kommt bei den Vätern zur Erwerbsarbeit hinzu, soweit es die Berufstätigkeit zulässt. Sie besitzt jedoch zweite Priorität. Bereits in den vorhergehenden Interviewausschnitten zeigt sich dies an verschiedenen Stellen, so beispielsweise in der Formulierung, der Vater müsse *»auch«* für die Kinder da sein, er möchte *»schon noch«* für die Familie da sein oder er solle *»auch einen Teil des Anderen«* übernehmen. Bezeichnend ist hier die Verwendung des Begriffs des Anderen. Die Kinderbetreuung und die Hausarbeit gelten folglich nicht als das Seine, sondern als ein Tätigkeitsfeld, für welches primär jemand anders zuständig ist. Einige Aussagen legen zudem nahe, dass der Vater im Grunde nur in eher seltenen Ausnahmefällen für die Kinderbetreuung vorgesehen ist: *»So habe ich das Gefühl, dass ihm die Kinder auch sehr-sehr wichtig sind und dass er auch die Zeit mit den Kindern verbringen möchte. [...] Er hat zum Beispiel auch schon gesagt, dass ich zum Beispiel dann einen Abend oder so auch mal weggehen könnte«* (02:234–236), *»wenn jetzt ein Tag wäre, an dem ich zu Hause war und irgendwie das Kind oder die Kinder dann hätten mich irgendwie schon einige Male so ein bisschen herausgefordert und ich musste mich den ganzen Tag wieder durchsetzen und Grenzen ziehen, wenn er dann am Abend heim kommt, dass ich ihm das erzählen kann und dass er dann mich unterstützt, dass er dann vielleicht von da an übernimmt, falls er vielleicht noch die Kraft hat, jetzt auf die Kinder einzugehen«* (05:206). In beiden hier zitierten Episoden springt der Mann ausnahmsweise als Kinderbetreuer ein, um die Frau zu *»unterstützen«*. Es handelt sich jeweils um spezielle Situationen, die seine Mithilfe erfordern. Obwohl die geschilderten Umstände darauf schließen lassen, dass solche Momente nicht sehr häufig vorkommen, werden zusätzliche Einschränkungen formuliert. So heißt es im ersten Beispiel, *»wenn er die Möglichkeit hat«* und im zweiten *»falls er vielleicht noch die Kraft hat«*. Ebenfalls findet das Einspringen des

Mannes jeweils an Abenden statt. Sie interferieren nicht mit seiner vollzeitlichen Erwerbstätigkeit.

Auch im Haushalt trägt der Vater in den Erzählungen der Befragten nicht die Verantwortung, sondern springt ein, um zu »helfen«: *»nicht dass ich dann einfach heim komme und blöd gesagt aufs Sofa sitze und die Füße hochlege. Das sicher nicht [...] ich gehe helfen«* (09:120). Beispielhaft formuliert eine andere Interviewpartnerin, sie möchte, *»dass der Mann auch einem mal die Arbeit abnimmt, wenn man mal am Abend sagt, man will mit der Kollegin jetzt eins trinken gehen. Dass der Mann mal sagt, schau, ich bleibe daheim, schau zu den Kindern, mach, geb. Also nicht immer. Einfach dass man sicher so einen flexiblen Mann hat, wo man auch, wenn man den Grosseinkauf machen will mit dem Auto geht und zusammen geht, um die Sachen zu schleppen. Außer die Frau hat dann auch ein Auto und kann gehen. Einfach nicht einen Mann, der nichts sieht. Einfach sicher einen Mann, der auch mal die Augen aufmacht und sieht, ou, jetzt ist sie ein bisschen überfordert, jetzt könnte man mal unter die Arme greifen«* (08:137). Wiederum werden die Tätigkeiten des Mannes im Haushalt als Ausnahmeleistung zur Entlastung der »überforderten« Frau dargestellt. Sie werden überdies erneut eingeschränkt durch die Bemerkung »also nicht immer« und der Ergänzung, die Begleitung des Mannes beim Wocheneinkauf sei nicht nötig, wenn sie ein Auto habe. Sie treten hier als ein freiwilliges Entgegenkommen des Mannes auf, der damit Arbeiten übernimmt, die nicht in seiner Zuständigkeit liegen. Wie diese Beispiele illustrieren, verwenden die jungen Erwachsenen mit Bezug auf ihre eigene zukünftige Arbeitsteilung dieselben Formulierungen wie bei der Beschreibung der Arbeitsteilung ihrer Eltern (siehe Kapitel 7.1). Auch da galt der Beitrag des Vaters zur Hausarbeit als ein »Helfen« und »Unterstützen«. Und typischerweise tangiert er die väterliche Erwerbstätigkeit nicht.

## 7.7 Das mütterliche Primat der Kinderbetreuung

Während bei den Vätern die Erfordernisse der Erwerbsarbeit Priorität gegenüber allfälliger Kinderbetreuung und Hausarbeit erhalten, sind es bei den Müttern die Bedürfnisse der Kinder. Die vollzeitliche Verfügbarkeit der Mutter für die Kinder gilt als Norm. Sie bildet den Ausgangspunkt für die Verhandlung der Arbeitsteilung in der Familie. Zur Diskussion steht dann, zu welchem Zeitpunkt, in welchem Umfang und ob es überhaupt für die

Mutter Sinn macht, neben ihrer Hauptaufgabe als Kinderbetreuerin wieder eine teilzeitliche Erwerbsarbeit aufzunehmen. Die Abhängigkeit der mütterlichen Erwerbstätigkeit von ihrer prioritären Aufgabe der Kinderbetreuung wird beispielsweise in folgenden beiden Interviewausschnitten sichtbar: *»wenn das Kind ein bisschen älter ist, denke ich schon, man sollte – also die Frau – so ein bisschen wieder einsteigen. Nur ein bisschen. Nicht mehr«* (08:143), *»wenn die Kinder älter werden und selbständiger werden, dass ich dann auch eine Stelle annehmen kann, wo ich Teilzeit arbeiten kann [...] Aber das kommt dann eben darauf an, wie sich das dann auch entwickelt mit den Kindern«* (24:108). In beiden Beispielen wird das Alter und Selbständigkeit der Kinder als Bedingung für die Erwerbstätigkeit genannt. Die Bedürfnisse der Kinder definieren, wann der Wiedereinstieg der Mutter stattfindet. Außerdem wird sichtbar, dass die Erwerbsarbeit in beiden Aussagen nur in geringem Umfang in Betracht gezogen wird. Die erste Person spricht von *»ein bisschen wieder einsteigen«* und die zweite von einer Teilzeitstelle. Die Beschränkung auf *»ein bisschen«* arbeiten findet sich in den Aussagen sehr häufig.

Die enge Verknüpfung zwischen Kinderbetreuung und Müttererwerbstätigkeit zeigt sich außerdem darin, dass in Aussagen zur mütterlichen Erwerbstätigkeit stets spezifiziert wird, wie die Kinder in dieser Zeit betreut sind: *»ich kann als Putzfrau dann arbeiten und das Kind mitnehmen«* (18:082), *»wenn sie (die Kinder) dann selbst in den Kindergarten oder in die Primarschule gehen würden, könnte ich mir vorstellen, dass ich dann vielleicht mein Pensum steigern würde auf vielleicht 40 oder 50 Prozent [...] und dann würde ich einfach schauen, [...] dass ich einfach da wäre, wenn die Kinder auch ungefähr heim kämen«* (02:144), *»vielleicht manchmal zwei Nachmittage und noch ein Abend (erwerbstätig sein ...) und dann vielleicht kann man auch das Baby mitnehmen«* (16:140), *»wenn es (das Kind) dann anfängt in die Schule zu gehen, ist dann irgendwann der Moment, wo man findet, ja, jetzt könnte man auch wieder arbeiten«* (06:268). Vorbedingung der Erwerbsarbeit ist gemäß diesen Aussagen, dass die Kinder während der Abwesenheit der Mutter betreut sind. Steht die Erwerbstätigkeit der Mütter zur Diskussion, so wird die Frage der Betreuung der Kinder weitgehend selbstverständlich mitgedacht. Diese direkte Verknüpfung und Hierarchisierung bildet ein dominantes Charakteristikum der Aussagen zur Müttererwerbstätigkeit, nicht jedoch zur Vätererwerbstätigkeit.

Die Priorisierung der Kinderbetreuung gegenüber der Erwerbsarbeit zeigt sich zudem in der diskursiven Abwertung, die letztere in zahlreichen Aussagen erfährt. Zwei Befragte formulieren, sie beziehungsweise seine

Partnerin würde »für ein Taschengeld oder für die Ferien« (20:070) arbeiten gehen oder »so nebenbei mein Haushaltsgeld verdienen« (24:044). Eine andere Person stellt sich vor, sie würde dann »irgendwie nebenbei ein bisschen »schäffele« und er geht arbeiten – geht richtig arbeiten und ich schaue dann auf die Kinder« (24:060). In diesen Aussagen wird eine Unterscheidung zwischen dem »richtigen« Arbeiten des Vaters und der geringerwertigen Erwerbsarbeit der Mutter sichtbar. Im letzten Ausschnitt verwendete die Sprecherin den schweizerdeutschen Begriff »schäffele«. Mangels eines äquivalenten Ausdrucks in der Schriftsprache, wurde er in Schweizerdeutsch belassen. Er stellt eine Verniedlichung des Wortes »arbeiten« dar und bezeichnet das Verrichten einer leichten Arbeit, die aufgrund ihrer geringen Anforderungen ohne größere Anstrengung oder Konzentration erledigt werden kann. Abgesehen von der Abwertung im Vergleich zur Erwerbsarbeit des Mannes, vollzieht der wiederholt verwendete Begriff »nebenbei« eine weitere Unterordnung. Die Erwerbsarbeit der Mutter findet zweitrangig »neben« der Kinderbetreuung statt.

Außerdem tritt die Erwerbsarbeit der Mutter in einigen Aussagen als eine Art Beschäftigungstherapie gegen die Langeweile des Alltags als Hausfrau auf. Die Erwerbstätigkeit wird folglich nicht als Freude an der Berufsarbeit, als Interesse an Herausforderungen im Beruf oder als Streben nach beruflichem Erfolg, sondern als eine Art Flucht aus der Eintönigkeit des Haushalts dargestellt. Eine Person formuliert beispielsweise, wenn seiner zukünftigen Partnerin »die Decke auf den Kopf« (06:228) falle, dann würde man schauen, ob sie ein bisschen arbeiten gehen könnte. Zwei andere Interviewpartnerinnen erzählen: »ich denke, es (das Hausfrausein) würde mir dann vielleicht irgendwann über den Kopf wachsen, dass ich dann einen Tag doch wieder etwas würde machen wollen, was mich ablenkt [...] ich denke, es (die Erwerbsarbeit) ist schon auch zum Abschalten wichtig für eine Frau« (08:141), »ich möchte wirklich nebenbei auch arbeiten. Ich glaube, es ist sehr anstrengend, den ganzen Tag nur mit Kindern zu verbringen« (04:196), »ich glaube, dass ich schon noch etwas brauche zum Auspowern« (10:078), »ich finde das gut, wenn jemand zwei Tage noch arbeiten gehen will, einfach nicht immer nur daheim sein muss, noch ein bisschen raus kommt und so« (21:090). In all diesen Beispielen dient die mütterliche Erwerbsarbeit als Erholung vom Alltag mit Kindern und Haushalt. Die Erwerbstätigkeit wird weder als anstrengend noch als herausfordernd visualisiert. Im Gegenteil, sie ermöglicht es »sich abzulenken« und »abzuschalten«.

Das Auftreten der mütterlichen Erwerbsarbeit als Beschäftigungstherapie findet sich auch in den Überlegungen, welche Tätigkeiten eine solche Erwerbsarbeit beinhalten könnte. Zwei Befragte erzählen beispielsweise: *»dann kommen sie in den Kindergarten und sind vielleicht drei Mal am Morgen weg, dann sind das schon drei Morgen, an denen du ein bisschen etwas machen könntest. Wenn es nur irgend an einem Kiosk ist oder so. Ich denke, irgendetwas machen ist mir schon noch wichtig. Damit du den Alltag noch ein bisschen umpendeln kannst«* (17:124), *»so in einem kleinen Laden oder in einem Café, irgendwie so. Einfach irgendetwas, wo man nicht so viel studieren muss, nicht so viel Verantwortung hat«* (05:102). Die Aussagen stellen nur geringe Ansprüche an die Art der Erwerbsarbeit. Es könnte »irgendetwas« sein, das heißt eine beliebige Beschäftigung, die nicht zwingend mit dem gelernten Beruf in Zusammenhang steht. Gemäß dem zweiten Interviewausschnitt soll die Arbeit explizit nicht anspruchsvoll sein. Darin bestätigt sich die oben geäußerte Vermutung, dass die mütterliche Erwerbsarbeit primär der Ablenkung vom Alltag als Hausfrau dient und nicht der beruflichen Weiterentwicklung.

In anderen Fällen stellen sich Befragte vor, dass sie beziehungsweise ihre Partnerinnen zwar auch als Mütter weiterhin im gelernten Beruf tätig sein würden, diesen jedoch von zu Hause aus ausübten. Sie antizipieren beispielsweise, im eigenen Wohnzimmer Musikstunden zu erteilen, ihren Bekannten und Verwandten privat die Haare zu schneiden, die Hauswartung der eigenen Wohnsiedlung zu übernehmen, in einem Nebenzimmer Nagelpflege oder Massage anzubieten oder für verschiedene Zeitungen journalistische Beiträge zu schreiben. Die mütterliche Heimarbeit würde es ermöglichen, während dem Arbeiten die Kinder zu betreuen. Die gleichzeitige Kumulation von Berufsarbeit und Kinderbetreuung, wird dabei nicht als Belastung dargestellt, sondern als ideale Kombination. Zu Hause arbeiten und die Arbeitsstunden flexibel einteilen zu können, wird als entscheidender Vorteil des eigenen Berufs genannt. Er lässt sich an die Erfordernisse der Kinderbetreuung anpassen.

Während bisher vor allem Interviewausschnitte angeführt wurden, die einen WiderEinstieg der Mutter vorsehen und dessen Rahmenbedingungen diskutieren, finden sich daneben einige Beispiele, in welchen die Wiederaufnahme einer Erwerbstätigkeit nicht im Vordergrund steht. Junge Erwachsene formulieren: *»Wenn dann irgendwie Kinder mal da wären, dann finde ich, dann möchte ich mich um sie auch kümmern können. Das wäre dann wie ein Beruf«* (05:232), *»Wenn es jetzt nach mir ginge, dann müsste schon der Mann*



einen einigermaßen guten Lohn haben, wo man sagen könnte, man müsste als Frau nicht arbeiten gehen« (08:137), »Wenn ich jetzt eine Frau hätte, die gerne arbeiten gehen würde und das möchte, dann wäre ich sicher offen auch für das. [...] Wobei wenn ich mit mir selbst auch ehrlich bin, dann weiß ich schon, dass ich eher ein bisschen ein Pascha bin und wenn sich die Möglichkeit bietet, dass jemand anders das (Kinderbetreuung und Hausarbeit) macht, dann bin ich sehr offen für das« (21:098), »wenn ich jetzt eine Frau hätte, die arbeitet oder so, ich weiß nicht, ob ich damit so ein festes Problem hätte. Vielleicht schon, aber das kann ich jetzt nicht sagen. Ich weiß nicht, ob das bei mir so klassisch ausgeprägt ist« (15:087), »wogegen ich sicher nichts habe [...] ist die klassische Rollenverteilung [...] dass dann die Frau einfach wirklich für die Kinder da sein kann« (20:062), »wenn ich jetzt eine Partnerin habe, die sagt, nein, sie möchte auch arbeiten, ist es für mich kein Problem, aber dann gibt es keine Familie von mir aus gesehen. Das ist ein Ausschlussgrund. [...] Wenn sie arbeiten will, fände ich es eher schlecht, wenn wir Kinder hätten« (01:091). In diesen Beispielen wird eine Erwerbstätigkeit der Mutter nicht als Ziel definiert. Im letzten Zitat wird sie kategorisch ausgeschlossen, in den vorangehenden zumindest als nicht wünschenswert dargestellt. Als Ideal stellen diese jungen Erwachsenen sich oder ihre Partnerinnen nach der Familiengründung als nichterwerbstätige Hausfrauen vor.

Wie oben gezeigt, verknüpfen die jungen Erwachsenen die Erwerbstätigkeit der Mutter sehr eng mit den Betreuungsbedürfnissen der Kinder. Die Erledigung der Hausarbeiten tritt in diesen Überlegungen nur am Rande auf. Auf Rückfrage der Interviewerin hin wird sichtbar, dass die Hausarbeit als Bestandteil des »daheim Seins« für die Kinder gedacht wird. Wer »daheim ist« und die Kinder betreut – so die Überlegung – erledigt selbstverständlich auch die Hausarbeiten. In folgenden beiden Interviewausschnitten wird dieser Zusammenhang explizit gemacht: »wenn zum Beispiel er 20 Prozent daheim ist, dann ist für mich klar, dann macht er auch die 20 Prozent der Hausarbeit. [...] Und wenn ich jetzt 100 Prozent daheim bin, dann ist es für mich klar, mache ich auch 100 Prozent Hausarbeit« (02:158), »wenn er [...] 100 Prozent arbeitet, ist sicher, dass man den Haushalt macht und kocht und putzt und das ist logisch, weil man ja auch daheim ist« (08:151). Dass die Hausarbeit von jener Person übernommen wird, die im betreffenden Zeitraum die Kinder betreut, ist gemäß diesen Aussagen »klar« und »logisch«. Hausarbeit und Kinderbetreuung sind folglich als Tätigkeiten konzipiert, die gleichzeitig ausgeführt werden. Um die Notwendigkeit zu begründen, dass ein Elternteil von einer Erwerbsarbeit absieht und »daheim bleibt«, wird hinge-

gen fast ausschließlich mit den Bedürfnissen der Kinder und nicht mit der anfallenden Arbeit im Haushalt begründet. Die Verknüpfung der beiden Tätigkeiten hat zur Folge, dass die Hauptzuständigkeit der Mutter für die Kinderbetreuung gleichzeitig die Hauptzuständigkeit für die Hausarbeit beinhaltet.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Verhandlungen der Erwerbsarbeit der Mütter stets von den Bedürfnissen der Kinderbetreuung abhängig gemacht werden. Ausgangspunkt dieser bildet die Nichterwerbstätigkeit der Mutter solange die Kinder klein sind. Gemäß dem dominanten Aussagemuster, gilt es dann nach Situation und persönlichen Präferenzen auszuhandeln, unter welchen Rahmenbedingungen und in welchem Umfang eine Erwerbsarbeit mit den Bedürfnissen der Kinder Sinn macht und erwünscht ist. Dabei variieren die Vorstellungen der jungen Erwachsenen von einem Idealbild der nichterwerbstätigen Hausfrau bis zu einer baldigen Wiederaufnahme der Berufstätigkeit. Bezüglich Wiedereinstieg in den Beruf oder nicht lässt sich keine eindeutige Norm dokumentieren. Die Erwerbstätigkeit der Mutter gilt jedoch auch nach einem allfälligen Wiedereinstieg gegenüber der Familienarbeit als zweitrangig und bleibt im Umfang reduziert auf ein Teilzeitniveau.

## 7.8 Alternative Arbeitsteilungsmodelle und Spannungsfelder

Die meisten Befragten basieren ihre antizipierte Arbeitsteilung in der Familie auf der beschriebenen Priorisierung der Erwerbsarbeit beim Vater und der Kinderbetreuung bei der Mutter. Einzelne weichen jedoch in Teilen davon ab. Einerseits handelt es sich dabei um homosexuelle Befragte, die sich vorstellen, ihre Elternschaft mit der gleichgeschlechtlichen Partnerin, beziehungsweise mit der biologischen Mutter des Kindes zu teilen. In ihren antizipierten Familienmodellen übernehmen jeweils beide Elternteile identische Anteile an Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung: *»zwei fünfzig Prozent Jobs, das wäre für mich so eine Idealvorstellung [...] dass beide im Job ein bisschen weiterkommen können, ein bisschen außer Haus sind und trotzdem eine große Rolle im Leben von diesem Kind spielen«* (13:069), *»dass ich zwei Tage schaue (zum Kind), sie zwei Tage und einen Tag noch extern oder plus minus so, aber dass ich sicher, dass wir gleichzeitig trotzdem beide zum Beispiel 60 Prozent arbeiten könnten«* (12:096). Trotz der gewünschten Gleichaufteilung der Ar-

beitsbereiche finden sich in beiden Erzählungen Hinweise auf geschlechtsspezifische Normen. So konstatiert die befragte Frau, sie wolle auf keinen Fall 100 Prozent daheim sein und denkt darüber nach, wie sie einen Teil ihrer Erwerbsarbeit von zu Hause aus erledigen könnte. Dem befragten Mann ist es ein Anliegen, aus einem vorgezeichneten Lebenslauf auszubrechen, welcher nur aus Erwerbsarbeit besteht. Auch in ihren Auseinandersetzungen mit der Arbeitsteilung in der Familie werden folglich Überlegungen sichtbar, die auf die Priorität der Erwerbsarbeit beim Vater und der Kinderbetreuung bei der Mutter verweisen.

Ein weiteres Beispiel einer abweichenden Erzählung findet sich bei einem homosexuellen Interviewpartner, der sich wünscht, alleine ein Kind aufzuziehen (siehe auch Kapitel 5.3). Seine Argumentation weicht insbesondere dadurch von der Norm ab, als er als einziger keine Arbeitsteilung mit einem Partner oder einer Partnerin antizipiert: *»ich kann natürlich nicht gleichzeitig arbeiten, um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten und auf der anderen Seite ein Kind (haben), das tagein tagaus in einer Krippe verbringt. Da möchte ich natürlich auch Teil haben an diesem Leben von diesem Kind und das ginge natürlich nur, wenn ich mein Arbeitspensum verringern könnte. Das geht natürlich wiederum nur, wenn das finanziell für mich tragbar ist. Das wäre natürlich einfach ideal. Ein 50 Prozent Job und die restlichen 50 Prozent dieses Kind großziehen. Das wäre ein Traum, ja. Aber ich bin ziemlich realistisch in dieser Hinsicht, dass das nicht eintreffen wird«* (11:062). Vom Primat der väterlichen Erwerbsarbeit weicht auch diese Argumentation insofern ab, als der Befragte einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen seiner Erwerbstätigkeit und der Betreuung seines Kindes herstellt. Entgegen der Norm besitzt bei ihm die väterliche Erwerbsarbeit keinen Vorrang vor den Bedürfnissen des Kindes. Um die Bedürfnisse seines Kindes zu befriedigen, erachtet er es als notwendig, seine Erwerbstätigkeit auf 50 Prozent zu reduzieren. Er deklariert seine Argumentation jedoch als Ausnahme von der Norm. Seinen Wunsch, ein Kind groß zu ziehen, bezeichnet er als unrealistische Utopie.

Bei einem heterosexuellen Befragten zeigt sich derselbe Zusammenhang auf etwas andere Art. Er formuliert: *»so wie ich es mir vorstelle, ist, dass wir beide nur die Hälfte machen würden, sodass eigentlich immer jemand daheim ist [...] also ich stelle es mir so vor, dass wir uns aufteilen würden [...] wo wir einfach beide einen Kompromiss eingehen und zwar ähnliche Kompromisse. Ich bin überhaupt kein Fan von dieser alten Rollenverteilung«* (23:084). Die hälftige Aufteilung, die der Befragte als Ideal darstellt, fordert gemäß dieser Aussage von beiden Elternteilen *»ähnliche Kompromisse«*. Das heißt, ein Kind

zu haben, bedeutet auch für den Vater ein Einschränken der Erwerbstätigkeit. Dass die väterliche Erwerbsarbeit auch in diesem Fall direkt mit den Bedürfnissen der Kinder verknüpft wird, bestätigt sich in der etwas später geäußerten Bemerkung des Befragten: *»ich möchte in der Wissenschaft ein bisschen Karriere machen, beziehungsweise wenn Familie da ist, dann eben keine Karriere«* (23:126). Im Gegensatz zum dominanten Aussagemuster, bei dem die Erfordernisse der väterlichen Erwerbsarbeit das mögliche Engagement in der Kinderbetreuung einschränken, sind es in diesem Fall die Bedürfnisse der Familie, von denen das Weiterkommen im Beruf abhängt. Der Interviewpartner distanziert sich von einer so genannt *»alten Rollenteilung«* und deklariert sein eigenes Ideal damit als neues Modell. Zudem formuliert er an anderer Stelle, er möchte auf keinen Fall, dass sich seine Partnerin *»anpassen«* müsse, obwohl sie nicht Hausfrau sein möchte. Mit der Verwendung des Begriffs *»anpassen«* macht der Befragte hier ebenfalls deutlich, dass er von einer Norm ausgeht, welche Frauen die Kinderbetreuung und Hausarbeit zuweist. Er markiert damit, dass seine Einstellung eine Ausnahme bildet.

Im letzten Beispiel einer abweichenden Argumentation konstatiert eine Befragte: *»Ich will nicht in dieses Ding rein von wegen Hausfrau und Mütterchen und ›judihui‹. Das mache ich nicht«* (22:154). Sie fordert: *»mein Mann müsste wirklich auch bereit sein, weniger zu arbeiten, damit wir die Arbeit aufteilen können«* (22:070) und fügt an: *»ich habe ziemlich hohe Ansprüche an meinen Mann. Und ob es den wirklich gibt, ist dann die andere Frage. [...] Eigentlich finde ich sie eben keine hohen Ansprüche. Aber anscheinend sind sie es«* (22:114). Auch in diesem Fall positioniert sich die Sprecherin in Abweichung von einer Norm, die Frauen eine Beschäftigung als *»Hausfrau und Mütterchen«* nahe legt. Sie ist unsicher, ob es den von ihr gewünschten Mann, welcher Erwerbs- und Familienarbeit zu gleichen Teilen mit ihr übernimmt, überhaupt gibt. Damit macht sie sichtbar, dass sie ihre Vorstellung einer idealen Arbeitsteilung in der Familie als seltene Ausnahme erachtet. Sie geht nicht davon aus, dass viele Männer ihre Vorstellungen teilen würden. An anderer Stelle im Interview wird deutlich, dass sie sich auch unter den Frauen als Ausnahme fühlt. Sie erzählt, sie habe in den Diskussionen mit ihren Klassenkameradinnen in der Berufsausbildung Meinungen vertreten, die *»ziemlich extrem«* seien: *»Das waren unzählige solche Diskussionen und dann hatte ich jeweils wirklich etwa zehn Frauen gegen mich, die einfach fanden, sorry, du bist so etwas von daneben. Und ich fand immer, nein, und wenn ich das nicht will, dann will ich das nicht«* (22:146–148). Das Unverständnis, das ihren Vorstellungen von Seiten der Klassenkameradinnen entgegen gebracht wird, macht

ihre Selbst- und Fremdpositionierung als Abweichung von der Norm einmal mehr deutlich.

Wie sich in den angeführten Beispielen zeigt, positionieren sich auch jene Befragten, welche die Priorität mütterlicher Familienarbeit und väterlicher Erwerbsarbeit ablehnen, in Beziehung zu dieser Norm. Die Idealvorstellung, die sie in Abweichung dazu entwerfen, entspricht einer je hälftigen Aufteilung der Familien- und Erwerbsarbeit zwischen den Elternteilen. Indem sie ihre Arbeitsteilung in Abgrenzung von einer »alten Rollenverteilung« als neues Familienmodell darstellen, stellen sie diese als einen gesellschaftlichen Wandel dar. Ihre Selbstpositionierung als Ausnahme zeigt jedoch, dass sie ihr »neues« Familienmodell als (noch) wenig verbreitet erachten.

Des Weiteren zeigt sich, dass viele Befragte in ihren Aussagen zwischen einer Übernahme und einer Distanzierung von den geschlechtsspezifischen Normen der familialen Arbeitsteilung mändrieren. Das heißt, es finden sich auch innerhalb der Argumentationen einzelner Befragter zum Teil große Spannungsfelder. Beispielsweise formuliert ein Interviewpartner, er möchte nicht, dass seine Partnerin arbeite, wenn Kinder da seien, aber *»auch wenn es jetzt die klassische Rollenverteilung wäre, dass es dann nicht das Klischee vom Heimchen am Herd, sondern dass sie wirklich [...] soweit möglich auch finanziell auf eigenen Füßen stehen kann«* (01:144). Die Aussage zeigt ein Spannungsfeld zwischen der Ablehnung einer Erwerbstätigkeit der zukünftigen Partnerin und dem Wunsch nach ihrer finanziellen Unabhängigkeit. Ähnlich formuliert eine Befragte, für sie sei es sehr wichtig als Frau finanziell selbständig zu sein und nicht abhängig von einem Mann. Wenig später erzählt sie, sie möchte einen Mann mit gutem Lohn, damit sie nicht arbeiten gehen müsste. Ebenfalls mit Bezug auf die Erwerbstätigkeit der Frau formuliert ein Anderer: *»Ich habe nicht so gerne Hausfrauen, also Frauen, die nur daheim sind«* (03:184) und erzählt an anderer Stelle, er fände es schön, wenn seine Partnerin erstmal daheim sein könnte, solange die Kinder klein seien. Und eine weitere Person betont, sie sei nicht diejenige, die *»nur daheim hocken kann«* und konstatiert zwei Sätze später: *»sicher bis zur ersten oder zweiten Klasse will ich daheim sein«* (17:078). Wie diese Beispiele dokumentieren, kommen die Ambivalenzen bei der Frage nach der Erwerbstätigkeit der Mütter besonders prägnant zum Ausdruck. Darin widerspiegelt sich das in Kapitel 6.6 beschriebene Spannungsfeld zwischen dem Ideal einer immer anwesenden Mutter und ihrem Anspruch auf ein eigenes Leben.

## 7.9 Vereinbarkeitsprobleme als individuelles Unvermögen, Prioritäten zu setzen

Wie in Kapitel 7.2 erläutert, gilt es aus Sicht der jungen Erwachsenen der- ein- erst passend zur konkreten beruflichen Situation und zu den Präferenzen der Partnerin oder des Partners gemeinsam die optimale Arbeitsteilung in der Familie zu suchen. Je nach spezifischen Rahmenbedingungen und Vorlieben eines Paares wird diese individuell anders aussehen. Die folgenden Kapitel dokumentierten daraufhin, an welchen Normen sich die jungen Erwachsenen dabei orientieren. Wie sich in den Interviews weiter zeigt, erwarten die Befragten bei dieser Suche nach einer Arbeitsteilung, die für beide Elternteile »passt«, keine größeren Schwierigkeiten. Sie setzen sowohl die Rahmenbedingungen im Beruf, beispielsweise Arbeitszeiten und Möglichkeiten einer Teilzeitbeschäftigung, als auch andere gesellschaftliche Institutionen wie beispielsweise das Schulsystem mit bestimmtem Einschulungsalter und Betreuungszeiten oder die Angebote an familienergänzender Kinderbetreuung in ihrer spezifischen Ausgestaltung bezüglich Organisation, Qualität und Kosten als gegeben voraus und stellen sie nicht in Frage. Die Notwendigkeit oder der Wunsch, diesbezüglich Veränderungen anzustreben oder herbeizuführen, wird nicht geäußert. Der Fokus der Argumentation liegt ausschließlich darauf, unter gegebenen Voraussetzungen die individuell optimale Lösung zu finden.

Die Vorstellung einer Vereinbarkeitsproblematik, sprich Schwierigkeiten, sowohl die Anforderungen der Familienarbeit als auch der Berufsarbeit und allfälliger anderer Interessen miteinander koordinieren zu können, ist praktisch nicht existent. Im Gegenteil, selbst auf explizite Nachfrage nach allfälligen Vereinbarkeitskonflikten formuliert eine Befragte beispielsweise: *»dann hast du aber mehr den Konflikt mit dir selber und der projiziert sich dann – nehme ich mal an – automatisch dann auf die Beziehung oder auf alles andere. Ich denke, dann liegt das Problem in erster Linie bei dir. Weil du musst es aufgeben können, du musst sagen können, jetzt ist fertig, jetzt hast du Familie [...]. Ich denke, diese Probleme kommen dann automatisch, aber das musst du selber abstellen können. Ich denke das ist der einzige Konflikt, den es geben könnte. Aber sonst ... also ich hatte bis jetzt noch nie Probleme, alles unter einen Hut zu bringen«* (17:142). Gemäß dieser Aussage liegen allfällige Koordinationsprobleme nicht an einer strukturellen bzw. gesellschaftlichen Unvereinbarkeit von beruflichen, familialen und anderen Anforderungen, sondern bei der betreffenden Person selbst. Auf sprachlicher Ebene wird dies in diesem

Zitat unter anderem in der Wiederholung der Formulierung »du musst« deutlich. Die Sprecherin formuliert, wer Familie hat, muss andere Interessen »aufgeben können«, »abstellen können« und sagen können »jetzt ist fertig, jetzt hast du Familie«. Sie fordert also, dass den Bedürfnissen der Familie gegenüber anderen Lebensbereichen Priorität eingeräumt wird. Gelingt dies nicht, so ortet die Sprecherin ein Problem bei der Person selbst, ein persönliches Unvermögen, den richtigen Lebensbereichen Vorrang zu geben.

Auch in anderen Beispielen werden Probleme der Vereinbarkeit von Familie und Beruf als fehlende Kompromissbereitschaft des Einzelnen oder eine falsche Prioritätensetzung dargestellt. Sie treten stets als individuelle Probleme auf, die sich durch Kompromissbereitschaft und bessere Prioritätensetzung der betreffenden Person beheben lassen: »*du musst immer vor- und nachgeben. Wenn mal etwas nicht geht, dann geht es nun mal nicht, dann verschiebe ich es eben. Also ich denke, das kommt immer auf die Einstellung an und was du daraus machst*« (18:092), »*es ist einfach die Frage, wie gewichtet man die einzelnen Sachen, und wie setzt man die Prioritäten*« (21:144), »*Ich denke mir, das könnte schon auch Konflikte geben, aber ich glaube, das nimmst du irgendwo in Kauf, wenn du eine Familie gründen willst. [...] Man muss dann einfach damit umgehen. [...] Das managst du dann eben irgendwie*« (04:355–357), »*Nein. Konflikte zwischen den verschiedenen Bereichen sehe ich keine, weil ich mir sage, man macht sich das Leben immer so, wie man sich selbst bettet. Wenn man einfach mal einen Konflikt hat, das kann es geben, das ist normal. Dann muss man ihn auch selber wieder ausbaden*« (08:217). Alle drei Aussagen konstatieren übereinstimmend, Vereinbarkeitsprobleme seien individuell zu »managen« oder »auszubaden« und ließen sich durch die richtige »Einstellung« und die richtige »Prioritätensetzung« lösen.

Auch im Hinblick auf die Aushandlung der familialen Arbeitsteilung mit dem Partner oder der Partnerin sehen die jungen Erwachsenen keine größeren Schwierigkeiten auf sich zu kommen: »*ich kann mir jetzt nicht vorstellen, dass es irgendwo einen Konflikt geben könnte. [...] Vielleicht mit der Vorstellung, ein eigenes Geschäft aufzubauen oder mit der Vorstellung, wer wie viel arbeitet [...] einfach dass es vielleicht schwierig ist, das irgendwie aufzuteilen oder so. Aber ich denke, das wird schon klappen*« (24:122), »*ich meine, wenn es jetzt mit der Aufteilung der Arbeit nicht gehen würde, wenn jetzt beide arbeiten wollen oder beide daheim bleiben wollen, dann muss man eben einen Kompromiss finden. Aber ich würde sagen, ich bin jetzt relativ gut im Kompromisse finden*« (06:345), »*wenn du dann das Kind hast und wirklich zusammen gehörst, dann gibt es auch immer eine Lösung, dass beide zufrieden sind. Und wenn nicht,*

*dann stimmt ja irgendwo irgendetwas nicht. Ich denke, wenn es dann wirklich stimmt, dann gibt es auch eine Lösung [...] ich denke, eine Lösung gibt es immer*« (17:148). Angesprochen auf mögliche Vereinbarkeitsprobleme äußern sich die zitierten Befragten ausgesprochen zuversichtlich. Sie gehen nicht davon aus, dass das Aushandeln der familialen Arbeitsteilung zu größeren Konflikten führen könnte. Und sollten sich Probleme zeigen, so schreiben die Befragten diese auch hier weitgehend individuellen Unzulänglichkeiten zu. So weist der Sprecher im zweiten Beispiel auf seine Fähigkeiten im Kompromisse finden hin und impliziert damit, dass Vereinbarkeitsprobleme auf fehlende Kompromissbereitschaft anderer Leute zurückzuführen sind. In der dritten Aussage werden Abstimmungsschwierigkeiten als Hinweis auf tiefer liegende Probleme in der Paarbeziehung interpretiert. Alle drei Aussagen enden mit einer zuversichtlichen Deklaration, dass die jungen Erwachsenen keine größeren Hindernisse erwarten. Es werde »schon klappen« und sich immer »eine Lösung« oder einen »Kompromiss« finden lassen. Die Verantwortung für allfällige Vereinbarkeitsprobleme von Familie und Beruf wird in allen Fällen vollständig individualisiert.

## 7.10 Arbeitsteilung im kinderlosen Paarhaushalt

Wie in den vorangehenden Kapiteln gezeigt, findet sich in den Argumentationen der jungen Erwachsenen zu ihrer antizipierten Arbeitsteilung in der Familie ein gleichzeitiges Nebeneinander von individueller Verhandelbarkeit und fortbestehenden geschlechtsspezifischen Normen. Ein Drittel der alleamt noch kinderlosen Befragten teilt zum Zeitpunkt des Interviews mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin eine gemeinsame Wohnung. Zumindest mit Bezug auf die anfallende Hausarbeit besteht also bereits zum Befragungszeitpunkt eine Arbeitsteilung im Paarhaushalt. Zählt man jene Befragten hinzu, die im Interview konkrete Pläne zum Zusammenziehen schildern, ist es rund die Hälfte der Befragten, die sich zur Aufteilung der Hausarbeiten in ihrem Paarhaushalt äußert. Wie die Analyse dieser Aussagen ergibt, zeigen sich geschlechtsspezifische Normen nicht erst mit Blick auf die dereinstige Familiengründung und die Organisation der Kinderbetreuung. Sie manifestieren sich bereits im kinderlosen Paarhaushalt.

Analog zur antizipierten Arbeitsteilung in der späteren Familie, verstehen die jungen Erwachsenen auch die Aufteilung der Hausarbeiten vor einer all-



fälligen Familiengründung als Verhandlungssache. Je nach spezifischer Situation und individuellen Präferenzen des Paares gilt es, eine gerechte Arbeitsaufteilung auszuhandeln, die für beide »stimmt« oder »passt«. Dabei wird Geschlecht nicht als Zuteilungskriterium genannt. Hausarbeiten werden weder von Männern noch von Frauen per se als Frauen- oder Männersache definiert. Es gilt als weitgehend selbstverständlich, dass sich beide PartnerInnen an der Hausarbeit beteiligen. Die Analyse der Aussagen bringt dann jedoch erneut zum Vorschein, dass die Aushandlung dieser Beteiligung an den Hausarbeiten bereits im kinderlosen Paarhaushalt auf geschlechtsspezifischen Normen basiert.

Erstens weisen zahlreiche Aussagen darauf hin, dass die Verhandlungen von einer Ausgangslage ausgehen, die den jungen Frauen implizit die Hauptzuständigkeit für die Hausarbeiten zuweist, den jungen Männern die Helferrolle. So erzählen einige Befragte, sie hätten die anfallenden Arbeiten anfänglich nicht explizit aufteilt, sondern generell vereinbart, dass beide flexibel nach Möglichkeit zur Hausarbeit beitragen. Während Befragte in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften von guten Erfahrungen mit dieser flexiblen Regelung berichten, führte sie insbesondere in gemischtgeschlechtlichen Partnerschaften zu Unzufriedenheit. In allen Erzählungen waren es die Frauen, die ihren Anteil an den erledigten Arbeiten als sehr viel größer empfanden, sich dagegen zur Wehr setzten und die Aushandlung einer gerechteren Arbeitsteilung von ihren Partnern forderten. Zwei Befragte erzählen zum Beispiel: *»am Anfang hatte er es sich eigentlich immer so vorgestellt, dass man einfach immer das macht, was man gerade sieht. Und wir haben es mal so probiert. Aber es hat überhaupt nicht funktioniert. [...] Es war ungefähr ein halbes Jahr, in dem wir es einfach so Handgelenk mal Pi gemacht haben. Und damals hatte ich immer das Gefühl, ich mache viel mehr. Und dann habe ich es mal angesprochen«* (05:070–072), *»zuerst als wir zusammengezogen sind, haben wir das gar nicht groß besprochen. Wir haben gedacht, wir schauen einfach mal wie das so geht. Und dann ist es natürlich gar nicht gegangen (lachend) [...] und dann habe ich gesagt, so, jetzt müssen wir da eine Struktur reinbringen. So geht das einfach nicht mehr weiter«* (02:058). In gemischtgeschlechtlichen Paaren führte eine fehlende Aushandlung konkreter Zuständigkeiten für die Hausarbeit gemäß den Erzählungen in allen Fällen dazu, dass die Frauen einen größeren Anteil der anfallenden Arbeiten übernahmen und mit dieser Situation unzufrieden waren. Sie fühlten sich mit dieser losen Abmachung offenbar vergleichsweise stärker dazu veranlasst, anfallende Arbeiten zu übernehmen. Ebenfalls fühlten sie sich generell in höherem Masse für die Hausarbeit

verantwortlich. Eine Befragte formuliert hierzu: »dadurch, dass es nicht abgemacht war, hatte ich immer das Gefühl, ich muss dahinter sein, dass es dann gemacht wird« (05:072).

Weitere Beispiele für geschlechtsspezifische Normen bei der Aufteilung von Hausarbeiten finden sich in jenen Formulierungen, die Frauen explizit eine größere Kompetenz in Haushaltsarbeiten zuschreiben. Männer treten dagegen als Helfer auf. Beispielsweise wird formuliert: »Ich habe die Sachen übernommen, die mir auch wichtig sind, dass es funktioniert (lacht). So wie ich es gerne habe. [...] Er wollte nicht weniger machen oder so. Er sagte immer, er will auch im Haushalt helfen« (05:070–072). »Was er nicht macht, ist zum Beispiel die Wäsche waschen und bügeln. Da hat er von Anfang an gesagt, sorry Schatz, aber das mache ich nicht. Ich helfe dir überall, wo es geht, aber das kann ich nicht, das habe ich noch nie gemacht und das will ich eigentlich auch nicht unbedingt« (24:098), »sie muss einfach waschen. Ich hasse waschen. (lacht)« (21:106). Alle diese Aussagen basieren auf der Grundannahme, dass Frauen in Hausarbeitssachen kompetenter und auch in stärkerem Masse zuständig sind als Männer. So wird ausschließlich die Beteiligung der Männer an der Hausarbeit mit dem Verb »helfen« gefasst, das untergeordnete Hilfeleistungen, nicht aber eine hauptsächliche Zuständigkeit impliziert. Die umgekehrte Aussage einer Frau, sie würde ihrem Partner bei der Haushaltsführung selbstverständlich »helfen«, wäre ohne weitergehende Erklärungen irritierend. Ebenfalls wird ausschließlich den Männern zugestanden, dass sie bestimmte Arbeiten nicht ausführen können oder wollen. In den genannten Beispielen ist es das Waschen und Bügeln, von dem die Männer sich generell ausnehmen oder von ihren Partnerinnen ausgenommen werden. Grundsätzlich wird von beiden Geschlechtern den Frauen Kompetenz für Hausarbeiten zuerkannt, den Männern aberkannt. Beispielsweise zeigt sich dies in der oben zitierten Formulierung einer Befragten, sie erledige die Arbeiten, bei denen es ihr wichtig sei, »dass es funktioniert«. Sie impliziert dabei, ihr Partner könnte oder würde die Arbeiten nicht in der erforderlichen Qualität erledigen.

Besonders deutlich kommt die Norm einer ungleichen Kompetenz und Zuständigkeit der Geschlechter für Hausarbeiten im Paarhaushalt im folgenden etwas längeren Interviewausschnitt zum Ausdruck. Eine Befragte erzählt: »Ich habe ihm gesagt, schau, einmal pro Woche müssen wir zusammen einkaufen gehen. Ich kaufe nicht immer alles. [...] Ich sage jeweils oft, wenn wir dann zusammen wohnen, mache dann nicht immer ich allen Dreck (lacht). Und dann sagt er jeweils, nein-nein, er helfe schon. Er wird garantiert auch helfen,

*das ist klar, aber ich denke, der größte Teil bleibt schon bei mir hängen (lacht). [...] Wie gesagt, er wird sich immer enorm viel Mühe geben, wenn etwas zu machen ist, das zu machen. Aber ich weiß irgendwo – ich meine das sicher nicht böse – aber es ist nicht so, wie ich mir das vorstelle, wie ich es selber gemacht hätte. Und schlussendlich nehme ich es doch noch selber in die Hand. Das ist bei mir jeweils so. Manchmal habe ich einfach keine Geduld jemandem zuzuschauen und ich stehe neben dran und denke immer, mach es so, das geht viel einfacher. Und dann sage ich es wahrscheinlich nicht so, dass es verständlich ist und dann macht mich das jeweils so wütend, dass ich einfach sage, komm, gib es mir (lacht). Ich mache es selber. Aber es ist nicht böse gemeint. Ich denke, mehrheitlich werde ich die Sachen machen» (07:226–228). Im Hinblick auf die Gründung eines gemeinsamen Haushaltes geht die Sprecherin von vornherein davon aus, dass die Zuständigkeit für Hausarbeit grundsätzlich ihr obliegt. So wehrt sie sich bereits im Vorfeld dagegen, dereinst im Haushalt »immer alles« und »immer allen Dreck« machen zu müssen. Gleichzeitig übernimmt sie diese Zuschreibung. Mit großer Selbstverständlichkeit antizipiert sie ihre Hauptverantwortung für die Hausarbeit und benennt den vom Partner erwarteten Beitrag als ein Helfen. Mit dem gemeinsamen Wocheneinkauf überträgt sie ihrem Helfer eine einzelne, konkrete Aufgabe. Die Zuweisung dieser Aufgabe erfolgt in der Art einer Vorgesetzten zu einem Untergebenen. Im zweiten Teil des Zitatausschnitts gesteht sie ihrem Partner zwar den Willen zum Helfen zu, spricht ihm jedoch gleichzeitig jegliche Fähigkeiten dafür ab. Sie ist überzeugt, dass er Hausarbeiten niemals so wird verrichten können, dass das Resultat ihren Qualitätsanforderungen entspricht. Unhinterfragt definiert sie dabei ihre eigenen Arbeitstechniken und Qualitätsstandards im Haushalt als überlegen und allein ausschlaggebend. Sie kommt zum Schluss, es sei am besten, wenn sie den Grossteil der Arbeiten selbst erledige.*

Wie solche Beispiele dokumentieren, basieren die Verhandlungen der jungen Erwachsenen zur Arbeitsteilung im Paarhaushalt von allem Anfang an auf geschlechtsspezifischen Normen. Männern werden geringere Kompetenzen und eine geringere Zuständigkeit für Hausarbeiten zugeschrieben als Frauen. Es wird folglich ausgehandelt, in welchen Bereichen die jungen Männer im Paarhaushalt helfen müssen beziehungsweise in welchen Bereichen Frauen Arbeiten abtreten dürfen. Wie sich zeigt, resultieren denn auch sämtliche in den Interviews dargestellten Verhandlungen von gemischtgeschlechtlichen Paaren in einer Arbeitsteilung, die den Frauen einen vergleichsweise größeren Anteil der Hausarbeiten zuweist. Besagte Sprecherin antizipiert bereits, der größte Teil würde »bei ihr hängen bleiben« und »mehrheitlich wer-

de sie die Sachen machen«. Übereinstimmend konstatieren weitere weibliche Befragte: »*ich mache tendenziell schon ein bisschen mehr*« (24:098), »*es wird schon so sein, dass ich mehr im Haushalt machen werde*« (17:150), »*mache ich den ganzen Haushalt*« (16:068). Und ein Mann äußert analog mit Blick auf die Hausarbeiten, er genieße es, von seiner Freundin ein bisschen umsorgt zu werden.

Die Verhandlungen der Paare resultieren also in Arbeitsteilungen, die den Frauen jeweils den Hauptteil der anfallenden Hausarbeiten zuweisen. Wie sich zeigt, ist diese Rechtfertigungsbedürftig. Sämtliche Befragten legitimieren ihren Mehr- oder Minderanteil an den Hausarbeiten mit einer Reihe von Begründungen. Sie dienen dazu, die gewählte Arbeitsteilung nicht als ungleich oder ungerecht, sondern als »individuell passend« und gemäß der Logik des Paares »gerecht« darzustellen. Ein erstes mehrfach vorkommendes Begründungsmuster beinhaltet einen Ausgleich der haushaltsbezogenen Mehrleistungen mittels eines Geldtransfers. Vereinfacht gesagt machen die Frauen den Haushalt, die Männer bezahlen dafür etwas mehr Miete: »*dann habe ich den Vorschlag gemacht, dass ich den Haushalt mache, also dass ich putze und wasche und bügeln, aber dafür zahle ich einfach 200 Franken weniger Miete. Und jetzt haben wir das so geregelt [...] damit ich mir nicht ausgenutzt vorkomme*« (02:058), »*Und jetzt haben wir es einfach so gemacht, dass er mehr Miete zahlt, dafür mache ich den ganzen Haushalt. Dass meine Arbeit entschädigt ist*« (16:068). Wie in den hier zitierten Beispielen zum Ausdruck kommt, dient die Mietzinsreduktion dazu, dass die Arbeitsteilung als gerecht empfunden werden kann. In beiden Fällen beurteilen die Frauen die Lösung als uneingeschränkt positiv, weil sie ihnen trotz ihres geringeren Lohns ermöglicht, in gleichem Masse wie ihr Partner zum gemeinsamen Haushalt beizutragen. Gemäß dieser Logik kompensieren sie also mit der Übernahme der Hausarbeit ihren geringeren Beitrag an die Haushaltskosten – und indirekt ihr geringeres Erwerbseinkommen. Dass zumindest ein Teil des Lohnunterschieds durch die geringere gesellschaftliche Wertschätzung der mehrheitlich von Frauen ausgeführten Berufe und durch geschlechtsspezifische Lohndiskriminierung zu Stande kommt, bleibt in dieser Überlegung außen vor. Die Frauen erachten es als ihre individuelle Verantwortung, ihre eingeschränkten finanziellen Möglichkeiten durch Mehrleistungen im Haushalt wett zu machen. Das Abarbeiten des Fehlbetrags auf dem Mietkonto entspricht in ihren Augen einer gerechten Lösung.

Die Höhe des Mietzinstransfers ist in diesem Aussagemuster nicht ausschlaggebend. So wird die Hausarbeit im ersten Fall mit lediglich 100 Fran-

ken (effektiver Transferbetrag von Mann zu Frau) pro Monat abgegolten. Im zweiten Beispiel kann die Befragte auf Nachfrage hin nicht spezifizieren, wie viel ihre Mietreduktion beträgt. Stellt man die finanzielle Entschädigung für die Hausarbeit dem zeitlichen Aufwand für das oben genannte Putzen, Waschen und Bügeln, sowie das ebenfalls meist von den beiden befragten Frauen übernommene Einkaufen und Kochen gegenüber, so würde vermutlich ein Stundenlohn von wenigen Franken resultieren. Folglich ist die Höhe der Entschädigung für die Wahrnehmung der Arbeitsteilung als eine gerechte Lösung, in dieser Begründungslogik nicht relevant. Die Mietzinsreduktion hat eher symbolischen Charakter. Entscheidend ist, dass der Mehrarbeit der Frau grundsätzlich eine Abgeltung gegenübersteht.

Neben dieser pekuniären Begründung wird die ungleiche Verteilung der Arbeit im Paarhaushalt oft mit der Belastung des Partners durch seine Berufstätigkeit und allfällige ehrenamtliche Zusatzengagements legitimiert. Eine vollzeitlich erwerbstätige Primarlehrerin argumentiert beispielsweise: *»Für mich ist es o.k. so, weil ich arbeite im Prinzip weniger als er. Also ich kann mal sagen auch am Mittwochnachmittag, scheiße, es schießt mich an zu arbeiten, ich gehe heim und dann sauge ich halt mal. Und er kommt meistens erst um Sieben heim am Abend«* (16:068). Und zwei weitere Befragte formulieren in ähnlicher Art und Weise: *»weil er jetzt das mit dem Hof auch noch hat, kommt er manchmal erst abends um Acht heim. Und das habe ich verstanden, weil dann mag er vielleicht nicht mehr putzen und bügeln und machen und so«* (02:058), *»bei ihm ist es natürlich blöd von den Zeiten her. Weil dann arbeitet er (als Koch) einen Abend vielleicht mal bis um halb Zwölf, ist um Zwölf daheim und geht noch duschen, halb Eins. Um Eins ins Bett und am nächsten Tag muss er um Zehn anfangen. Dann finde ich auch richtig, dass er schlafen kann bis um Acht, oder. Ich finde dann nicht, er muss um Sechs aufstehen, nur dass er jetzt die Wohnung staubsaugen kann, oder. [...] Den Grossteil werde schon ich machen, weil ich einfach eine feste Zeit habe«* (17:150). In allen angeführten Beispielen ist es die anderweitige Arbeitsbelastung des Mannes, die seine Minderbeteiligung im Paarhaushalt entschuldigt. Im ersten Fall ergibt sich die Belastung durch lange Arbeitstage im Büro, im zweiten durch ein außerberufliches Zusatzengagement und im dritten durch unregelmäßige Arbeitszeiten. Gemeinsam ist ihnen, dass alle drei zitierten Frauen ihre eigene Berufstätigkeit für hausarbeitskompatibel halten, diejenige ihrer Partner jedoch nicht. Dies, obwohl auch sie selbst vollzeitlich erwerbstätig sind.

Anhand des erstzitierten Beispiels lässt sich zudem zeigen, dass der umgekehrte Fall, das heißt eine große berufliche Arbeitsbelastung der Partnerin,

nicht automatisch eine Umkehr der Arbeitsteilung im Paarhaushalt zur Folge hat. So konstatiert die oben zitierte Befragte später im Gespräch: *»Manchmal gibt es einfach so Zeiten, in denen ich auch viel zu tun habe, wo ich dann eben auch erst um Sechs oder Sieben heim komme. Und dann muss ich das (den Haushalt) dann auch noch machen. Manchmal stapelt es sich dann eben an. Oder als ich krank war, habe ich auch meine Mama dann eben gebeten, weil ich nichts mehr machen konnte. Aber sonst, wenn es irgendwie geht, dann versuche ich es schon selber zu machen, weil, ich kann es mir wirklich selber einteilen. Und sonst habe ich irgendein Problem beim Einteilen. Weil dann hat es sonst eine Ursache. Dann muss ich dann dort schauen, wie ich etwas verändern kann«* (16:239). Wie in diesem Interviewausschnitt sichtbar wird, übernimmt bei einer stärkeren Belastung der Frau nicht ihr Partner einen größeren Teil der Hausarbeit, sondern die Arbeit »stapelt sich«. Das heißt, sie bleibt erstmal liegen. Im Notfall springt gar die Mutter der Befragten als Haushaltshilfe ein. Die Argumentation, jemand müsse aufgrund einer beruflichen Mehrbelastung von der Hausarbeit entlastet werden, gilt folglich ausschließlich für Männer. Zwar konstatieren einige der befragten Frauen, wenn die Situation umgekehrt wäre, würden selbstverständlich ihre Partner den Hauptteil der Hausarbeit erledigen. Im konkreten oben beschriebenen Fall, tritt der Partner jedoch nicht in Erscheinung. Im Gegenteil, die Befragte lokalisiert die Schuld für allfällige Schwierigkeiten, Zeit für die Hausarbeit zu finden, bei sich selbst. Bleibt neben ihrer Berufstätigkeit nicht genügend Zeit für den Haushalt, so manifestiert sich darin ein ungenügendes persönliches Zeitmanagement.

Weitere Legitimationsstrategien fokussieren auf individuelle Erfahrungen und Präferenzen. Beispielsweise wird argumentiert: *»bei ihm daheim war es auch ein bisschen so, dass eben immer die Eltern gekocht haben und er eigentlich nie gekocht hat. Und ich denke, er macht es auch nicht gerne und er ist froh, wenn ich koche. Und ich koche sehr gerne, muss ich sagen«* (24:098). Die mangelnde Erfahrung des Partners und die eigene Freude an der Beschäftigung mit bestimmten Hausarbeiten erklärt hier und auch bei anderen Befragten, weshalb die Frauen einen vergleichsweise größeren Anteil an den anfallenden Arbeiten im Paarhaushalt leisten. Wiederholt führen die weiblichen Befragten im Sinne individueller Präferenzen auch als Argument an, sie seien diejenigen, die auf eine saubere und ordentliche Wohnung oder auf einen sorgsamen Umgang mit Kleidungsstücken Wert legen: *»ich bin eher so die, die gerne ein bisschen Ordnung hat«* (02:058). Die vergleichsweise höhere Präferenz für Ordnung und Sauberkeit legitimiert hierbei das größere Engagement im

Haushalt. In einem letzten Begründungsmuster wird die Hausarbeit als Liebesdienst verstanden. Eine Befragte formuliert mit Bezug auf ihre Mehrarbeit im Haushalt: »*Wie soll ich sagen, es stört mich gar nicht. Es ist mir bewusst, es stört mich nicht und irgendwo mache ich es auch gerne für ihn*« (07:226). Die Hausarbeit kriegt hier die Bedeutung eines Geschenks an den Partner, die der Befragten ermöglicht, ihm ihre Wertschätzung zu zeigen.

In den meisten Erzählungen treten mehrere der genannten Begründungsmuster in Kombination auf. So leistet eine Befragte beispielsweise den Großteil der Hausarbeiten, weil ihr Partner mehr Miete zahlt, weil er lange arbeitet, weil sie flexible Arbeitszeiten hat, weil sie die Ordnungsliebendere ist und weil es ihr nichts ausmacht, dies für ihn zu tun. Nur in einem einzigen Fall wird dabei Geschlecht explizit zur Begründung herangezogen: Eine Interviewpartnerin erklärt die vergleichsweise geringere Beteiligung ihres Partners am Beispiel des Fetts im Dampfabzug: »*solche Sachen, das sieht er nun mal nicht so. Typisch Mann irgendwie (lacht)*« (24:098). Alle anderen Aussagen referieren nicht explizit auf geschlechtsspezifische Zuständigkeiten oder Fähigkeiten. Dennoch resultieren die im Sample dargestellten Arbeitsteilungen in gemischtgeschlechtlichen Paarhaushalten allesamt in einer Mehrleistung der Frauen.

Die oben genannten Legitimationsstrategien dienen dann dazu, dieses Ungleichgewicht zu erklären. Auffällig ist hierbei, dass es vermehrt die Frauen sind, die ihren Mehranteil als begründungsbedürftig erachten und ausführliche Erklärungen dazu liefern. Bei den Männern sind entsprechende Rechtfertigungen im vorliegenden Sample selten. Die in ihren Erzählungen wiederholt auftretende Formulierung, sie würden im Haushalt selbstverständlich »helfen«, wird nicht weiter ausgeführt.

Abschließend beinhalten die Erzählungen zur Arbeitsteilung im Paarhaushalt oft eine Versicherung gegenüber der Interviewerin, das Arrangement sei im beidseitigen Einvernehmen ausgehandelt worden und entspreche ihren Wünschen. Die bereits zitierte Befragte, welche gemäß ihrem Paararrangement die gesamte Hausarbeit erledigt, resümiert beispielsweise: »*Ich habe irgendwie völlig kein Problem damit. [...] Ich habe völlig kein Problem. Für mich stimmt es so. [...] Wie gesagt, für mich ist es o.k. so, sonst hätte ich mich nicht darauf eingelassen. Und ich finde überhaupt nicht, dass ich ein Hausmütterchen bin*« (16:237). Eine zweite antwortet auf die Frage nach der Zuständigkeit für die Hausarbeiten in ähnlicher Weise: »*Ich denke schon mehr ich. Aber wie gesagt, ich finde das auch richtig*« (17:152). In den Formulierungen »für mich stimmt es«, »für mich ist es o.k.« und »ich finde das auch

richtig« kommt sehr deutlich zum Eindruck, dass die Arbeitsteilung im Paarhaushalt nach Ansicht der jungen Erwachsenen problemlos von einer gleichwertigen Beteiligung abweichen kann, solange sie als individuell passend und stimmig empfunden wird.

Da sie im gegenseitigen Einvernehmen mit dem Partner oder der Partnerin abgesprochen und in dem Sinne selbst gewählt ist, macht die Arbeitsteilung im Paarhaushalt für die Befragten nur schwer kritisierbar. Auf Rückfrage hin wird denn auch höchstens eingeräumt: *»wir hatten ab und zu schon auch ein bisschen Auseinandersetzungen wegen dem«* (24:098) oder: *»wir mussten das schon besprechen, aber das war jetzt nicht ein Konfliktpunkt«* (05:072). Es besteht ein breiter Konsens, dass die Verteilung der Hausarbeit kein Problem sei. Sie *»klappe eigentlich gut«* (05:072) und sei *»völlig easy«* (16:068).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass nicht erst die erwartete zukünftige Arbeitsteilung nach der Familiengründung, sondern bereits die Hausarbeit im kinderlosen Paarhaushalt ein geschlechtsspezifisches Muster aufweist. Bei jungen Erwachsenen in gemischtgeschlechtlichen Beziehungen konstatieren sowohl die Befragten, die bereits mit ihren Partnern oder Partnerinnen zusammen leben, als auch jene, welche die gemeinsame Haushaltsgründung erst antizipierten, dass ein vergleichsweise größerer Anteil der Hausarbeiten von den Frauen erledigt (werden) wird. In teilweise aufwändigen Aussagemustern werden diese Aufteilungen als individuell passend und gerecht dargestellt. Geschlechtsspezifische Normen beschränken sich folglich nicht auf die Zuständigkeit für Kinder, sondern prägen bereits die Aushandlungen der Arbeitsteilung im kinderlosen Paarhaushalt.



## Teil III



## 8. Lebensplanung im Spannungsfeld von Individualisierung und Normierung

In den vorangehenden fünf Kapiteln habe ich die Aussagemuster herausgearbeitet, welche sich in den Erzählungen junger Erwachsener über ihre Zukunftspläne zu einzelnen Themen zeigen. Im Folgenden konzentriere ich mich auf das, was Foucault als »Strategien« bezeichnet (siehe Kapitel 3.4). Das heißt, ich frage nach den Verbindungslinien und Verschränkungen zwischen den dokumentierten Aussagemustern. Ich zeige auf, wie sie sich zu einem Diskurs zusammenfügen und verdichten, welcher eine ganz bestimmte Art und Weise des Sprechens über Lebensplanung konstituiert. Ich lege dar, inwiefern dieser von inhärenten Spannungsfeldern geprägt ist.

### 8.1 Lebensplanung als freie Wahl und individualisierte Verantwortung trotz unabwägbarer Zukunft

Das Verständnis von Lebensplanung, welches in den Interviews mit den jungen Erwachsenen zum Vorschein kommt, beinhaltet die Erwartung, der persönliche Lebensweg könne und müsse geplant werden. Er bestehe aus einer Abfolge bewusster, freier Entscheidungen für deren Konsequenzen der oder die Einzelne die volle Verantwortung trage. Gleichzeitig zeichnen die Befragten jedoch das Bild einer sehr schnell wandelbaren und schwierig voraussehbaren Zukunft, in welcher man heute nicht wissen kann, was morgen sein wird.

#### Unvorhersehbare Zukunft

Inwiefern die Zukunft als schnell wandelbar und schwer voraussehbar gezeichnet wird, lässt sich an Aussagemustern aus verschiedenen Lebensberei-

chen illustrieren. In den Überlegungen der jungen Erwachsenen zu ihrer beruflichen Zukunft zeigt sich dies erstens im Postulat, der gewählte Beruf müsse möglichst flexibel und breit einsetzbar sein. Die jungen Erwachsenen gehen davon aus, ihre Ausbildung könnte anderenfalls auf dem Arbeitsmarkt bereits nach kurzer Zeit nicht mehr gefragt sein. Berufszweige und deren Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt sind ihrer Ansicht nach sehr schnellen Veränderungen unterworfen. Selbst wenn dem gewählten Beruf zum Zeitpunkt des Ausbildungsbeginns beste Karrierechancen prophezeit werden, heißt das noch lange nicht, dass dies bei Ausbildungsabschluss nach wie vor der Fall ist. Deshalb gilt es, einen Beruf zu wählen, der möglichst viele verwandte Einsatzgebiete bereithält, in welche man bei Bedarf umsatteln kann. Die Wahl eines zukunftssträchtigen Berufsweges ist in diesem Sinne folglich nur sehr beschränkt planbar (siehe Kapitel 4.3).

Zweitens wandelt sich nach Einschätzung der jungen Erwachsenen auch das in der Arbeitswelt benötigte Wissen rasant. Um am Ball zu bleiben, ist es unumgänglich und selbstverständlich, sich beständig weiterzubilden. Wer keine Ausbildungskurse absolviert, bleibt stehen und wird abgehängt. Das erworbene Wissen veraltet sehr schnell und verliert damit seinen Wert. Welche Zusatzqualifikationen in Zukunft gefragt sein werden, ist schwierig abzusehen (siehe Kapitel 4.4).

Als drittes Indiz für den schnellen Wandel der Erwerbswelt zeigt sich, dass die jungen Erwachsenen in ihren Erzählungen der beruflichen Zukunftsvorstellungen nur jeweils den unmittelbar nächsten Schritt ihrer beruflichen Zukunft einschließen. Was danach kommt, argumentieren sie, sei noch völlig offen. Die Beschränkung des Planungshorizontes auf den nächstbevorstehenden Schritt gründet in der Annahme, dass man zum heutigen Zeitpunkt gar noch nicht sagen kann, wie sich die Erwerbssituation in zwei, drei Jahren darstellen wird. Es gilt als schwer vorhersehbar, wie der Arbeitsmarkt, die eigene finanzielle und beziehungstechnische Situation sich zu diesem Zeitpunkt darstellen werden und welche Optionen sich daraus bieten. Aus diesem Grund macht es keinen Sinn, bereits heute konkrete Pläne zu schmieden, die über die unmittelbare Zukunft hinausgehen (siehe Kapitel 4.5).

Die Vorstellung einer unabwägbaren Zukunft findet sich auch in den Überlegungen der jungen Erwachsenen zu einer allfälligen Familiengründung und der zukünftigen Arbeitsteilung in der Familie. Wie in Kapitel 5 gezeigt werden konnte, verbinden die jungen Erwachsenen einen allfälligen Kinderwunsch mit der Einschränkung, es sei unsicher, ob sie dann auch

tatsächlich Kinder haben würden. Sie argumentieren zwar, Kinderhaben gehöre zum Leben (siehe Kapitel 5.1), aber um Kinder zu haben, müsse es passen. Das heißt, es muss eine ganze Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein. Unter anderem brauche es eine feste Partnerschaft und eine gesicherte finanzielle Situation. Beide Elternteile sollten die Ausbildung abgeschlossen, der Mann einen zukunftssträchtigen Job mit Ernährerlohn ergattert und die Frau eine Arbeitsstelle mit Wiedereinstiegs- oder Teilzeit-Optionen gefunden haben. Sind diese und weitere (teilweise vergeschlechtlichten) Voraussetzungen nicht gegeben, so habe man besser keine Kinder (siehe Kapitel 5.4 und 5.5). Die Befragten sind sich nicht sicher, ob es ihnen gelingen wird, diese Anforderungen des »Passens« zu erfüllen. Es ist nicht voraussehbar, wie lange heutige oder zukünftige Partnerschaften Bestand haben werden und ebenso wenig, ob es die finanzielle Situation dereinst erlauben werde, den Kinderwunsch zu realisieren. In dieser Hinsicht sind auch Kinder nur sehr beschränkt »planbar«.

Ein ähnliches Aussagemuster zeigt sich bei der Frage nach der zukünftigen Arbeitsteilung in der Familie. Die jungen Erwachsenen definieren sie als Verhandlungssache, die aus heutiger Perspektive noch nicht genauer spezifiziert werden könne. Wie man die Arbeitsteilung später gestalten werde, argumentieren sie, sei noch völlig offen. Denn sie hätten keine Ahnung, wie ihre Lebenssituation zu jenem Zeitpunkt aussehen werde. Dies hänge unter anderem davon ab, was ihr Partner oder ihre Partnerin dann für Vorstellungen und für Möglichkeiten habe und was die eigene berufliche Situation erlaube (siehe Kapitel 7.2).

Gesamthaft betrachtet zeichnen die jungen Frauen und Männer das Bild einer ausgesprochen unabwägbaren Zukunft. Es ist aus ihrer Sicht unmöglich, zum heutigen Zeitpunkt mit Sicherheit vor auszusehen, wie ihr Lebensweg über die unmittelbar geplanten nächsten Schritte hinaus verlaufen wird. Zu schnell wandeln sich die Lebensumstände, beständig öffnen sich neue Türen und fallen andere Optionen weg.

### Individuelle Verantwortung für die Lebensplanung

Obwohl diese Unabwägbarkeiten es unmöglich machen, vorherzusehen, welche langfristigen Konsequenzen eine lebensplanerische Entscheidung einmal haben wird, erachten es die Befragten als Aufgabe jedes und jeder Einzelnen, die persönliche Zukunft zu planen. Sie sehen sich als autonome

Gestalter und Gestalterinnen ihrer Lebensentwürfe und schreiben sowohl Erfolge als auch Misserfolge sich selbst zu. Den eigenen Lebensweg verstehen sie als Abfolge von bewussten, freien Entscheidungen im Sinne einer Wahl zwischen unterschiedlichen Optionen. In den Interviews kommt dies in verschiedenen Thematiken zum Ausdruck:

Ganz grundsätzlich zeigt sich die Erwartung, dass die eigene Zukunft geplant werden muss. Die jungen Erwachsenen erachten es als weitgehend selbstverständlich, Zukunftsvorstellungen zu haben und diese der Interviewerin zu erzählen. Die Zuständigkeit für diese Planung liegt beim Individuum. Dabei gilt es, beständig mit Blick auf die Zukunft die sich bietenden Optionen zu evaluieren und sich für den bestmöglichen Weg zu entscheiden. Besonders deutlich lässt sich dies am Beispiel der Berufsfindung illustrieren. Die jungen Erwachsenen verstehen die Entscheidung, einen bestimmten Ausbildungsweg einzuschlagen, als bewussten Auswahlprozess – als freie Wahl unter vielen möglichen Optionen. Im Idealfall findet diese Wahl ohne Einschränkungen oder Einmischungen von außen, beispielsweise durch die Eltern statt. Typischerweise beschreiben sie dabei einen Entscheidungsmoment, in welchem sie »wussten« welcher Beruf für sie der Richtige sei. Es gilt als Aufgabe des Individuums, den eigenen Ausbildungs- und Berufsweg zu planen – mögliche Berufe zu evaluieren und sich dann für einen zu entscheiden (siehe Kapitel 4.1).

Als Konsequenz dieser wahrgenommenen Wahlfreiheit schreiben sie auch alle weiteren Folgen, die der gewählte Beruf nach sich zieht, sich selbst zu. Eine Interviewpartnerin, die einen Beruf ergriffen hat, der bis heute mehrheitlich von Männern ausgeübt wird, sieht es beispielsweise als ihr persönliches Problem, damit umgehen zu lernen, dass ihr bei verschiedenen Gelegenheiten die berufliche Kompetenz abgesprochen wird. Sie habe sich ja aus freiem Willen für einen Männerberuf entschieden und abschätzen können, was auf sie zukomme. Ein zweiter Befragter sieht sein abgebrochenes Studium als Konsequenz seiner Fehlentscheidung bei der Wahl seines Studienfachs. Eine andere Interviewpartnerin, die über keinen formellen Berufsbildungsabschluss verfügt, schreibt ihre Probleme bei der Suche nach einer geeigneten Arbeitsstelle früheren Unterlassungen zu: Sie hätte nach Abschluss der obligatorischen Schule eben intensiver nach einer Lehrstelle suchen sollen. Auch Studierende, die nach dem Abschluss Schwierigkeiten erwarten, eine Arbeitsstelle zu finden, schreiben dies ihrer falschen Studienwahl zu. Es war ihre eigene Entscheidung, interessengeleitet zu studieren, anstatt

ein Studienfach zu wählen, welches gute Erwerbsaussichten verspricht (siehe Kapitel 4.1).

Analog zur Ausbildung steht auch die berufliche Weiterbildung in der Verantwortung des oder der Einzelnen. Die jungen Erwachsenen fühlen sich selbst dafür verantwortlich, das eigene Wissen auf dem aktuellsten Stand zu halten. Wer den eigenen Wissenserhalt und den Wissensaufbau nicht plant, ist selber schuld, wenn er oder sie auf dem Arbeitsmarkt den Anschluss verliert. Es gilt, das eigene Weiterbildungsportfolio zu planen und dabei die »richtigen« Kurse zu wählen, die einem künftig von Nutzen sein werden (siehe Kapitel 4.4).

Die Logik der individualisierten Verantwortung für die Zukunftsplanung findet sich sowohl in den Aussagen von Männern als auch von Frauen und beschränkt sich nicht auf den Ausbildungs- und Berufsweg. Sie zeigt sich analog bei der Familiengründung. Gemäß dieser Logik sind die jungen Erwachsenen heutzutage frei zu entscheiden, ob sie gerne Kinder haben möchten oder nicht. Mit der bewussten Realisierung ihres Kinderwunsches bünden sich die werdenden Eltern jedoch sämtliche Konsequenzen dieser biographischen Entscheidung auf. Die Befragten äußern beispielsweise wenig Verständnis für Eltern, die Mühe bekunden, Beruf und Familie zu vereinbaren. Wer sich nicht Zeit für die Kinder nehmen wolle, argumentieren sie, hätte ja keine haben müssen (siehe Kapitel 5.4). So gelten Vereinbarkeitsprobleme als individuelles Unvermögen, die richtigen Prioritäten im Leben zu setzen. Schließlich hätten die Eltern gewusst, was mit Kindern auf sie zukommen würde (siehe Kapitel 7.9).

Unabhängig vom Lebensbereich konzeptualisieren die jungen Erwachsenen Lebensläufe folglich als Abfolge von individuellen, bewussten, freien Entscheidungen. Mit diesem Verständnis von Lebensplanung geht einher, dass auch die Verantwortung für die Konsequenzen dieser Entscheidungen dem Individuum obliegt. Wenn niemand einen zwingt, einen bestimmten Lebensweg zu verfolgen, ist es unmöglich, irgendjemanden außer sich selbst verantwortlich zu machen für das, was man sich eingehandelt hat. Schließlich ist es selbst gewählt. Diese Logik erstreckt sich auf den Ausbildungsweg, die Berufslaufbahn, die Partnerwahl, die Familiengründung, und anderes mehr. Sie heißt, »du hast gewählt – du trägst die Konsequenzen.«

## Spannungsfeld Eigenverantwortung trotz Unabwägbarkeit

Das dokumentierte Verständnis von selbstverantwortlicher Lebensplanung setzt implizit voraus, dass die späteren Konsequenzen heutiger Entscheidungen bekannt sind. Dies widerspricht oben genannter Vorstellung von schnellen, unvorhersehbaren Veränderungen der Rahmenbedingungen. Auf der einen Seite besteht also der Anspruch, das Leben zu planen und sich selbst für sämtliche Konsequenzen eines gewählten Lebensweges verantwortlich zu zeichnen. Andererseits erachten die jungen Erwachsenen die Zukunft als so schnell wandelbar, dass zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch gar nicht absehbar ist, welche Konsequenzen heutige Entscheidungen morgen haben werden. Die Lebensentwürfe der Befragten sind geprägt von diesem Spannungsfeld zwischen Anspruch und Grenzen der Planbarkeit.

Anthony Giddens und Ulrich Beck thematisieren dieses Spannungsfeld als Zwang, das eigene Leben trotz unsicherer Zukunft eigenständig zu planen und die Verantwortung dafür zu übernehmen. Grundvoraussetzung dafür ist die »Enttraditionalisierung« – das heißt die Auflösung überlieferter Handlungsweisen und Routinen (siehe Kapitel 2.2). Erst dadurch dass festgeschriebene vergeschlechtlichte Lebenswege ihre Selbstverständlichkeit und Verbindlichkeit verlieren, entstehen die beschriebenen Unsicherheiten und die Notwendigkeit einer eigenständigen Lebensplanung. Beck und Giddens zeigen in ihren Arbeiten auf, wie Individuen als Konsequenz der Enttraditionalisierung zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit einer komplexen Vielfalt an Wahlmöglichkeiten konfrontiert und permanent aufgefordert werden, sich zwischen sich bietenden Optionen zu entscheiden. Mit jeder Entscheidung gehe das Risiko einher, eine Wahl getroffen zu haben, die sich später als ungünstig herausstelle (siehe Beck 1986, Beck und Beck-Gernsheim 2001, Giddens 1991, 1999 und Kapitel 2.2). Insbesondere Beck zeigt auf, inwiefern die Individuen als Konsequenz der vermeintlichen Freiheit der Wahl eine Eigenschuld für ihre Entscheidungen übernehmen, auch wenn deren unerwünschte Folgen nicht vorausgesehen werden konnten. Es gilt das Credo: »your own life – your own failure« (Beck und Beck-Gernsheim 2001: 24). Die Überlegungen von Beck und Giddens bestätigen sich im in den Erzählungen der jungen Erwachsenen dargelegten Spannungsfeld zwischen Anspruch und Grenzen der Planbarkeit. Obwohl deren Folgen in vielen Fällen nicht absehbar sind, schreiben die jungen Erwachsenen die Verantwortung für biographische Entscheidungen sich selbst zu (siehe hierzu auch Schwiter 2007b).



Beck argumentiert, die Individualisierung solcher Risiken rufe bei den Menschen ein Gefühl des selbstverschuldeten Unvermögens und der Überforderung hervor. Diese Schlussfolgerung bestätigt sich in der vorliegenden Untersuchung nicht. In den Erzählungen der jungen Erwachsenen finden sich weder Hinweise auf die von Beck vermutete Überforderung noch der Wunsch nach einer Rückkehr zu vorgegebenen Lebenswegen. Sie sind frei von Nostalgie gegenüber expliziter normierten und in stärkerem Masse vorsehbaren Biographien, sondern erleben die Multioptionsgesellschaft als weitgehend unhinterfragte Normalität. Die Vielfalt der Wahlmöglichkeiten und die damit zusammenhängenden Risiken nehmen sie nicht als Bedrohung, sondern als Herausforderung an, in jeder Situation die für sich optimale Lösung zu finden. Diese Feststellung deckt sich mit einigen bereits vorhandenen Studien (siehe Kapitel 2.3). Die jüngste Shell Jugendstudie beispielsweise charakterisiert die Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland als eine »pragmatische Generation« (Shell Deutschland Holding 2006: 1). Trotz hohen Anforderungen an eine selbständige Lebensplanung zeigten sie eine hohe Bereitschaft, diese anzunehmen und das Beste daraus zu machen. Analog beschreibt Walter Herzog et al. (2006: 196) die jungen Erwachsenen in der Schweiz als »erstaunlich gelassen«. Sehr ähnlich zeigt sich dies auch in der vorliegenden Studie. Obwohl die Befragten im Moment der Entscheidung nur sehr bedingt abschätzen können, ob die Wahl beispielsweise einer Ausbildung oder eines Berufs langfristig für Folgen haben wird, übernehmen sie die Verantwortung für ihre Lebensplanung mit großer Selbstverständlichkeit.<sup>1</sup>

Die Strategie, welche die jungen Erwachsenen im Umgang mit dem Spannungsfeld zwischen Verantwortung für die Lebensplanung und Unwägbarkeit der Zukunft verfolgen, heißt flexibel zu bleiben, sich möglichst viele Optionen offen zu halten und sich allfällig neu eröffnende Chancen beständig von neuem zu evaluieren. Beispielsweise zeigt sich dies in Wahl von Ausbildungswegen und Berufen. Ein Beruf muss nicht nur zur Person passen, sondern vor allem flexibel einsetzbar sein und möglichst viele verschiedenen Türen auf dem Arbeitsmarkt der Zukunft eröffnen (siehe Kapitel 4.3). Be-

---

<sup>1</sup> Möglicherweise ist das Fehlen von Aussagen der Überforderung und des Unvermögens, welche Beck erwarten würde, spezifisch für das Alter der Befragten. So entspricht es einem zentralen Topos vieler Jugendkulturen, Stärke zu zeigen und sich »cool« zu geben, sodass Gefühle der Überforderung nur schwer äußerbar sind. Es wäre spannend zu überprüfen, ob sich in Interviews mit 30- oder 40jährigen Aussagen der Überforderung mit dem Anspruch an eine individuell verantwortete Lebensplanung finden würden. Ich bedanke mich bei Andrea Maihofer, die mich auf diese Überlegung aufmerksam machte.

ruffliche Zukunftspläne beschränken sich auf den unmittelbar nächsten Schritt. Dann gilt es, die zu jenem Zeitpunkt bestehenden Optionen neu zu evaluieren (siehe Kapitel 4.5). Daneben manifestiert sich die Flexibilitätsstrategie unter anderem auch bei der antizipierten Arbeitsteilung in einer etwaig zukünftigen Familie. Diese muss möglichst offen und pragmatisch an die dannzumaligen Rahmenbedingungen und Möglichkeiten angepasst werden (siehe Kapitel 7.2). Lebensplanung definiert sich somit als permanente Aufgabe der Evaluation und Re-Evaluation von sich bietenden Optionen in einer sich schnell wandelnden Welt.

## 8.2 Lebensplanung zwischen eigenem Weg und Paarnormativität

Wie im vorangehenden Kapitel ausgeführt, verlangt das gegenwärtige Verständnis von Lebensplanung vom Individuum, den eigenen Lebensweg zu gestalten und die Verantwortung dafür zu übernehmen. Dabei beinhaltet es die Vorstellung eines Individuums, welches autonom – sprich unabhängig von anderen Personen – seinen eigenen Weg durchs Leben verfolgt. Das im Folgenden dokumentierte Bild von Autonomie steht in einem Spannungsfeld zur gleichzeitig präsenten Paarnormativität, das heißt dem Ideal einer Zukunft zu Zweit.

### Eigener Lebensweg

Die jungen Erwachsenen verstehen sich selbst als freie und unabhängige Individuen, die je nach persönlichen Fähigkeiten, Interessen und Präferenzen den für sie passenden Lebensweg verfolgen. Als maßgeblich für ihre biographischen Entscheidungen erachten sie primär ihre individuellen Bedürfnisse. Eine allfällige Abhängigkeit oder gar Determiniertheit der eigenen Zukunftsplanung von anderen Personen ist in dieser Konzeptualisierung selbstverantwortlicher Lebensplanung nicht vorgesehen.

Die Norm der Unabhängigkeit der eigenen Lebensplanung von anderen Personen zeigt sich beispielsweise in der Wahl des Berufs, bei welcher eine übermäßige Einmischung der Eltern nicht akzeptiert wird (siehe Kapitel 4.1 und 4.2). Ebenfalls kommt sie bei der Kinderfrage sehr deutlich zum Aus-

druck. Jeder und jede müsse für sich selbst entscheiden, ob er oder sie Kinder haben will, argumentieren die jungen Erwachsenen (siehe Kapitel 5.1). So weist zum Beispiel eine Befragte die Einmischung ihrer Großmutter in ihre Kinderplanung dezidiert zurück (siehe Kapitel 5.2). Ein anderer kontert den Kinderwunsch seiner Freundin mit dem Argument, er sei einfach noch nicht bereit, Kinder zu haben (siehe Kapitel 5.3). Dass ihre Eltern, andere Verwandte oder nahe Bezugspersonen ihre Zukunftspläne bestimmen, wäre für die Befragten inakzeptabel. So bezeichnen sie die Sorge ihrer Mütter um ihr Wohlergehen als »glückenhaftes Überbemuttern«. Sie betonen ihre Autonomie, indem sie diese als unerwünschte Einmischung in ihr Leben zurückweisen (siehe Kapitel 6.4). Als Jugendliche habe sie sich sehr stark an ihrer Mutter orientiert, erzählt beispielsweise eine Befragte, inzwischen wisse sie jedoch, was für sie persönlich stimme (siehe Kapitel 6.6). Jede Person, so die Norm, soll ihren eigenen, selbst gewählten Weg gehen. Die Befragten betonen dabei die Freiheit jedes und jeder Einzelnen, selbst über das eigene Leben bestimmen zu können.

Wie Beck und Beck-Gernsheim darlegen, ist diese Idee von Ungebundenheit ebenfalls als Resultat der Enttraditionalisierung zu verstehen (siehe Kapitel 2.2 und 9.1). Diese schließt nicht nur die Loslösung von vorgegebenen, standardisierten Lebenswegen ein, sondern auch die Loslösung aus Abhängigkeiten von anderen Personen. Ein »Ich-Fieber« habe die Massen erreicht, welches propagiere »für sich zu leben, dem Traum zu folgen von Unabhängigkeit«, schreiben Beck und Beck-Gernsheim (1990: 11f). In einem historischen Rückblick zeigen sie auf, inwiefern frühere Lebenszusammenhänge diese Art von Unabhängigkeit nicht vorsahen. Die verbreitete Haushaltsform des »Ganzen Hauses« diente im Sinne einer Wirtschaftsgemeinschaft in erster Linie der täglichen Existenzsicherung und bot einzelnen Mitgliedern wenig Spielraum für eigene Zukunftspläne. Im Laufe der Individualisierung wurde die Unabhängigkeit in der Lebensplanung in einem ersten Schritt den Männern zugestanden. Erst mit der fortschreitenden Enttraditionalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schloss das Recht auf eine eigenständige Lebensplanung zunehmend auch die Frauen mit ein. Beck und Beck-Gernsheim (1990: 65ff) stark vereinfachter geschichtlicher Abriss widerspiegelt sich in den zahlreichen Studien aus der Geschlechterforschung, welche explizit die Lebensentwürfe von Frauen zum Thema machen (siehe Kapitel 2.3). Als das eigentlich Neue der fortschreitenden Individualisierung und Enttraditionalisierung identifizieren Beck und Beck-Gernsheim folglich, dass zu Beginn des 21. Jahrhunderts auch von

Frauen nicht länger eine automatische Unterordnung und Anpassung, sondern eine eigenständige Lebensplanung erwartet wird. Die Analyse der Interviews zeigt, dass die erzählten Lebensentwürfe der jungen Erwachsenen tatsächlich unabhängig von ihrem Geschlecht und mit großer Selbstverständlichkeit von einem Anspruch auf Unabhängigkeit und Eigenständigkeit geprägt sind.

### Paarnormativität

Gleichzeitig und in einem gewissen Widerspruch zum Ideal der Autonomie, findet sich in den Lebensentwürfen der Befragten die Vorstellung einer Partnerschaft, das heißt einer auf längere Dauer angelegten Liebesbeziehung zwischen zwei Erwachsenen. Dieses Grundmodell eines Lebenskonzepts wird von den Interviewten nicht in Frage gestellt. Sowohl die Befragten, welche zum Zeitpunkt des Interviews in einer solchen Paarbeziehung leben, als auch die Singles antizipieren eine Zukunft zu zweit. Dies zeigt sich beispielsweise in den Erzählungen mehrerer Singles, welche die Angst äußern, keinen Partner oder keine Partnerin fürs Leben zu finden (siehe Kapitel 5.3). Ebenfalls findet sich die Norm eines Lebens zu zweit sowohl bei heterosexuellen als auch bei homosexuellen Befragten. Zwar werden Aspekte von Heteronormativität sichtbar, indem Letztere ihre (allfällig zukünftigen) gleichgeschlechtlichen Partnerschaften als außergewöhnliche darstellen (siehe u.a. Kapitel 5.2). Das Ideal einer Paarbeziehung an sich tritt jedoch unabhängig von der sexuellen Orientierung auf. Es besteht eine weitgehend unhinterfragte »Paarnormativität«. Sie besagt, dass ein Lebensentwurf in der einen oder anderen Form einen Partner oder eine Partnerin beinhaltet.

Die Paarnormativität steht insofern in einem Spannungsfeld zur Unabhängigkeit, als dass ein Lebensentwurf nicht nur den eigenen Lebenskontext und die eigenen Zukunftspläne berücksichtigen, sondern zusätzlich die Partnerin oder den Partner mit wiederum eigenen Plänen integrieren muss. Ob es passt, Kinder zu haben, welchen Anteil an Kinderbetreuung und Hausarbeit sie übernehmen werden und wo und in welchem Umfang sie künftig erwerbstätig sein werden, hängt unter anderem von den Vorstellungen und der Lebenssituation des (zukünftigen) Partners oder der Partnerin ab (siehe Kapitel 5.3 und 8.2). Die Lebensplanung ist damit zwingend von einem oder einer Anderen abhängig oder zumindest abstimmsbedürftig. Dabei lässt sich in den Erzählungen der jungen Erwachsenen keine geschlechtsspe-

zifische Norm (mehr) finden, welche definierte, wer seine Zukunftspläne wem in welcher Art und Weise anzupassen oder unterzuordnen hat. Es finden sich keine Hinweise auf eine vergleichsweise andere oder stärkere Betonung der Abhängigkeit des eigenen Lebensentwurfs in den Erzählungen der befragten Frauen im Vergleich zu den befragten Männern. Die Verknüpfung der eigenen Zukunftspläne mit jenen der (zukünftigen) Partnerin oder dem (zukünftigen) Partner lässt sich bei beiden Geschlechtern gleichermaßen dokumentieren. Es gilt die Lebensentwürfe von zwei gleichrangigen Individuen mit je eigenen Plänen und Wünschen zu koordinieren.

Die Erzählungen der jungen Erwachsenen bestätigen folglich die unter anderem von Helga Krüger entwickelte Theorie der Verflechtung von Lebensläufen. Krüger argumentiert, dass den Verbindungen und Abhängigkeiten zwischen den Lebensläufen von mehreren Personen, insbesondere eines Paares, in der Lebenslaufforschung bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Sie konzeptualisiert Lebensläufe als so genannte »linked lives« und analysiert, auf welche Art und Weise Verknüpfungen und Abhängigkeiten die Lebensläufe in Paaren und Familien prägen (siehe Krüger 2001 und Kapitel 2.1). Wie sich in der vorliegenden Studie zeigt, bilden die Lebensumstände und Zukunftspläne der Partnerin oder des Partners tatsächlich einen Schlüsselfaktor in den Überlegungen junger Erwachsener.

### Spannungsfeld zwischen Autonomiestreben und Paarnormativität

Beck und Beck-Gernsheim sehen in der Gleichzeitigkeit des Freiheitsanspruchs für beide Geschlechter und dem fortbestehenden Wunsch nach einer langfristigen Paarbeziehung ein großes Konfliktpotenzial. Sie sprechen von einem »historisch aufbrechenden Gegeneinander von Liebe, Freiheit und Familie« und prognostizieren »endlose Widersprüche, Kämpfe, Komplikationen« (1990: 7 und 103). Wenn zwei Menschen aufeinandertreffen, die beide je eigene Zukunftsvorstellungen mitbringen, so würden diese mit großer Wahrscheinlichkeit in wichtigen Punkten nicht übereinstimmen. Folglich stellen sie die Frage: »Kann man zwei selbstentworfenen Biographien überhaupt noch miteinander verbinden?« (1990: 91)

Auch in diesem Punkt zeichnen die Erzählungen der jungen Erwachsenen ein weit weniger düsteres Bild. Mit großer Selbstverständlichkeit gehen sie davon aus, dass alles mit dem Partner oder der Partnerin ausgehandelt werden muss und auch ausgehandelt werden kann – die Kinderfrage ebenso

wie die Arbeitsteilung im Paar- und später allenfalls im Familienhaushalt. Alles basiere auf einem Geben und Nehmen, so dass es zum Schluss für beide beteiligten »stimme« (siehe Kapitel 7.2). Dabei antizipieren sie im Gegensatz zu Beck und Beck-Gernsheim keine Probleme, einen gemeinsamen Nenner zu finden. Im Gegenteil, Vereinbarkeitsprobleme definieren sie als individuelles Unvermögen, Kompromisse zu schließen und die eigenen Prioritäten richtig zu setzen. So konstatiert eine Befragte beispielsweise, im Falle von Vereinbarkeitsschwierigkeiten liege der Fehler in erster Linie bei einem selbst (siehe Kapitel 7.9).<sup>2</sup> Das Zusammenbringen der eigenen Zukunftspläne mit denjenigen des Partners oder der Partnerin wird damit vollständig dem Individuum überantwortet und ist bestimmt durch eine Verhandlungslogik. Das Spannungsfeld zwischen den zentripetalen Kräften des Autonomieanspruchs und der gleichzeitigen Norm einer stabilen, langfristigen Partnerschaft, gilt damit ebenso wie die Lebensplanung als Ganzes nicht als gesellschaftliche, sondern als individuell zu lösende Problematik.

---

<sup>2</sup> Auch hier muss die Zuversicht gegenüber ihrer Fähigkeit, stets Verhandlungslösungen zu finden, die für beide Betroffenen passen, in Zusammenhang mit dem Alter der Befragten gelesen werden. Als (noch) kinderlose Erwachsene weist ihre Lebensplanung vermutlich noch weniger Abstimmungsbedarf auf, als beispielsweise bei einem Paar mit kleinen Kindern.

## 9. Geschlecht zwischen Kontinuität und Wandel

### 9.1 Geschlecht als Nebeneinander von Individualitätsanspruch und geschlechtsspezifischer Normierung

Wie ich im Folgenden darlegen werde, ist das Verständnis von Geschlecht, welches in den Interviews mit den jungen Erwachsenen und im beschriebenen Diskurs selbstverantwortlicher Lebensplanung zum Vorschein kommt, geprägt durch ein gleichzeitiges Nebeneinander der Vorstellung einer nicht-geschlechtsgebundenen, individuellen und einzigartigen Persönlichkeit jedes Menschen und dem unhinterfragten Fortbestehen vergeschlechtlichter Normen.

#### Geschlechtsunabhängiger Anspruch auf Individualität

Wie im vorangehenden Kapitel ausgeführt, stellt das gegenwärtige Verständnis von Lebensplanung die Anforderung ans Individuum, das eigene Leben selbständig und eigenverantwortlich zu planen. Es gilt aus den sich bietenden biographischen Optionen die Beste zu wählen. Je nach Fähigkeiten, Interessen, Präferenzen der wählenden Person, kann diese »beste Option« sehr unterschiedlich aussehen. *Der ideale Lebensweg, so die Logik, ist individuell.* Er muss zur Person passen. In den Erzählungen der jungen Erwachsenen kommt diese Vorstellung von Individualität prominent zum Ausdruck. Biographische Entscheidungen und auch Zukunftsvorstellungen werden stets auf individuelle Fähigkeiten, Interessen und Präferenzen zurückgeführt. Ein Beruf beispielsweise »passt« oder »passt nicht«, weil man eine bestimmte Art von Person ist. So konstatiert ein Befragter, er sei ein Mensch, der an der frischen Luft arbeiten müsse. Eine andere stellt fest, sie brauche bei der Arbeit den Kontakt zu anderen Menschen. Und ein Dritter sagt, er fühle sich in einem wirtschaftlichen Umfeld wohl (siehe Kapitel 4.2). Dieselbe Argu-

mentation findet sich auch in zahlreichen anderen Lebensbereichen. Zum Thema Kinderwunsch erwidert eine Befragte, sie sei nicht der Typ für Kinder, ein anderer sieht sich als Familienmensch (siehe Kapitel 5.1). Auch die antizipierte Arbeitsteilung in der Familie wird auf persönliche Präferenzen zurückgeführt. So erzählt eine Befragte, sie sei ein Mensch mit viel zu viel Energie, um daheim beim Kind zu sitzen. Andere charakterisieren sich als Glücke, Karrieretyp oder Multitasking-Talent (siehe Kapitel 6).

Gemeinsam ist diesen Selbstbeschreibungen, dass die geäußerten Präferenzen und Aversionen in Bezug auf biographische Entscheidungen und Zukunftspläne stets *geschlechtsunabhängig* konzeptualisiert und auf individuelle Persönlichkeitsmerkmale zurückgeführt werden. Dieser Persönlichkeitskern gilt als vergleichsweise stabil. So erzählen Befragte beispielsweise, dass sie schon immer gerne kreativ tätig gewesen seien oder dass sie schon immer Menschen um sich brauchten. Teilweise schreiben sie darüber hinaus bestimmten Erlebnissen oder Umständen aus ihrer Kindheit prägende Funktionen zu. Zum Beispiel führt ein Interviewpartner sein Bedürfnis nach Alleinsein auf lange Spitalaufenthalte in der Kindheit zurück. Eine andere Befragte sieht ihr Argumentationstalent als Resultat der stets lauten Diskussionen am Familientisch in ihrem Elternhaus. Solche und andere vergangene Erlebnisse haben gemäß den jungen Erwachsenen mitgeformt, welche Charaktereigenschaften sie heute besitzen. Unabhängig davon, welchen Anteil der eigenen Persönlichkeitsmerkmale sie als gegeben oder im Laufe des Aufwachsens geprägt erachten, verstehen die Befragten diese bei Erwachsenen als weitgehend unveränderbar oder zumindest sehr stabil.

Die jungen Erwachsenen sehen sich folglich nicht als Teile einer Gruppe, die sich durch bestimmte Gemeinsamkeiten auszeichnet, beispielsweise eines Geschlechts, eines Bildungsmilieus, einer Generation oder einer Kultur, sondern als einzigartiges Individuum mit einem ganz spezifischen Set von Ausprägungen. Was ihnen »liegt«, »entspricht«, »gefällt« und für sie »stimmt« oder »passt« ist individuell und muss nicht für andere gelten. Es ist nicht typisch für sie als Frauen oder Männer, als Mitte Zwanziger, als Studierende oder SchweizerInnen, sondern für sie als Einzelperson. So gibt ein Befragter seiner Berufskarriere erste Priorität, nicht weil er ein Mann sei, sondern weil ihm persönlich beruflicher Erfolg wichtig sei. Und eine Befragte will keine Karriere machen, nicht weil sie eine Frau sei, sondern weil sie eben nicht der Typ dafür sei. Gleichermäßen führen Befragte ihre Präferenz für einen handwerklichen Beruf nicht auf ihr Herkunftsmilieu zurück, sondern auf ihre persönliche Präferenz für eine Arbeit, dessen Produkt man anfassen kann.



Geschlechts- und auch milieuspezifische Normen werden kaum je als Begründung angeführt. Biografische Entscheidungen führen die Befragten nicht auf selbstverständliche gesellschaftliche Konventionen zurück, sondern verstehen sie als »freie Wahl«, welche nicht durch zugeschriebene Merkmale wie beispielsweise das Geschlecht prädeterniniert oder auch nur beeinflusst werden.

### Fortbestehen vergeschlechtlichter Normen

Die Auswertung der Interviews bringt zum Vorschein, dass Geschlecht von den Befragten nur sehr selten explizit thematisiert wird. Es bleibt in den Erzählungen unerwähnt, solange geschlechtsspezifische Normen in den biographischen Entscheidungen und Lebensentwürfen eingehalten werden. Geschlechternormen werden jedoch dort zum Thema, wo sie durchbrochen werden und die betroffene Person entsprechende Reaktionen oder Sanktionen spürt. In diesen seltenen Momenten werden vergeschlechtlichte Normierungen im Interview explizit gemacht. Unter anderem zeigt sich dies am Beispiel einer Befragten, die als Betriebspraktikerin einen primär von Männern ausgeübten Beruf ergreift. Sie thematisiert die beständige Notwendigkeit, beweisen zu müssen, dass sie die Arbeit als Frau ebenso gut erledigen könne wie ihre männlichen Kollegen. Analog taucht Geschlecht bei zwei befragten Männern auf, die sich mit Psychologie und sozialer Arbeit in frauenlastigen Berufsfeldern bewegen. In ihren Erzählungen geht es weniger darum, sich im Beruf als ebenbürtig zu beweisen, sondern sich von ihren Berufskolleginnen abzugrenzen. So betont einer der beiden, dass er seine Arbeit nicht wie die meisten anderen als eine Berufung verstehe, sondern als »ein Business« (siehe Kapitel 4.1). Eine andere Befragte erzählt von Auseinandersetzungen mit ihren Klassenkameradinnen, weil sie die Vorstellung, einmal Hausfrau zu sein und den Beruf auf ein Teilzeitpensum zu reduzieren, dezidiert ablehnt (siehe Kapitel 7.8). Das Gemeinsame dieser Aussagemuster ist, dass die Befragten durch ihre Durchbrechung vergeschlechtlichter Normen auf ihr Frau- oder Mann-Sein zurückgeworfen werden. Die Reaktionen ihres Umfeldes erfordern es, die fürs eigene Geschlecht unübliche Wahl zu rechtfertigen. Es gilt zu erklären, weshalb sie als Frauen oder sie als Männer eine von ihren GeschlechtsgenossInnen abweichende Wahl getroffen haben. Die Befragten sehen sich auch im Interview genötigt zu erläutern, wie ihre Transgression der Norm zu Stande kam. Ihre Kategorisierung als Zugehörige eines

Geschlechts wird dadurch in den Erzählungen zum Thema. Die Abweichungen von Geschlechternormen werden von den Befragten dann jeweils gemäß dem Individualitätspostulat mit persönlichen Fähigkeiten und Präferenzen legitimiert.

Dasselbe Muster findet sich bei anderen gesellschaftlichen Unterscheidungsmerkmalen wie beispielsweise Sexualität oder Milieu. So tritt das Herkunftsmilieu genau bei jenen Befragten in den Erzählungen auf, die in ihrer Berufswahl Milieugrenzen überschreiten. Ein Befragter aus einer Akademikerfamilie erzählt, wie seine Eltern ihn ihre Ablehnung des Berufswunsches Polizist spüren ließen. Und ein anderer thematisiert seine Schwierigkeiten, den nicht akademisch gebildeten Eltern klar zu machen, weshalb er statt zu arbeiten und Geld zu verdienen noch einmal fünf Jahre zur Schule gehen wolle (siehe Kapitel 4.1). Sexualität wird dort zum Thema, wo homosexuelle Befragte übers Kinderhaben sprechen. Sie erzählen von einem verbreiteten Unverständnis gegenüber ihren allfälligen Familienplänen (siehe Kapitel 5.2). Dabei verschränken sich in diesen Durchbrechungen gesellschaftlicher Normen meist mehrere Unterscheidungsmerkmale. Besonders augenscheinlich zeigt sich dies bei einem Befragten, der den Wunsch äußert ein Kind aufzuziehen, obwohl er homosexuell sei und obwohl er ein Mann sei und obwohl er Single sei, wobei er gleich gegen mehrere Normen verstößt (siehe Kapitel 5.3 und 7.8).

Diese vereinzelt expliziten Thematisierungen von Geschlecht bei Normbrüchen geben einen ersten Hinweis darauf, dass *geschlechtsspezifische Normierungen trotz Einzigartigkeitspostulat fortbestehen*. Dies bestätigt sich in den vielfältigen Arten und Weisen, in denen die jungen Erwachsenen parallel zum Individualitätsanspruch auf vergeschlechtlichte Rollenbilder zurückgreifen ohne diese explizit als solche zu thematisieren. Im Bereich der beruflichen Zukunftsvorstellungen zeigt sich dies beispielsweise in der Abwägung, ob eine Weiterbildung lohnenswert sei. Für das Gros der befragten Männer stellt sich diese Frage kaum. Sie antizipieren in ihren Zukunftsplänen eine Ernährerfunktion und gehen entsprechend davon aus, dass sie während der nächsten vier Jahrzehnte ohne größere Unterbrechungen vollzeitlich erwerbstätig sein werden. Vor diesem langfristigen Horizont erscheinen auch kosten- und zeitaufwändigere Weiterbildungen als lohnenswert. Einige der Frauen hingegen rechnen bereits mit einer baldigen Erwerbsaufgabe oder zumindest einer Unterbrechung der Berufstätigkeit. Ihre Überlegungen basieren auf der Annahme, dass sie bald Kinder haben und demzufolge ihre Berufstätigkeit reduzieren werden. Entsprechend taxieren sie aufwändigere

Weiterbildungen als nicht lohnenswert. Dies zeigt sich beispielsweise im Fall einer selbständigen Coiffeuse, die eine Weiterbildung zur Berufsschullehrerin in Betracht zieht und zum Schluss kommt, dass sie nicht mehr lange genug arbeiten werde, um den Aufwand zu rechtfertigen (siehe Kapitel 4.5). Es zeigt sich folglich, dass sich die jungen Erwachsenen – auch wenn für sie selbst in ihren Erzählungen Geschlecht kein Thema ist – in ihren Zukunftsplänen an vergeschlechtlichten Rollenbildern orientieren. Auf den Beruf bezogen unterscheiden sich die Erzählungen der Männer von jenen der Frauen also darin, dass das Gros Ersterer eine rund 40jährige unterbrechungsfreie Erwerbslaufbahn vor sich sehen, während einige der Letzteren bereits einen baldigen Ausstieg aus dem Erwerbsleben antizipieren. Die gesellschaftlichen Normen zur beruflichen Zukunftsplanung stellen also in spezifischen Punkten andere Anforderungen an Männer als an Frauen.

Die Analyse der entsprechenden Interviewpassagen zeigt, dass sich diese Divergenzen insbesondere auf einen erwarteten zukünftigen Lebensabschnitt mit eigenen Kindern beziehen. Bereits lange vor einer möglichen Familiengründung sind diese jedoch in biographischen Entscheidungen und Lebensentwürfen präsent. So wird die zukünftige Elternrolle gemäß den Befragten zwar durch die individuellen Eigenschaften einer Person definiert und die zukünftige Arbeitsteilung in der Familie je nach persönlichen Präferenzen verhandelt, sie basiert jedoch auf einer unhinterfragten Unterscheidung zwischen Vaterschaft und Mutterschaft mit je eigenen Verantwortlichkeiten (siehe Kapitel 6). Während sich die antizipierte Zuständigkeit der Väter für die Kinderbetreuung auf die Zeit außerhalb der Erwerbsarbeit, sprich auf Abende und Wochenenden konzentriert, obliegt den Müttern die Alltagsbetreuung. Ein guter Vater zeichnet sich gemäß den Erzählungen der Befragten durch die Zeit aus, die er sich für gemeinsame Aktivitäten mit dem Kind nimmt. Seine Aufgabe ist die des Spielkameraden und Mentors, der kindergerechte Abenteuer bereitstellt, die als einmalige und außergewöhnliche Erlebnisse lange in Erinnerung bleiben werden (siehe Kapitel 6.2). Die Vorstellungen von Mutterschaft fokussieren auf deren Anwesenheit: Eine Mutter ist als primäre Betreuerin immer für die Bedürfnisse ihrer Kinder da. Sie übernimmt die alltäglichen Sorgetätigkeiten und ist jederzeit Ansprechpartnerin für Erlebnisse und Probleme aller Art (siehe Kapitel 6.3). Dabei spielt insbesondere das Alter der Kinder eine entscheidende Rolle. So gehen die Befragten weitgehend unhinterfragt von der Annahme aus, dass ein Kind in der ersten Zeit seines Lebens vor allem die Mutter brauche. Diese Primärzuständigkeit erstreckt sich je nach Aussage nicht nur auf die Zeit des Mutter-

schaftsurlaubs oder des Stillens, sondern bis zum Eintritt des Kindes in die Schule (siehe Kapitel 7.4). Die Altersnorm deckt sich mit der Vorstellung des väterlichen Engagements in der Kinderbetreuung als Produzent gemeinsamer Erlebnisse. Diese setzen voraus, dass das Kind Fahrrad fahren, Fußball spielen oder zumindest laufen und sprechen kann. Beschreibt eine Befragte ihren Partner also im Sinne eines individuellen Charaktermerkmals als Person, die mit Babys nicht viel anfangen könne, so widerspiegelt sich darin eine vergeschlechtlichte Vorstellung von Vaterschaft, deren Hauptaufgabe in gemeinsamen Freizeitaktivitäten mit Kindern im Schulalter besteht. Betont eine andere Befragte, wie wichtig es ihr persönlich sei, keine Entwicklungsschritte ihres Kindes zu verpassen, so reproduziert sie gleichzeitig das Bild einer Hausfrau und Mutter, die zumindest in einer ausgedehnten Anfangsphase immer anwesend ist.

Dabei werden die Rollenbilder des Ernährers und der Hausfrau nicht nur von Befragten angerufen, welche diese als Vorbilder für in ihre eigene Lebensentwürfe übernehmen, sondern auch von jenen, die sie zurückweisen. So konstatiert ein Interviewpartner beispielsweise, er wolle unter keinen Umständen eine Arbeitsteilung, bei der seine Partnerin als Hausfrau daheim bleibe und die gesamte Kinderbetreuung übernehme. Und eine Befragte wehrt sich dezidiert dagegen, in die Rolle des Heimchens am Herd gedrängt zu werden. Auch sie verweisen in ihren Selbstverortungen auf das Ernährer-Hausfrau-Modell. Indem sie sich davon abgrenzen und sich selbst dabei als Ausnahme definieren, tragen sie dazu bei, dieses Rollenmodell als das Normale und Übliche zu reproduzieren (siehe Kapitel 7.8). Auch Erzählungen von alternativen Vorstellungen von Elternschaft und Arbeitsteilung nehmen auf vergeschlechtlichte Rollenbilder Bezug. In den Zukunftsplänen zeigt sich die Geschlechtsspezifität darin, dass sich die Frauen mit den Erwartungen an zukünftige Mütter auseinandersetzen, Männer mit jenen an zukünftige Väter.

### Spannungsfeld zwischen individueller Persönlichkeit und Geschlechternormen

Die aufgezeigten Aussagemuster bilden ein Spannungsfeld. Auf der einen Seite existiert die Vorstellung einer absoluten Wahlfreiheit in der Lebensgestaltung, welche besagt, biographische Entscheidungen und Lebensentwürfe seien alleine durch individuelle Fähigkeiten und Präferenzen determiniert.

Auf der anderen Seite weisen vergeschlechtlichte Normen von Mutterschaft und Vaterschaft den Frauen und Männern qua Geschlecht differente Zuständig- und Verantwortlichkeiten zu.

Besonders deutlich kommt diese Ambivalenz zwischen individuellen Persönlichkeitsmerkmalen und geschlechtlich bedingten Eigenschaften<sup>3</sup> in der Frage zum Ausdruck, inwieweit elterliche Fähigkeiten mit dem Geschlecht zusammenhängen. Einerseits wird argumentiert, die Beziehung der Mutter zum Kind sei bedingt durch die Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit gezwungenermaßen eine grundsätzlich andere als jene des Vaters. Elternschaft als biografisches Projekt involviere folglich für Männer und Frauen aufgrund ihres Geschlechts ganz unterschiedliche Aufgaben. Andererseits finden sich Aussagen, in welchen Eltern als zwei Personen mit je individuellen Eigenschaften und Fähigkeiten dargestellt werden, die nicht als vergeschlechtlicht, sondern als austauschbar gelten. Elternschaft würde demnach unabhängig von Geschlecht je nach Paarkonstellation und ausgehandelter Arbeitsteilung ganz Unterschiedliches bedeuten. Oft finden sich die beiden Argumentationsweisen in ein und derselben Interviewsequenz in unmittelbarer Nachbarschaft. So meint ein Befragter beispielsweise, der Vater vermittele dem Kind männliche, die Mutter weibliche Aspekte wie beispielsweise Feinfühligkeit und Emotionalität. Er fügt dann jedoch an, dass das je nach Paar im Grunde durchaus auch umgekehrt sein könne (siehe Kapitel 6.7). In diesen und ähnlichen Erzählpassagen zeigt sich, dass beide Vorstellungen – weibliche oder männliche Eigenschaften, sowie völlig unabhängig von Geschlecht, einzig und allein durch die individuelle Persönlichkeit geprägte Eigenschaften – vielfach gleichzeitig und nebeneinander existieren.

Wie obige Ausführungen nahe legen, sind die beschriebenen Geschlechternormen eng mit der Familiengründung verknüpft. Die Ausdifferenzierung einer vergeschlechtlichten Rollenteilung wird mit der Geburt von Kindern und der damit einhergehenden Betreuungsarbeit legitimiert und bereits zuvor in biographischen Entscheidungen und Lebensentwürfen antizipiert. Die Analyse zeigt jedoch, dass geschlechtsspezifische Normen in den Interviews auch unabhängig von der Kinderfrage auftreten. Beispielsweise werden sie sich in den Überlegungen zur Arbeitsteilung im (noch) kinderlosen Paarhaushalt sichtbar. Analog zur Organisation in einer allfällig zukünftigen Fa-

---

<sup>3</sup> Die geschlechtsspezifischen Eigenschaften werden dabei teilweise als »naturgegeben« und damit unveränderbar, teilweise als erlernt, d.h. durch Sozialisationsprozesse erworben, und teilweise als eine Mischung von beidem verstanden. Oft sind die Aussagen diesbezüglich ambivalent oder mäandrieren zwischen Naturgegebenheit und Sozialisationseffekt hin und her (siehe hierzu Kapitel 6.7).

milie wird die Arbeitsteilung im Paarhaushalt als Resultat einer paarinternen Aushandlung verstanden. Geschlecht wird dabei für die Zuteilung von Hausarbeiten kaum je als relevantes Kriterium genannt. Die Grundidee ist, dass beide Beteiligten gleichermaßen zur Haushaltsführung beitragen. Es gilt folglich unabhängig von Geschlecht eine »gerechte« Arbeitsteilung auszuhandeln, die für beide »stimmt«. Die jungen Erwachsenen erzählen, sie hätten bei der Zuteilung der Arbeiten die individuellen Fähigkeiten und Präferenzen berücksichtigt. Jeder und jede habe jene Arbeiten übernommen, die er oder sie mag und die der jeweiligen Person leicht von der Hand gehen.

Wie die weiteren Erläuterungen zu den angestellten Überlegungen und zu den resultierenden Haushaltsorganisationen zeigen, sind jedoch auch diese Aushandlungen von vergeschlechtlichten Normen geprägt. So treten die Frauen als kompetentere, ordnungs- und sauberkeitsliebende Haushaltsorganisatorinnen, die Männer als willige Helfer auf. Als Resultat konstatieren InterviewpartnerInnen in gemischtgeschlechtlichen Beziehungen übereinstimmend, dass ein vergleichsweise größerer Anteil der Hausarbeiten von den Frauen erledigt wird. Mittels teilweise aufwändigen Aussagemustern werden diese Aufteilungen jedoch als frei gewählt, individuell passend und damit gerecht präsentiert. So will ein Befragter das Wäschewaschen seiner Partnerin überlassen, nicht weil er ein Mann ist, sondern weil er waschen einfach nicht mag. Oder beispielsweise erzählt eine Befragte, sie mache den Haushalt für sich und ihren Partner, dafür bezahle er als Ausgleich mehr Miete. Andere argumentieren mit geeigneteren Arbeitszeiten, größerer Erfahrung und Kompetenz, persönlichen Vorlieben für bestimmte Arbeiten und anderem mehr. Unabhängig von der angeführten Begründung resultieren sämtliche dokumentierten Fälle in einem vergleichsweise geringeren Hausarbeitsanteil der Männer (siehe Kapitel 7.10). Geschlechtsspezifische Normen beschränken sich folglich nicht auf die Zuständigkeit für Kinder, sondern prägen gleichermaßen die Aushandlungen der Arbeitsteilung im kinderlosen Paarhaushalt.

Die Erzählungen der jungen Erwachsenen zeichnen sich folglich durch *ein widersprüchliches Nebeneinander unterschiedlicher Konzeptualisierungen von Geschlecht* aus. Einerseits sehen sich die Befragten in ihren Lebensentwürfen völlig losgelöst von vergeschlechtlichten Entwicklungspfaden. Sie fühlen sich unberührt von gesellschaftlich vorgegebenen Statuspassagen und Konventionen und verstehen Lebensplanung unabhängig von Geschlecht als individuelle Suche nach jenem Lebensweg, der den persönlichen Fähigkeiten und Präferenzen am besten entspricht. Geschlecht ist für

sie in diesem Sinne eine Kategorie, welche allenfalls die Lebensentwürfe ihrer Eltern vorgab, seine strukturierende Wirkung für ihr eigenes Leben hingegen weitgehend verloren hat. Gleichzeitig nehmen sie jedoch in ihren Lebensentwürfen mit großer Selbstverständlichkeit und in vielfältiger Art und Weise auf vergeschlechtlichte Normen Bezug. So sind sie der Ansicht, dass es selbstverständlich einen Unterschied mache, ob man Vater oder Mutter werde. Individualistische und vergeschlechtlichte Argumentationen wechseln sich dabei beständig ab und bestehen nebeneinander, ohne dass die Sprechenden mit der ihnen inne wohnenden Widersprüchlichkeit konfrontiert würden. Tomke König und Andrea Maihofer (2004: 227f) verstehen diese »ineinander verwobene Koexistenz verschiedener Normen innerhalb der Individuen« als eine Paradoxie der Moderne – ein charakteristisches Merkmal der gegenwärtigen Gesellschaft. Sie werten die Widersprüche innerhalb der Individuen als Indiz dafür, dass bisher als selbstverständlich erachtete vergeschlechtlichte Konventionen in Auflösung begriffen seien und sich eine Transformation der Geschlechterverhältnisse abzeichne. Die Entwicklung verlaufe jedoch nicht als gleichmäßig fortschreitender Prozess, sondern als ein komplexes Gefüge von Veränderungen in den einen und Beharrungstendenzen in anderen Bereichen. Wo diese Aspekte von Wandel und Persistenz genau liegen, will ich im folgenden Kapitel genauer beleuchten.

## 9.2 Aspekte von Wandel und Kontinuität in den Geschlechterverhältnissen

Die vorliegende Studie stützt sich auf Interviews mit 24–26jährigen jungen Erwachsenen. Sie stellt damit eine Momentaufnahme der Gegenwart aus Sicht einer ausgewählten Kohorte dar. Es wäre äußerst spannend zu vergleichen, was gleichaltrige junge Erwachsene vor zehn, zwanzig oder dreißig Jahren auf dieselben Fragen erzählt hätten. Mangels vergleichbarer älterer Studien aus dem Deutschschweizer Kontext (siehe Kapitel 2.3) ist ein direkter Vergleich mit früheren Kohorten jedoch leider nicht möglich. Insofern kann die vorliegende Arbeit nur beschränkt Aussagen über Veränderungen oder Kontinuitäten in den Geschlechterverhältnissen machen.

Ein möglicher Ansatzpunkt für Hinweise auf Aspekte von Wandel und Persistenz gibt hingegen die Selbstpositionierung der jungen Erwachsenen in

Abgrenzung zu ihren eigenen Eltern und ihrem Aufwachsen im Elternhaus. Dies erlaubt selbstverständlich weder einen Rückschluss darauf, wie es früher im Vergleich zu heute »tatsächlich war«, noch wie die Eltern selbst die damalige Zeit erlebten oder aus heutiger Sicht rückblickend erzählen würden. Die Erzählungen in den Interviews zeigen jedoch, wie junge Erwachsene ihr Aufwachsen und ihr Elternhaus darstellen und ihre eigenen Zukunftspläne dazu in Bezug setzen. Dabei kommt zum Vorschein, dass sich die Befragten nicht in allen, aber in einigen ganz bestimmten Punkten davon abgrenzen, wie sie ihre Eltern als Väter und Mütter erlebt haben. Während sie gewisse Aspekte weitgehend unhinterfragt übernehmen, wollen sie es künftig in spezifischer Hinsicht anders und besser machen. Die Analyse dieser Fortschreibungen und Abgrenzungen liefert Hinweise darauf, welche Elemente des Gefüges geschlechtsspezifischer Normen unberührt fortbestehen und welche in Bewegung geraten sind.

### Vaterschaft

So beschreiben die jungen Erwachsenen die Generation ihrer Väter beispielsweise vornehmlich als abwesende Ernährer. Sie definieren deren Vaterschaft in erster Linie darüber, was diese nicht getan haben: Sie seien nicht da gewesen, hätten nicht Zeit gehabt, sich nicht mit ihren Kindern auseinandergesetzt, sich nicht um sie gesorgt, mit ihnen nicht über persönliche Dinge gesprochen und anderes mehr. Die jungen Erwachsenen zeichnen ein Bild von defizitärer Vaterschaft. In vielen Fällen rehabilitieren sie ihre Väter dann mit der Begründung, dies sei früher normal gewesen (siehe Kapitel 6.1). Sie implizieren damit, dass sich in der Vorstellung von guter Vaterschaft ein Wandel vollzogen hat. Dem Bild von veralteter, defizitärer und abwesender Vaterschaft, mit welchem sie ihre Kindertage beschreiben, stellen sie eine neue und bessere Art Vater zu sein gegenüber. Das Schlüsselkriterium, welches den neuen Vater definiert, ist die Zeit, welche er mit seinem Kind verbringt. Ein guter Vater nimmt sich viel Zeit für gemeinsame sportliche und spielerische Aktivitäten. Die jungen Erwachsenen (bzw. ihre zukünftigen Partner) wollen als Väter eine enge und offene Beziehung zum Kind aufbauen, sich intensiv mit ihm auseinandersetzen, ihm seine Zuneigung zeigen und Ansprechperson für alle Arten von Sorgen und Ängste sein (siehe Kapitel 6.2).

Mit der zentralen Bedeutung, die sie der Funktion des Vaters als Spielkamerad, Mentor und engem Vertrauten des Kindes zuweisen, grenzen sie sich



vom Vaterbild der Elterngeneration ab. Gleichzeitig werden andere Aspekte von Vaterschaft nicht in Frage gestellt. So gehen die Befragten implizit davon aus, dass Väter mit Kleinkindern noch nicht viel anfangen können und ihre Aufgabe als Bezugsperson schwergewichtig dann beginnt, wenn der Nachwuchs dem Kleinkindalter entwachsen ist. Ebenfalls zeigt sich, dass es sich bei der gemeinsam mit dem Kind verbrachten Zeit nicht um eine Betreuung im Alltag, sondern fast ausschließlich um Feierabend- und Wochenendaktivitäten handelt.

Zudem wird als weitgehend selbstverständlich erachtet, dass ein Vater weiterhin seine Ernährerfunktion im engeren Sinne erfüllt – sprich die Verantwortung für die finanzielle Versorgung der Familie übernimmt. Der Gelderwerb tritt als selbstverständlicher, aber nicht mehr hinreichender Bestandteil von Vaterschaft auf. Ein guter Vater ist gemäß den Erzählungen der jungen Erwachsenen folglich sowohl im Alltag Ernährer als auch außerhalb der Arbeitszeit Spielkamerad und Mentor. In dieser gemeinsam verbrachten »Quality Time« – so der Anspruch der jungen Erwachsenen – soll der Vater jene enge, vertrauensvolle Beziehung zum Kind aufbauen, die gute Vaterschaft auszeichnet. Die Erzählungen der Befragten stellen also das Bild des Vaters als Familienernährers nicht grundsätzlich in Frage, sondern sie fügen im Sinne einer Prioritätenverschiebung und Ergänzung die intensive Auseinandersetzung mit dem Kind hinzu (siehe Kapitel 6.1 und 6.2).

Dieses Bild deckt sich weitgehend mit Ergebnissen aktueller Forschungsarbeiten zu Vaterschaft aus dem deutschsprachigen Raum. Eine Schweizer Studie des Zentrums Gender Studies in Basel kommt unter anderem zum Schluss, dass von Vätern heute mehr emotionale Zuwendung zum Kind erwartet wird, das Leitbild des Ernährers jedoch nicht in gleichem Masse an Bedeutung verloren hat (Baumgarten et al. 2008, Wehner et al. 2010). Analog zeigt Michael Matzner (2004) mittels einer Analyse subjektiver Vaterschaftskonzepte junger deutscher Männer, wie sich das Bild des Vaters als Ernährer um die Dimension des Kinderbetreuers ergänzt. Diese Erweiterung des Verständnisses von Vaterschaft steht im Zentrum einer Vielzahl jüngst entstandener deutschsprachiger Forschungsarbeiten zu so genannt »neuen«, »aktiven«, »familienzentrierten« oder »präsenten« Vätern (zu Deutschland siehe z.B. Bambey und Gumbinger 2006, Kassner 2008, Jurczyk und Lange 2009, Matzner 2007, Werneck 2006, zu Österreich z.B. Tazi-Preve 2004, zur Schweiz z.B. Benz 2008, Maihofer et al. 2010). Wie verschiedene AutorInnen herausarbeiten, bleibt bei Männern die Erwerbstätigkeit jedoch die

dominierende Größe im Zeitbudget (Grunow 2007, Kortendiek 2010: 445, Mühling 2007: 158). Entsprechend lässt die fortbestehende Norm des vollzeit-berufstätigen Familienernähers unter der Woche wenig Spielraum für tatsächliches zeitliches Engagement von Vätern für ihre Kinder. So umfasst die väterliche Beschäftigung mit den Kindern – wie dies auch die Zukunftsvorstellungen junger Erwachsener in der vorliegenden Studie deutlich machten – nach wie vor vornehmlich Freizeitaktivitäten nach Feierabend und an Wochenenden (Grunow, 2007).

Durch die gestiegenen (Selbst-)Ansprüche an eine präesente Vaterschaft und die gleichzeitig fortbestehende Norm des vollzeiterwerbstätigen Familienernähers eröffnet sich ein Spannungsfeld im Vaterbild. Väter sehen sich zunehmend mit dem Problem konfrontiert, wie sie ihre vollzeitliche Berufstätigkeit mit ihren Vorstellungen von guter Vaterschaft vereinbaren können (Maihofer et al. 2010). Es wird sich zeigen, ob dadurch auch die Norm des 100% berufstätigen Ernähers zukünftig vermehrt in Frage gestellt werden wird.

## Mutterschaft

Auch die Auseinandersetzung der jungen Erwachsenen mit Mutterschaft zeigt eine Vermengung von übernommenen mit neu hinzugefügten Elementen. Beschreiben die Befragten ihre eigenen Mütter, so werden diese in erster Linie über ihre Anwesenheit definiert: Die Mutter sei immer für die Kinder da gewesen, habe sich um deren Wohlergehen gesorgt und den kindlichen Bedürfnissen zu jeder Zeit oberste Priorität beigemessen. Diese ununterbrochene Sorgetätigkeit wird als Kernelement guter Mutterschaft dargestellt und von den jungen Erwachsenen auch im Hinblick auf ihre eigene Mutterschaft bzw. die ihrer zukünftigen Partnerinnen angestrebt. Als Inbegriff von Mutterschaft gilt, dass eine Mutter die Bedürfnisse ihrer Kinder zu jeder Zeit über ihre eigenen stellt. Dies wird als weitgehend selbstverständliche, ahistorische Tatsache angesehen (siehe Kapitel 6.3).

Eine Abgrenzung von der Elterngeneration erfolgt im Hinblick auf die zeitliche Ausdehnung der mütterlichen Sorgeleistungen. Die Befragten erzählen, ihre Mütter seien noch heute in einer Art und Weise um sie besorgt, die angesichts ihres Erwachsenwerdens zwar durchaus gut gemeint aber nicht mehr nötig sei. Sie sprechen dabei von einem glückenhaften Überbemuttern und von den Schwierigkeiten ihrer Mütter, die Kinder loszulassen. In Um-

kehrung des väterlichen Engagements wird die mütterliche Anwesenheit also insbesondere in den ersten Lebensjahren als unverzichtbar betrachtet. Mit dem Erwachsenwerden der Kinder werden die mütterlichen Sorgetätigkeiten vermehrt als einschränkend und übertrieben wahrgenommen (siehe Kapitel 6.4).

Damit zusammenhängend äußern die jungen Erwachsenen Mitleid mit ihren Müttern. Durch die permanente Sorgeleistung für die Kinder, ihren Mann und weitere Familienmitglieder hätten diese ihr eigenes Leben »aufgeben« müssen. Sie hätten sich vollständig den Bedürfnissen anderer gewidmet und ihre eigenen stets zurückgestellt. Für die Pflege von Freundschaften, Hobbys und die Selbstverwirklichung im Beruf sei kaum Zeit geblieben. Insbesondere in diesem Punkt grenzen sich die jungen Erwachsenen vom Vorbild ihrer Mütter ab. Sie erheben Anspruch auf ein »eigenes Leben«. Im Gegensatz zu ihren Müttern soll sich ihr Leben (bzw. das ihrer Partnerinnen) nicht ausschließlich um die Kinder drehen (siehe Kapitel 6.6).

Auch das Bild einer guten Mutter als immer anwesende Betreuerin wird in den Zukunftsplänen der jungen Erwachsenen also nicht fundamental verändert. Nach wie vor ist die permanente Verfügbarkeit der Mutter für ihr Kind Bestandteil des angestrebten Ideals. Es wird jedoch ergänzt durch den Anspruch auf ein eigenes Leben. Obwohl die beiden Aspekte sich bis zu einem gewissen Punkt gegenseitig ausschließen, haben die jungen Erwachsenen den Anspruch, beide Elemente zu vereinbaren. Das Bild von Mutterschaft wird folglich von der permanenten Anwesenheit und umfassenden Sorgetätigkeit für die Kinder um Unabhängigkeit und die Verwirklichung eigener Wünsche und Ziele erweitert.

Die in den Erzählungen der jungen Erwachsenen sichtbar werdenden Widersprüche im Mutterbild bilden ein Kernelement der wissenschaftlichen Diskussion um Mutterschaft im deutschsprachigen Raum wie auch darüber hinaus (siehe jüngst zum Beispiel Badinter 2010 zu Frankreich). Ulrike Popp (2009: 96f) illustriert im österreichischen Kontext die ungebrochene Wirkmächtigkeit des Ideals einer guten Mutter, die sich vollzeitlich um die Bedürfnisse ihrer Kinder kümmert. Elisabeth Beck-Gernsheim (2006) spricht mit Blick auf Deutschland von einem fortbestehenden Spannungsverhältnis zwischen guter Mutterschaft und einem eigenen Leben der Frau. Barbara Thiessen und Paula Villa (2009) lokalisieren die widersprüchlichen Anforderungen an deutsche Mütter in der einerseits immer noch wirksamen Rhetorik der vollzeitlichen Verfügbarkeit für die Kinder und andererseits jedoch in der zunehmenden Erwartung, dass Mütter gleichzeitig erwerbstätig sind und

bei Bedarf für ihr eigenes ökonomisches Auskommen sorgen. Die »doppelte Vergesellschaftung« (Becker-Schmidt 1987, 2010) von Frauen in Familie und Beruf sei zur Norm geworden, deren Verletzung zunehmend sanktioniert werde (Thiessen und Villa 2009: 10). Anstelle der drei klassischen »K« – Kinder, Küche, Kirche – tritt der neue Imperativ »Kinder, Krippe, Karriere«. So bleibe die normative Figur der Vollzeitmutter zwar bis heute als Leitbild bestehen, die neoliberale Marktlogik habe jedoch die widersprüchlichen Anforderungen an Mütter noch weiter verschärft. So fordert beispielsweise das neue deutsche Unterhaltsrecht von Müttern ökonomische Eigenständigkeit. Jeder Lebensentwurf, der nicht erwerbszentriert ist, wird damit höchst prekär (Thiessen und Villa 2010). Analog resümiert Jutta Allmendinger (2009: 100): »Schon lange ›dürfen‹ Frauen arbeiten [...]. Nun aber ›müssen‹ Frauen arbeiten.« Und sie stellt fest, die jungen Frauen von heute hätten die Spielregeln verstanden: Sie wollen sich (auch als Mütter) nicht länger der Unsicherheit einer Versorgung durch den Staat oder durch den Ehemann aussetzen, sondern »auf eigenen Beinen stehen«.

In den hier dokumentierten Erzählungen der jungen Erwachsenen steht der Zwang zur Erwerbstätigkeit und zur ökonomischen Unabhängigkeit für Mütter nicht im Zentrum. Der geäußerte Anspruch einer Mutter auf ein eigenes Leben mag Erwerbsarbeit beinhalten, muss jedoch nicht. Gemäß den Aussagen in den Interviews kann das »eigene Leben« auch die Pflege von Freundschaften, Hobbys oder Freizeitaktivitäten beinhalten. Entscheidend dabei ist, dass eine Mutter dabei nicht die Bedürfnisse anderer befriedigt, sondern ihre eigenen ins Zentrum stellt. Die Resultate der vorliegenden Studie decken sich jedoch insoweit mit den gegenwärtigen Analysen von Mutterschaft, als dass sie beide den inhärenten Widerspruch zwischen dem fortbestehenden Ideal einer vollzeitlichen Verfügbarkeit für die Kinder und einem »eigenen Leben« bzw. der ökonomischen Unabhängigkeit sichtbar machen.

## Arbeitsteilung

Ein Mosaik aus übernommenen und veränderten Elementen zeigt sich auch in anderen Lebensbereichen. In Bezug auf den Beruf beispielsweise definieren die Befragten ihre Mütter in erster Linie als Hausfrauen. Eine allfällige Erwerbstätigkeit wird meist als untergeordnete Nebenbeschäftigung oder gar Beschäftigungstherapie dargestellt (siehe Kapitel 7.1). Für ihre eigene Gene-

ration geben die jungen Erwachsenen der Berufstätigkeit von Frauen mehr Gewicht. Gleichmaßen wie für die Männer gilt es für sie, einen zukunfts-trächtigen Beruf zu wählen und sich beständig weiterzubilden, um auf dem Arbeitsmarkt am Ball und flexibel einsetzbar zu bleiben (siehe Kapitel 4.3). In dieser Hinsicht unterscheiden sich die gegenwärtigen berufsbezogenen Erwartungen vom gezeichneten Bild der Elterngeneration. Andererseits wird von der Elterngeneration die Vorstellung übernommen, dass Männer für 40 Berufsjahre zu planen haben und Frauen hingegen erstmal nur für den kurzen Zeitraum bis zur Geburt der Kinder (siehe Kapitel 4.6).

Eine vergleichbare Bilanz lässt sich in Bezug auf die Arbeitsteilung in der (zukünftigen) Familie ziehen. Die Abgrenzung von der Elterngeneration besteht darin, *wie* die Aufteilung von Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung und Hausarbeit zu Stande kommt. In ihrem Elternhaushalt – so der Tenor der Befragten – sei die Arbeitsteilung kein Thema gewesen. Es sei völlig klar gewesen, dass der Vater gearbeitet habe und die Mutter für Kinder und Haushaltsführung zuständig gewesen sei. Diese Arbeitsteilung nach dem Ernährer-Hausfrau-Modell beschreiben sie als typisch, klassisch und damals weitem üblich. Diskussionen über Zuständigkeiten habe es kaum je gegeben (siehe Kapitel 7.1).

Diese Selbstverständlichkeit des Ernährer-Hausfrau-Modells und damit einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung habe sich gemäß den jungen Erwachsenen verflüchtigt. Im Falle ihrer eigenen zukünftigen Familiengründung sei die Arbeitsteilung nicht von vornherein gegeben, sondern müsse ausgehandelt werden. Nicht das Geschlecht einer Person sei dabei ausschlaggebend, sondern die individuellen Fähigkeiten und Präferenzen der beiden Beteiligten. Unter Berücksichtigung der dannzumaligen Rahmenbedingungen gelte es dann jene Arbeitsteilung zu wählen, die für das Paar am besten »passe«. Da sei eine Vielfalt an Lösungen denkbar (siehe Kapitel 7.2).

Auf die Frage hin, wie das Resultat dieser Aushandlung konkret ausschauen könnte, zeigt sich hingegen, dass die jungen Erwachsenen bei diesen Verhandlungen nach wie vor die Arbeitsteilung nach dem Ernährer-Hausfrau-Modell als Standard setzen. Ausgangslage der Überlegungen bildet trotz der wahrgenommenen Lösungsvielfalt nicht die offen gestellte Frage, wer welche Arbeiten übernehmen möchte, oder beispielsweise eine je hälftige Aufteilung jeder der anfallenden Aufgabengruppen (Hausarbeit, Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit), sondern die Vollerwerbstätigkeit des Mannes und die Nicht-Erwerbstätigkeit der Frau. Der Aushandlungsprozess basiert also auf dem Ernährer-Hausfrau-Modell. Folglich ist Umstand der Verhand-

lungen, inwieweit die vollzeitliche Erwerbstätigkeit des Mannes allenfalls reduziert werden kann, um sich an der Kinderbetreuung zu beteiligen, und inwieweit die Frau allenfalls neben ihrer Hauptbeschäftigung in der Kinderbetreuung und der Haushaltsführung allenfalls etwas zuverdienen könnte. Die Erwerbstätigkeit der Frau wird als eventuell späterer Wiedereinstieg mit kleinem Teilzeitpensum konzeptualisiert und stets abhängig von den Bedürfnissen der Kinder gedacht (siehe Kapitel 7.7). Bei der Erwerbstätigkeit des Mannes gehen die Befragten von einem 100 Prozent Pensum aus, welches unter bestimmten Umständen allenfalls zu späterem Zeitpunkt leicht reduziert werden könnte. Die Teilhabe des Mannes an der Alltagsbetreuung der Kinder definiert sich folglich durch die Anforderungen seiner Erwerbsarbeit (siehe Kapitel 7.6). Darüber hinaus vertreten die Befragten die Ansicht, dass Kinder idealerweise von ihren Eltern betreut werden. Kinderkrippen oder Tageshorte werden zwar nicht grundsätzlich abgelehnt, kommen aber für die eigenen Kinder nicht in Frage (siehe Kapitel 7.3).

Als Konsequenz davon weicht das antizipierte Resultat der ausgehandelten Arbeitsteilung dann auch nur minimal vom Ernährer-Hausfrau-Modell ihrer Elterngeneration ab. Alternative Modelle wie beispielsweise eine je hälftige Aufteilung werden mit der Begründung zurückgewiesen, sie seien für die persönliche Situation und die Präferenzen nicht passend. So wird beispielsweise unter dem Stichwort »Hausmann« von einigen Befragten die Möglichkeit thematisiert, dass der Vater seine Erwerbsarbeit reduzieren oder gar für eine Weile aus seinem Beruf aussteigen könnte. Diese Lösung wird mit dem Verweis auf die Anforderungen im gewählten Beruf jedoch sogleich wieder verworfen (siehe Kapitel 7.5). Der Unterschied zur Elterngeneration besteht also in der *Begründung* für das Zustandekommen für die Arbeitsteilung, nicht jedoch in der konkreten *Ausgestaltung*. Wie sich zeigt, wird in den meisten Fällen ein allenfalls leicht modifiziertes Ernährer-Hausfrau-Modell antizipiert.

Die geplanten Arbeitsteilungen der jungen Erwachsenen widerspiegeln die Resultate quantitativer Studien zu den tatsächlich gelebten Familienmodellen im deutschsprachigen Raum. Wie eine Auswertung der Volkszählungsdaten 2000 für die Schweiz zeigt, teilen sich rund drei Viertel der Paare mit Kindern unter sieben Jahren die Aufgaben nach dem Ernährer-Hausfrau-Modell, wobei der Vater vollzeitlich und die Mutter nicht oder allenfalls in einem (meist geringen) teilzeitlichen Pensum erwerbstätig ist (Bühler und Heye 2005: 47ff). Gemäß jüngster Daten des Bundesamtes für Statistik waren auch im Jahr 2009 über 80 Prozent der Paarhaushalte mit Kindern unter

sieben Jahren nach diesem Modell organisiert (BFS 2010). In Deutschland sind es 73 Prozent, in Österreich 70 Prozent der Paare (BFS 2009b, Daten von 2005 bzw. 2006). Die Zukunftspläne der jungen Erwachsenen zeigen folglich eine hohe Übereinstimmung mit den Arrangements der heutigen Familien mit kleinen Kindern.

### 9.3 Geschlechtertheoretische Erklärungsansätze für Wandel und Kontinuität

Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus dem beschriebenen Mosaik aus persistenten und sich wandelnden Elementen für die Frage nach Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen ziehen? Die Geschlechterforschung hat verschiedene Ansätze hervorgebracht, welche die gegenwärtigen Transformationsprozesse auf unterschiedliche Art und Weise zu fassen versuchen. Im Folgenden will ich aufzeigen, inwieweit diese Erklärungsansätze zum Verständnis der beschriebenen empirischen Ergebnisse beitragen können.

#### Die Theorie des »Gender Gap«

Insbesondere in populärwissenschaftlichen und -medialen Kontexten wird häufig argumentiert, dass die Geschlechterverhältnisse durch einen »Gender Gap« geprägt seien. Das heißt, Männer und Frauen hätten unterschiedliche Vorstellungen davon, wie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung idealerweise ausgestaltet sei. So würden Männer beispielsweise im Hinblick auf die Aufteilung von Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung und Hausarbeiten andere Zuständigkeiten favorisieren als Frauen. Teilweise werden die postulierten Divergenzen mit biologistischen und evolutionstheoretischen Argumentationen begründet und als anthropologische Konstanten betrachtet. Das heißt, unterschiedliche Interessen von Männern und Frauen im Hinblick auf Arbeitsteilung, aber auch Fortpflanzung, Beziehungsgestaltung und anderem mehr werden als natürlich und unveränderbar konzeptualisiert. Eine Veränderung der Geschlechterverhältnisse ist in diesen Ansätzen meist nicht vorgesehen (siehe beispielsweise Gray 2004, Paul 2002, Pease und Pease 2006, Petri 2004, Schradin 2007).

Andere Ansätze verstehen den »Gender Gap« als historisch kontingentes Phänomen, welches die gegenwärtige Transformation der Geschlechterverhältnisse auszeichnet. Ihnen unterliegt meist die Annahme, dass Frauen und Männer im Emanzipationsprozess unterschiedlich weit fortgeschritten sind. Während Frauen sich von ihrer Rolle der Hausfrau und Mutter gelöst und ihren Zuständigkeitsbereich auf die Erwerbswelt ausgedehnt hätten, seien Männer noch auf das Ernährerbild fixiert. Entsprechend würden sich ihre Vorstellungen bezüglich Arbeitsteilung unterscheiden. So wünschten sich Frauen in der Tendenz eine je hälftige Beteiligung an Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung und Hausarbeit, Männer eher eine Aufteilung nach dem Ernährer-Hausfrau-Modell. Oft wird als Konsequenz dieser Diagnose eine nachzuholende Emanzipation der Männer gefordert (siehe beispielsweise Baumgartner und Fux 2004, Hollstein 1999, 2008, von der Leyen 2006).

Von ihrer unterschiedlichen Ursachenlokalisierung abgesehen enthalten beide Ansätze die These, dass Männer und Frauen im Hinblick auf die Verteilung von Zuständigkeiten und Tätigkeiten qua Geschlecht unterschiedliche Interessen verfolgen. Frauen würden das eine und Männer das andere wollen. Mit Blick auf die Zukunftspläne der befragten jungen Erwachsenen lässt sich diese These nicht bestätigen. Es finden sich keine Anhaltspunkte für einen »Gender Gap«. Im Gegenteil, wie gezeigt werden konnte, hegen die befragten Frauen und Männer im vorliegenden Sample sehr ähnliche Vorstellungen davon, was berufstätig sein, Kinder kriegen, Vater sein, Mutter sein für einen Mann beziehungsweise für eine Frau beinhaltet. Ihre jeweiligen Erzählungen decken und *bestätigen sich gegenseitig*.

So orientieren sich beide in der Ausgestaltung der familialen Arbeitsteilung gleichermaßen am Ernährer-Hausfrau-Modell als Norm. Die Hypothese, Frauen tendierten in stärkerem Masse zu einer partnerschaftlichen bzw. egalitären Arbeitsteilung als Männer, wird weder von den Befragten selbst geäußert, noch lassen sich aufgrund der Aussagen in der vorliegenden qualitativen Stichprobe Belege dafür finden. Anders ausgedrückt, beide Geschlechter sind sich weitgehend einig, wer für die Betreuung der Kinder und den Erwerb des Familieneinkommens zuständig ist. Es zeigt sich keine Differenz in Bezug darauf, wie Männer und Frauen diese beiden Rollen beschreiben. Das von ihnen gezeichnete Bild einer geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung in der Familie ist praktisch identisch: Männer wie Frauen antizipieren für ihre eigenen Familien eine Arbeitsteilung nach dem Ernährer-Hausfrau-Schema als Normalfall.



## Rhetorische Modernisierung

Ein zweiter Erklärungsansatz, welcher insbesondere von Angelika Wetterer (2003) geprägt wurde und zwischenzeitlich in zahlreichen Forschungsarbeiten aufgenommen wurde (jüngst z.B. Grunow 2007, Hofäcker 2007, Lange und Zerle 2008, Mühling und Rost 2007), versteht die gegenwärtigen Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen als eine »Rhetorische Modernisierung«. Wetterer argumentiert, es habe sich in Bezug auf Geschlecht ein Bruch zwischen Diskurs und Praxis, sprich zwischen Reden und Handeln herausgebildet. Eine Rhetorik der Gleichheit verdecke die Alltagspraxen, welche weiterhin durch Geschlechterungleichheiten geprägt seien.

Wetterers Überlegungen bestätigen sich in den untersuchten Erzählungen insoweit, als dass das dokumentierte Individualitätspostulat eine ausgeprägte Gleichheitsrhetorik beinhaltet. So weisen die Befragten geschlechtsspezifische Zuschreibungen zurück und argumentieren, jeder und jede habe das Recht (und die Pflicht) jenen Lebensweg zu verfolgen, der ihr oder ihm am besten entspricht. Sie führen ihre Lebenswürfe also nicht auf vorgegebene vergeschlechtlichte Pfade zurück, sondern verstehen sie als Resultat von geschlechtsunabhängigen Interessen, Fähigkeiten und Bedürfnissen. Geschlecht erachten sie dabei nicht als relevantes Strukturierungsmerkmal für ihre Zukunftspläne. Ein Beruf gilt als frei gewählt und die familiäre Arbeitsteilung als Resultat einer paarinternen Aushandlung der passendsten Lösung. Auch das Verhandlungspostulat kann dabei als Rhetorik der Gleichheit gelesen werden. Von der Kinderplanung bis zur Arbeitsteilung im Haushalt soll in der Partnerschaft alles ausgehandelt werden. In diesen Verhandlungen sollen sich Männer und Frauen als gleichwertige mit demselben Anrecht auf Durchsetzung ihrer Interessen gegenüber stehen. Insoweit bestätigt sich Wetterers These einer Gleichheitsrhetorik.

Gleichzeitig zeigt sich jedoch entgegen Wetterers Vermutungen, dass die jungen Erwachsenen in ihren Erzählungen nichtsdestotrotz vielfach auf geschlechtsspezifische Normen referieren. So definieren sie beispielsweise unterschiedliche Zuständigkeiten von Müttern und Vätern und antizipieren geschlechtsspezifische familiäre Arbeitsteilungen. Anstelle einer durchgängigen Rhetorik der Gleichheit, in welcher vergeschlechtlichte Zuschreibungen gänzlich fehlen, zeigt sich vielmehr *bereits im Reden ein gleichzeitiges Nebeneinander von Geschlechtergleichheit und -differenz*. Inwieweit die formulierten Zukunftspläne mit dem dereinstigen Handeln der jungen Erwachsenen übereinstimmen werden, kann aufgrund der vorliegenden Stu-

die selbstverständlich nicht beantwortet werden. Jedoch lässt sich die These einer konsequenten Gleichheitsrhetorik in den vorliegenden Erzählungen nicht erhärten.

### Traditionalisierungsfallen

Eine dritte breit rezipierte These fokussiert auf Traditionalisierungseffekte beim Übergang zur Elternschaft (jüngst z.B. Kortendiek 2010, Reichle und Zahn 2006, Volz 2007). Sie geht von der Annahme aus, dass junge Erwachsene vor der Familiengründung vergleichsweise egalitäre Vorstellungen bezüglich familialer Arbeitsteilung hegen und mit der Geburt von Kindern eine erzwungene Traditionalisierung stattfindet. Meist wird das Scheitern der Paare in ihrem Versuch, eine partnerschaftlichere Rollenteilung zu leben, mit institutionellen Hindernissen begründet. Es wird argumentiert, fehlende Kinderbetreuungseinrichtungen, Tageschulen, Arbeitsplatzflexibilität, Teilzeitarbeitsplätze, etc. führten dazu, dass Paare entgegen ihrer ursprünglichen Absicht in Ernährer-Hausfrau-Arrangements gedrängt würden.

Da sämtliche befragten jungen Erwachsenen zum Zeitpunkt der Befragung noch kinderlos sind, kann die vorliegende Studie keine Aussagen darüber machen, inwieweit die Geburt von Kindern sie tatsächlich mit »Traditionalisierungsfallen« (Rüling 2007) konfrontieren wird. Hingegen weisen die Resultate darauf hin, dass zumindest die Ausgangsthese bezüglich vergleichsweise egalitärer Vorstellungen junger Erwachsener vor der Familiengründung hinterfragt werden muss. Wie die Analyse der Interviews zeigt, weist erstens bereits die Arbeitsteilung im kinderlosen Paarhaushalt geschlechtsspezifische Elemente auf. Und zweitens rechnen die jungen Erwachsenen bereits lange vor der Realisierung ihres Kinderwunsches mit einer zu jenem Zeitpunkt eintretenden Traditionalisierung. Sie werden folglich nicht von institutionellen Zwängen überrascht, sondern *orientieren sich bereits in ihren Zukunftsvorstellungen an einem Arbeitsteilungsmodell nach dem Ernährer-Hausfrau-Modell*. Dies bedeutet selbstverständlich nicht, dass institutionelle Rahmenbedingungen für die Ausgestaltung der familialen Arbeitsteilung irrelevant wären. Es zeigt lediglich, dass junge Erwachsene diese bereits in ihren Zukunftsplänen antizipieren.

## Paradoxe Verschränkung von gegenläufigen Prozessen

Andrea Maihofer (2007) beschreibt die gegenwärtigen Geschlechterverhältnisse als ein unübersichtliches Gewebe aus Verschiebungen und Kontinuitäten. Sie plädiert dafür, diese nicht mittels zu vereinfachenden Grenzziehungen zwischen Männern und Frauen, zwischen Normen und Praktiken oder zwischen Individuum und Struktur aufzulösen, sondern als charakteristisches Merkmal der gegenwärtigen Situation zu lesen und in ihrer Komplexität zu analysieren. Sie fasst die gleichzeitigen und teils gegenläufigen Relativierungen und Re-Markierungen von Geschlechterdifferenzen mit dem Begriff der Paradoxie und identifiziert sie als Charakteristikum der aktuellen gesellschaftlichen Umbruchphase. Detaillierte Analysen der Verschränkungen zwischen parallel verlaufenden oder auch sich konterkarierenden Prozessen sollen dazu beitragen, das Ausmaß der gegenwärtigen Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen in ihrer Gesamtheit besser einzuschätzen und deren Zusammenwirken zu verstehen. Sie würden Hinweise darauf liefern, in welchen Bereichen es sich lediglich um oberflächliche Verschiebungen handle und wo sich Ansatzpunkte für tiefgreifende Umbrüche abzeichnen.

Im Gegensatz zu den drei zuvor diskutierten Ansätzen, welche kaum oder nur sehr beschränkt zum Verständnis der empirischen Resultate beitragen konnten, fasst sie Maihofers Bild eines *komplexen Gewebes von Verschiebungen und Kontinuitäten in den Geschlechterverhältnissen und Geschlechterkonstruktionen* sehr gut. Ihr Ansatz erlaubt es, die dokumentierten Spannungsfelder des Lebensplanungsdiskurses als solche zu benennen und deren innewohnende Paradoxien in den Blick zu nehmen. Im folgenden Kapitel werden die empirischen Ergebnisse unter dieser Perspektive zusammengeführt und auf ihre gesellschaftspolitischen Konsequenzen im Hinblick auf Kontinuität von Wandel der Geschlechterverhältnisse befragt.

## 10. Schlussfolgerungen

Die meisten bisherigen Studien zur Lebensplanung konzentrierten sich entweder darauf, mittels qualitativer Fallanalysen verschiedene Typen von LebensplanerInnen zu identifizieren oder basierend auf quantitativen Surveys Lebensverlaufsmuster von Gruppen und Kohorten nachzuzeichnen (siehe Kapitel 2). Die in dieser Studie angewandte Diskursanalyse ermöglicht es, zwischen diesen beiden bisher weitgehend getrennten Forschungsansätzen eine Brücke zu schlagen, indem sie jene gesellschaftlichen Normen in den Blick nimmt, welche den einzelnen Lebensentwürfen ebenso wie den kollektiven Verlaufsmustern unterliegen. Die diskursanalytische Perspektive erlaubt es, das gegenwärtige Verständnis von Lebensplanung als Bestandteil einer historisch und kulturell kontingenten Existenzweise der Menschen zu lesen und seine Effekte aufzuzeigen (siehe Kapitel 3).

Die Analyse der Interviews dokumentiert einen Diskurs, welcher *Lebensplanung als obligatorische Aufgabe eines jeden Menschen* konstituiert. Das Individuum soll eigenständig und selbstverantwortlich – das heißt unabhängig von Anderen und unabhängig von Geschlecht, basierend einzig auf persönlichen Interessen, Bedürfnissen und Präferenzen – die eigene Zukunft planen.

Der Lebensplanungsdiskurs ist jedoch durch eine Reihe von Spannungsfeldern geprägt. So besteht zwar erstens die Pflicht Zukunftspläne zu schmieden, gleichzeitig wird die Zukunft jedoch als so schnell wandelbar verstanden, dass man heute nicht weiß, was morgen noch Gültigkeit haben wird (Kapitel 8.1). Zweitens basiert der Diskurs auf der Vorstellung eines autonomen, ungebundenen und von Anderen unabhängigen Individuums, das seinen eigenen Weg durchs Leben verfolgt. Gleichzeitig existiert jedoch eine Paarnormativität, welche das Ideal eines Lebens in einer Partnerschaft propagiert und damit eine Abhängigkeit oder zumindest einen Abstimmungsbedarf mit dem Lebensentwurf des Partners oder der Partnerin erfordert (Kapitel 8.2). Und drittens wird das Individuum zwar als völlig unabhängig

von Geschlecht und nur durch individuelle Präferenzen geprägt konzeptualisiert. Es bewegt sich jedoch inmitten fortbestehender Geschlechternormen, welche ihm oder ihr nach wie vor qua Geschlecht bestimmte Eigenschaften, Fähigkeiten und Aufgaben zuschreiben (Kapitel 9.1).

In diesen Spannungsfeldern zeigt sich die gemäß Foucault charakteristische Unvollkommenheit, Brüchigkeit und Widersprüchlichkeit von Diskursen (Foucault 1981: 213ff). Die diskursanalytische Herangehensweise erlaubt es, diese sichtbar zu machen und als intrinsische Bestandteile des Diskurses zu beschreiben. Der Diskurs individualisierter Lebensplanung bildet folglich kein in sich geschlossenes und stimmiges Aussagemuster. Er ist geprägt durch ein Nebeneinander teilweise widersprüchlicher Normen, welche selbst Bestandteil des Diskurses sind und diesen nicht nur konterkarieren, sondern gleichzeitig zu seiner Stabilisierung beitragen.

Kernelement des Diskurses individualisierter Lebensplanung bildet die Anforderung ans Individuum, sein Leben frei und selbstverantwortlich zu planen. Die an Foucaults Überlegungen anschließende Gouvernementalitätsforschung versteht diese Norm der Wahlfreiheit und Selbstverantwortung als zentraler Baustein der gegenwärtigen Herrschaftsform (Foucault 1991, Lemke 2004). Sie bildet den Eckpfeiler einer neoliberalen Regierungsweise, welche kollektive Sicherungssysteme zurückdrängt und dagegen die Autonomie der Einzelnen betont (Lemke 2000a: 32). Foucault selbst spricht von einer »Staatsphobie« und einem »Anti-Etatismus« (Foucault 2000). Arbeiten der Gouvernementalitätsforschung zeigen auf, mittels welchen Logiken und Mechanismen sich die neoliberale Rationalität in verschiedenen Bereichen der Gegenwartsgesellschaft ausbreitet.

In der Arbeitswelt beispielsweise wird von den Individuen zunehmend erwartet, sich selbst als autonome ArbeitskraftunternehmerInnen – als Ich-AGs – zu verstehen. So gilt es unter anderem, selbstverantwortlich die eigene Arbeitsbiographie zu managen und mittels unablässiger Weiterbildungsbemühungen im Wettbewerb mit allen anderen Ich-AGs den eigenen Marktwert zu optimieren (siehe hierzu jüngst z.B. Spilker 2010, sowie Kapitel 4.3 und 4.4). Wohlfahrtsstaatliche Unterstützungsleistungen wie Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe werden gekürzt und zu Aktivierungsprogrammen umgestaltet, welche die Unterstützungsbedürftigen ermächtigen sollen, so schnell wie möglich wieder selbstständig für das eigene Auskommen sorgen zu können und »nützliche« autonome Subjekte zu werden (siehe hierzu z.B. Ott und Wrana 2010, Pieper 2003, Pühl 2003). Selbst bezogen auf die größer werdende Zahl an älteren Menschen werden neue Alterspoli-

tiken entwickelt, die sie als »aktive Alte« konzeptualisieren und zur Selbstaktivierung aufrufen (Denninger et al. 2010).

Die neoliberale Regierungsweise ruft die Individuen dabei stets als freie Subjekte an und fordert sie auf, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Sie formt dadurch eine ganz bestimmte Art des Selbstverhältnisses der Menschen: die UnternehmerInnen ihrer selbst (Bröckling 2007, Michalitsch 2006). Das heißt, die Individuen verstehen sich auch in ihrem Eigenbild zunehmend als freie und selbstverantwortliche ManagerInnen ihrer eigenen Lebensumstände und -biographien. Durch die Internalisierung der neoliberalen Logik wird äußerer Zwang durch innerer ersetzt und Fremdführung durch Selbstführung. Im Sinne einer verinnerlichten Selbsttechnologie kontrollieren die Subjekte sich selbst und schreiben auch die Konsequenzen ihrer Handlungen ausschließlich sich selbst zu (Kapitel 2.2).

Die Gouvernamentalitätsforschung dokumentiert die Mechanismen neoliberaler Rationalität bisher vor allem anhand von so genannten Programmanalysen, das heißt beispielsweise mittels Analysen gesetzlicher Regelungen oder institutioneller Arrangements (Ott und Wrana 2010: 156ff). Diese machen sichtbar, auf welche Art und Weise Menschen – zum Beispiel durch neue Arbeitsmarktintegrationsprogramme für Erwerbslose – angerufen werden, sich auf eine bestimmte Art und Weise selbst zu verstehen und entsprechend zu handeln. Mit dieser Herangehensweise kann die Gouvernamentalitätsforschung zwar sichtbar machen, welches Selbstverständnis den Individuen nahegelegt wird, es muss jedoch offen bleiben, inwieweit die Angesprochenen dieses in ihre Selbstkonzepte aufnehmen. In diesem Punkt kann die vorliegende Studie die Perspektive der Gouvernamentalitätsforschung erweitern. Mittels narrativer Interviews richtet sie ihren Blick statt auf die Anrufungen durch Programme unmittelbar auf das Selbstverständnis der Individuen (siehe hierzu auch Rau 2010).

Die Analyse der Erzählungen hat aufzeigen können, wie die jungen Erwachsenen die neoliberale Logik aus Wahlfreiheit und Selbstverantwortung in Bezug auf ihre Lebensentwürfe als Bestandteil ihres Selbstverständnisses internalisiert haben (siehe Kapitel 8). Sie verstehen sich als autonome, vorausschauende PlanerInnen ihrer Zukunft, die ihre Lebenswege frei wählen und übernehmen dabei die volle Verantwortung für sämtliche Konsequenzen ihrer biographischen Entscheidungen. Sie tun dies auch, wo möglicherweise gar keine besseren Alternativen zur Verfügung standen und die Folgen einer Wahl nicht vorhersehbar waren. Ebenso fühlen sie sich selbst dafür verantwortlich, für sämtliche Konflikte, die sich aus fortbestehenden Abhän-

gigkeiten und geschlechtsspezifischen Zuschreibungen ergeben, individuelle Lösungen zu finden. So gelten beispielsweise Probleme der Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht als gesellschaftliche Herausforderungen, sondern als individuelles Unvermögen, im eigenen Leben die richtigen Prioritäten zu setzen. Wie es die neoliberale Rationalität vorsieht, individualisieren sie folglich die Verantwortung für gesellschaftliche Risiken und interpretieren sie als Probleme der Selbstsorge.

Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (2001) vertreten in ihrer Individualisierungstheorie die These, die Individualisierung der Verantwortung für die eigene Zukunftsplanung führe beim Individuum zu Unvermögen und Überforderung (siehe Kapitel 2.2 und 8.1). Auch Arbeiten der Gouvernementalitätstheorie diagnostizieren oft eine große Hilflosigkeit und Unsicherheit des Einzelnen. Spilker (2010: 128) spricht von »Zukunfts- und Versagensängsten als ständige Wegbegleiter« und Lemke (2004: III) beschreibt »eine permanente Angst vor dem eigenen Scheitern«. In den Narrativen der jungen Erwachsenen hingegen finden sich keinerlei Hinweise auf eine solche Überforderung. Die Befragten äußern nicht Unsicherheit und Versagensängste, sondern (re)produzieren den individualisierten Lebensplanungsdiskurs mit großer Selbstverständlichkeit. Als Individuum die uneingeschränkte Verantwortung für die eigene Biographie zu übernehmen und auch die Konsequenzen institutionalisierter Ungleichheiten ausschließlich sich selbst zuzuschreiben, ist für sie soweit Normalität, als dass Lebensplanung weder anders gedacht noch gewünscht wird.

## Die Privatisierung der Geschlechterverhältnisse

Welche Konsequenzen haben dieser Diskurs individualisierter Lebensplanung und die darin zum Ausdruck kommende neoliberale Rationalität für die Geschlechterverhältnisse und -konstruktionen?

Die bisherigen Auseinandersetzungen mit Gouvernementalität aus einer Geschlechterperspektive verfolgen insbesondere das Ziel aufzuzeigen, dass auch die Zweigeschlechtlichkeit Produkt einer historisch spezifischen Herrschaftsweise ist. Individuen entwickeln eine gesellschaftlich konstituierte Existenzweise, die sie als männliche und weibliche Subjekte erst hervorbringt (siehe hierzu auch Maihofer 1995 und Kapitel 3.1). So sind vergeschlechtlichte Zuschreibungen und Grenzziehungen als zentraler Bestandteil in gegenwärtige Regierungsweisen eingeschrieben. Individuen werden zwar als

freie und autonome Subjekte angerufen – aber immer auch als vergeschlechtlichte (Ludwig 2010: 44ff). Ziel dieser geschlechtertheoretischen Arbeiten ist es, diese Machtmechanismen zu entnaturalisieren und sie als intrinsischer Bestandteil gegenwärtiger Gouvernementalität zu analysieren.

Weiter zeigen die Arbeiten auf, dass die gegenwärtige Neoliberalisierung staatlicher Sicherungssysteme und wohlfahrtsstaatlicher Unterstützungsleistungen vergeschlechtlichte Effekte hat. Sie dokumentieren, wie die vermeintlich geschlechtsneutralen Leitbilder und Programme neoliberaler Prägung Geschlechterverhältnisse (re)produzieren und auch verändern. Dabei sind deren Wirkungsweisen aus Geschlechtersicht oft widersprüchlich. Ilona Ostner (2006) beispielsweise dokumentiert am Beispiel von Deutschland, inwiefern arbeitsmarkt- und sozialpolitische Maßnahmen vielfach paradoxe Effekte haben. So trägt beispielsweise der angestrebte Ausbau von Kinderbetreuung durch Tagesmütter zu einer besseren Vereinbarkeit von Familie und Berufstätigkeit bei, schafft aber gleichzeitig prekäre und schlecht entlohnte Arbeit, die wiederum fast ausschließlich von Frauen erledigt wird.

Wie die Arbeiten deutlich machen, tragen insbesondere die mit neoliberalen Restrukturierungen einhergehenden Einschränkungen staatlicher Leistungen meist zu einer Verschärfung geschlechtlicher Ungleichheiten bei. Gabriele Michalitsch (2006, 126) spricht in ihrer Analyse jüngster Reformmaßnahmen in Österreich gar von einer »patriarchalen Restrukturierung der Geschlechterverhältnisse«. Sie verweist unter anderem auf Pflegeleistungen im Gesundheitsbereich, welche durch die Privatisierung bislang öffentlicher Dienste sehr viel teurer geworden sind und deshalb wieder vermehrt im eigenen Haushalt (von Frauen) erbracht werden müssen. Daneben macht sie sichtbar, wie Deregulierungen im Arbeitsrecht zu einer verschärften Spaltung des Arbeitsmarktes in männliche Kernarbeitsplätze und hauptsächlich den Frauen zugewiesene prekäre Beschäftigungen führen (Michalitsch 2006: 126ff).

Katharina Pühl (2003) illustriert am Leitbild der »Unternehmerin ihrer selbst«, dass die neuen so genannt »aktivierenden« arbeitsmarktpolitischen Programme in Deutschland die Betreuung von Kindern oder älteren Personen – welche nach wie vor mehrheitlich von Frauen geleistet wird – weitgehend ignorieren. Sorgearbeit tritt höchstens als Störfaktor auf, der die erfolgreiche Integration in den Arbeitsmarkt verhindert (Pühl 2003: 122). So werden Frauen in den Politiken zwar nicht länger als Abhängige ihrer Ehemänner konzeptualisiert, sondern ebenfalls als Arbeitnehmerinnen mit eigenem Einkommen. Solange jedoch einzig dauerhafte Vollzeitwerbsarbeit



die Grundlage sozialer Sicherung bildet und reproduktive Tätigkeiten darin nicht berücksichtigt werden, bleibt ihre Absicherung prekär (siehe hierzu auch Brodie 2004). Daneben weisen die AutorInnen immer wieder darauf hin, dass die sozialen Spaltungen oft nicht klar entlang von Geschlechtergrenzen verlaufen. Sie teilen zwischen jenen, die am Arbeitsmarkt bestehen können, und jenen, die aussortiert werden oder nur zu prekären Bedingungen eingebunden sind (Pühl 2008, 121f).

Welche Schlüsse lassen sich hinsichtlich Geschlecht aus den Erzählungen der jungen Erwachsenen ziehen? Die Analyse der Interviews brachte mit Blick auf Geschlecht eine komplexe Verschränkung von Kontinuität und Wandel zum Vorschein. Die jungen Erwachsenen grenzen sich in gewissen Punkten von vergeschlechtlichten Stereotypen und Rollenbildern ab, übernehmen jedoch andere geschlechtsspezifische Normen weitgehend unhinterfragt. Sie schwanken hin und her zwischen dem Glauben an einerseits gleiche und andererseits doch geschlechtsspezifisch unterschiedliche Eigenschaften von Männern und Frauen. Es zeigt sich eine »paradoxe Gleichzeitigkeit« (Maihofer 2007) von Relativierungen und Re-Markierungen von Geschlechterdifferenzen (siehe Kapitel 9.2 und 9.3). Dabei besitzt der Diskurs individualisierter Lebensplanung sowohl das Potenzial, Grenzbeziehungen zwischen den Geschlechtern weiter zu verwischen als auch dazu beizutragen Geschlechterstereotype zu verfestigen.

Auf der einen Seite eröffnen die Freiheit und gleichzeitig der Zwang, das eigene Leben in Eigenregie und selbstverantwortlich zu planen Spielraum für Abweichungen von vorgegebenen geschlechtsspezifischen Lebenswegen. Das Individualitätspostulat führt Lebensentwürfe in jeder Hinsicht auf die Fähigkeiten, Interessen und Präferenzen einer individuell einzigartigen und damit nicht durch Geschlecht bestimmten Persönlichkeit zurück. Es stellt dadurch bisher unhinterfragte Selbstverständlichkeiten zur Disposition und fordert von den Individuen eine aktive Auseinandersetzung mit alternativen Optionen. Ist die Gestaltung des Zusammenlebens und die Arbeitsteilung in einer Partnerschaft nicht mehr durch das Geschlecht vordefiniert, sondern in jedem Lebensabschnitt immer wieder neu auszuhandeln, so braucht dies intensive Kommunikation und Reflexion der eigenen Situation und der persönlichen Präferenzen. Diese Konzeptualisierung von Lebensplanung eröffnet damit einen Raum, um weitere vergeschlechtlichte Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen. Gilt Lebensplanung als permanente, fortlaufende Evaluation der sich darbietenden Chancen und Auswahl jenes Lebenswegs, der den individuellen, persönlichen Präferenzen und Fähigkeiten zum

gegebenen Zeitpunkt am besten entspricht, so *verliert Geschlecht seine Legitimation als soziales Ordnungsprinzip*.

Unter der Herrschaft des Individualitätspostulats kann von niemandem gefordert werden, aufgrund seines Geschlechts einen bestimmten vorgegebenen Lebensweg zu verfolgen. Ist jeder Mensch in seinen Fähigkeiten, Interessen und Präferenzen individuell, können niemandem qua Geschlecht Aufgaben zugewiesen und Fähigkeiten zu- oder aberkannt werden. Ziel eines und einer jeden muss es sein, jenen eigenen Weg zu suchen, der zur eigenen Persönlichkeit passt. Die in den Interviews vielfach dokumentierte Aussage »für mich stimmt es so« legitimiert stets das Anderssein. Die Feststellung »das entspricht mir« rechtfertigt die Überschreitung von Geschlechtergrenzen. Die Freiheit und der Zwang individueller, selbstverantwortlicher Lebensplanung können folglich zur Aufweichung bestehender Geschlechternormen beitragen.

Auf der anderen Seite führt das beschriebene Selbstverhältnis dazu, dass auch die inkorporierten und institutionalisierten Effekte fortbestehender Geschlechternormen individualisiert werden. Das heißt, *die gesellschaftliche Genese und Verankerung der bestehenden Geschlechterverhältnisse werden von den jungen Erwachsenen vollständig ausgeblendet*. Geschlechterungleichheiten gelten ausschließlich als Resultat individueller Präferenzen. Sowohl ihre institutionelle Abstützung als auch ihre Inkorporiertheit durch sozialisatorische Prozesse bleiben unberücksichtigt. Als Folge davon gerät die Veränderbarkeit gesellschaftlicher Regelungen, Normen und Institutionen aus dem Blick.

Individuen können zwar »frei« aus verschiedenen lebensplanerischen Optionen auswählen, die damit verknüpften Bedingungen und Konsequenzen werden jedoch als weitgehend unveränderbar wahrgenommen und sind vom Individuum zu akzeptieren. So gilt es beispielsweise als gegeben, dass Führungskräfte und Selbständige oft auch an Wochenenden und Abenden arbeiten müssen oder dass homosexuelle Paare nicht zur Reproduktionsmedizin zugelassen sind. Es gilt sich damit zu arrangieren, dass die Vereinbarkeit von Beruf und Familie mit Kindern Probleme bereitet und Kompromisse erfordert. Die jeweiligen Einschränkungen und Schwierigkeiten gelten als Preis für den Lebensweg, den man aus freiem Willen gewählt hat. Sie werden nicht als gesellschaftliche Probleme verstanden, die es zu lösen gilt, sondern als unveränderliche Notwendigkeiten, mit denen sich all jene individuell zu arrangieren haben, welche die entsprechenden Lebenswege gewählt haben.

Der Diskurs individualisierter Lebensplanung trägt damit zu einer »Naturalisierung des Gesellschaftlichen« (Maihofer 2007: 284) bei. Das heißt, er

begünstigt die Wahrnehmung bestehender Verhältnisse als objektive Sachzwänge und unbeeinflussbare Notwendigkeiten. Er verunmöglicht es dadurch, Unzufriedenheit mit den eigenen Lebensumständen zu äußern oder sich gegen fortbestehende Geschlechterungleichheiten zur Wehr zu setzen. Jede Kritik fällt stets auf die protestierende Person zurück: Sie hätte ja einen anderen Lebensweg wählen können. Wer also fehlende Kinderbetreuungseinrichtungen moniert, hätte sich einen anderen Wohnort aussuchen können. Wer sich als Kindergartenlehrerin über mangelnde Karriereperspektiven oder als Manager über lange Arbeitszeiten beklagt, hätte einen anderen Beruf ergreifen können. Wem die kurzen Betreuungszeiten in der Schule nicht gefallen, soll seine Kinder in eine Privatschule schicken. Wer sich darüber beschwert, dass der Partner oder die Partnerin nicht genügend zur Hausarbeit beiträgt, hätte sich ein anderes Gegenüber aussuchen können.

Der Diskurs individualisierter Lebensplanung hat folglich den Effekt, dass er den Raum für Unzufriedenheit und Protest gegen oder auch nur Diskussionen über bestehende (Geschlechter-)Normen und (vergeschlechtlichte) Institutionen und damit die »gesellschaftliche Handlungsfähigkeit« (Maihofer 2007: 300) einschränkt. Er bewirkt eine *Privatisierung der Geschlechterverhältnisse*. Im Laufe der Sozialisation inkorporierte und vielfältig in Institutionen eingebettete Geschlechternormen werden als Resultat geschlechtsunabhängiger, individueller Präferenzen verstanden. Werden fortbestehende Geschlechterungleichheiten dem Individuum angelastet, sind sie auf gesellschaftlicher Ebene nicht angreifbar. Der Diskurs beinhaltet folglich eine Strategie der *Immunisierung der Geschlechterverhältnisse und damit auch fortbestehender Geschlechterungleichheiten gegen Kritik*.

Die Diagnose der Individualisierung und Privatisierung gesellschaftlich produzierter Ungleichheiten beschränkt sich nicht auf die Geschlechterverhältnisse. Sie kann im Sinne Foucaults als zentraler Effekt der gegenwärtigen neoliberalen Gouvernementalität verstanden werden (Lemke 2000a). Wie Spilker (2010: 140) aufgrund seiner Analyse prekärer Arbeitsverhältnisse resümiert, wird »im Namen der Besonderheit der Individuen [...] die Zerstörung kollektiver Solidarität gerechtfertigt« und damit ein sehr effektives Mittel geschaffen, um im Hinblick auf Arbeitsbedingungen jede kollektive Formulierung von Interessen zu verhindern. Analog dazu dokumentieren Ott und Wrana (2010: 179) am Beispiel von Assessmentzentren, wie Arbeitslosigkeit als persönliches Problem entworfen und in den Bereich individueller Verantwortung verlagert wird.

Gleichzeitig prägen das Ausblenden gesellschaftlich bedingter Ungleichheiten und deren (Re)Konstituierung als Folgen individueller Präferenzen die gegenwärtigen Transformationsprozesse in den Geschlechterverhältnissen (Maihofer 2007). Die Privatisierung vergeschlechtlichter Ungleichheiten zeigt sich abgesehen vom Diskurs individualisierter Lebensplanung nicht zuletzt in den gegenwärtigen Aversionen gegenüber gleichstellungspolitischen Forderungen und Programmen. So werden Gleichstellungsbüros durch Kürzungen ihrer Ressourcen zurückgebunden oder gar grundsätzlich in Frage gestellt (siehe hierzu Michalitsch 2006: 140ff).

Die gegenwärtig größte Herausforderung für die Geschlechterforschung besteht darin, Strategien zu entwickeln, um gegen die privatisierenden und individualisierenden Effekte der neoliberalen Regierungsweise anzugehen und vergeschlechtlichte Ungleichheiten wieder als kollektive Probleme kritisierbar zu machen (Pühl 2003: 123 und 2008: 124). Diskursanalytische Untersuchungen wie die vorliegende Studie bilden hierbei eine fruchtbare erkenntnistheoretische Perspektive und ein zentrales Mittel, um die historische Kontingenz und die *gesellschaftliche* Genese der Geschlechterverhältnisse und Geschlechterkonstruktionen überhaupt wieder in den Blick zu rücken. Sie erlauben es, Geschlecht nicht nur als individuelles, sondern auch als strukturelles Phänomen zu verstehen. Und sie ermöglichen es, Selbstverhältnisse von Individuen als historisch und kulturell spezifische Existenzweisen sichtbar zu machen und damit der Naturalisierung zu entreißen. Dadurch schaffen sie die Voraussetzung, fortbestehende Geschlechternormen nicht nur auf individueller Ebene zu überschreiten, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene zu hinterfragen und zu verändern.

# Anhang

## Interviewleitfaden

Erzähl mir bitte, wie du aufgewachsen bist.

Wie ist bei euch in der Familie ein normaler Tag abgelaufen, als du ein Kind warst?

Was kannst du mir zur Arbeitsteilung in deiner Familie erzählen?

Gab es zwischen deinen Eltern Konflikte um die Arbeitsteilung?

Welchen Stellenwert hatten für deine Mutter die Familie, welchen Stellenwert der Beruf oder allenfalls andere Interessen?

Und wie war das bei deinem Vater; welchen Stellenwert hatte für ihn die Familie, welchen Stellenwert der Beruf oder allenfalls andere Interessen?

Inwiefern sind deine Eltern für dich mütterlich bzw. väterlich oder inwiefern auch nicht?

Was macht für dich persönlich Familie aus?

Wie schaut deine heutige Lebenssituation aus? Erzähl einfach mal!

Lebst du in einer Beziehung?

Wer ist bei euch im Haushalt für welche Arbeiten zuständig?

Kommen wir auf die Arbeitswelt zu sprechen: Erzähl mir bitte, was du bisher in Ausbildung und Beruf gemacht hast und wie es weiter gehen wird.

Wie ist die Entscheidung für diese Ausbildung/diesen Beruf zu Stande gekommen?

Haben sich deine Berufsvorstellungen im Laufe der Zeit verändert?

Was bedeutet dir dein Beruf?

Wie glücklich bist du mit deiner derzeitigen Berufssituation?

Was hast du für Zukunftsvorstellungen im beruflichen Bereich?

Wie sieht die berufliche Situation von deinem Partner/deiner Partnerin aus?

Was bedeutet ihm/ihr der Beruf?

Was hat er/sie für berufliche Zukunftsvorstellungen?

Wie verbringst du deine freie Zeit?

Was hast du in diesem Bereich für Zukunftspläne?

Was hat dein/e Partner/in für Interessen und Zukunftspläne?

Wie sehen deine Zukunftsvorstellungen in Bezug auf Familiengründung und eigene Kinder aus?

Möchtest du mal Kinder haben?

Wie stellst du dir die Arbeitsteilung in deiner zukünftigen Familie vor?

Werdet ihr familienergänzende Kinderbetreuung in Anspruch nehmen?

Wie sehen die Zukunftsvorstellungen deines Partners/deiner Partnerin in Bezug auf Familiengründung und eigene Kinder aus?

Wie stellt sich dein/e Partner/in die Arbeitsteilung in eurer zukünftigen Familie vor?

Wenn du dir dich selbst als Mutter/Vater vorstellst, was hast du da für Bilder vor Augen?

Wie stellst du dir deine/n (zukünftigen) Partner/in in seiner/ihrer Rolle als Vater/Mutter vor?

Haben Väter und Mütter deiner Meinung nach unterschiedliche Aufgaben in der Familie?

Wir haben uns in der vergangenen Stunde über verschiedene Bereiche deines Lebens unterhalten, welche Bedeutung haben sie für dich?

Wenn du die drei Bereiche, Beruf, eigene Familie und andere Interessen nach ihrer Wichtigkeit für dich persönlich bewerten müsstest, wie sähe diese Gewichtung aus?

Gibt es in deinen Vorstellungen zu deiner Zukunft Konflikte zwischen den verschiedenen Bereichen?

Gibt es einen Aspekt oder ein Thema, das in unserem Gespräch noch zu wenig zum Ausdruck gekommen ist oder du noch einmal betonen möchtest?

---

## Kurzfragebogen

Alias Interview Code

---

Ort Datum

---

Name Jahrgang

---

Adresse

---

E-Mail Tel.

---

Aufgewachsen in

---

Bereitschaft für Nachfolgestudie Interesse an Resultaten

---

Permanente Adresse

---

Kontaktperson

---

Ausbildung Nationalität

---

Berufsbezeichnung Religion

---

Nettoeinkommen pro Monat Geschwister

---

Notizen

---

---

---

---

---

---

---

---





# Literatur

- Aassve Arnstein, Billari Francesco C., Piccarreta Raffaella 2007: Strings of adulthood: a sequence analysis of young British women's work-family trajectories. *European Journal of Population*, 23: 369–388.
- Alheit Peter 1996: Changing basic rules of biographical construction: modern biographies at the end of the 20th century. In: *Society and biography: interrelationships between social structure, institutions and the life course*. (Hrsg.) Weymann Ansgar, Heinz Walter R. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 111–128.
- Alheit Peter 2006: »Biographizität« als Schlüsselkompetenz in der Moderne. Vortrag vom 6. Oktober 2006 im Rahmen der Fachtagung »Das Leben gestalten. Biografisch lernen – biografisch lehren« an der Universität Flensburg.
- Allmendinger Jutta 2009: *Frauen auf dem Sprung: Wie junge Frauen heute leben wollen – Die BRIGITTE-Studie*. München: Pantheon.
- Arnett Jeffrey J. 2000: Emerging Adulthood. A Theory of Development From the late Teens Through the Twenties. *American Psychologist*, 55(5): 469–480.
- Arnett Jeffrey J. 2006: Emerging Adulthood in Europe: A Response to Bynner. *Journal of Youth Studies*, 9(1): 111–123.
- Artmann Michaela 2007: *Wer verdient denn nun die Brötchen?! Jugendliche planen ihre Familienrollen*. Bielefeld: Kleine.
- Badinter Elisabeth 2010: *Der Konflikt. Die Frau und die Mutter*. München: C. H. Beck.
- Bamby Andrea, Gumbinger Hans-Walter 2006: Neue Väter – andere Kinder? *Forschung Frankfurt*, 4/2006: 26–31.
- Barabasch Antje 2006: No Worries about the Future: Young Adults' Perceptions of Risk and Opportunity While Attending Technical College. *Journal of Industrial Teacher Education*, 43(2): 20–44.
- Bauer Tobias 2000: *Die Familienfalle. Wie und warum sich die Familiensituation für Frauen und Männer unterschiedlich auf die Erwerbsbiographie auswirkt – eine ökonomische Analyse*. Zürich: Rüegger.
- Baumgarten Diana, Kassner Karsten, Wehner Nina 2008: Vater werden ist nicht schwer... *Uni Nova. Wissenschaftsmagazin der Universität Basel*, 110: 9–11.
- Baumgartner Doris 2003: *Erwerbsverläufe von Frauen mit Kindern*. Bern: Schweizerischer Nationalfonds.

- Baumgartner Doris, Fux Beat 2004: Und sie bewegen sich doch nicht: die Männer. Zur geschlechtsspezifischen Verteilung der Erwerbsarbeit in Familien. In: *Leben in der Schweiz 1999–2000*. (Hrsg.) Zimmermann Erwin, Tillman Robin. Bern: Peter Lang, 109–130.
- Baumgartner Doris A. 2008: *Die flexible Frau. Frauenerwerbsarbeit im Werte- und Strukturwandel*. Zürich: Seismo.
- Beck-Gernsheim Elisabeth 2006: *Die Kinderfrage heute. Über Frauenleben, Kinderwunsch und Geburtenrückgang*. München: C. H. Beck.
- Beck Ulrich 1986: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck Ulrich, Beck-Gernsheim Elisabeth 1990: *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck Ulrich, Beck-Gernsheim Elisabeth 2001: *Individualization: Institutionalized Individualism and its Social and Political Consequences*. London: Sage.
- Beck Ulrich, Bonß Wolfgang, Lau Christoph 2004: Entgrenzung erzwingt Entscheidung. Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? In: *Entgrenzung und Entscheidung. Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?* (Hrsg.) Beck Ulrich, Lau Christoph. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 13–62.
- Becker Rolf 2006: Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf. *Soziologische Revue*, Sonderheft 6: 82–92.
- Becker-Schmidt Regina 1987: Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: *Die andere Hälfte der Gesellschaft*. (Hrsg.) Unterkircher Lilo, Wagner Ina. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, 10–27.
- Becker-Schmidt Regina 2010: Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: *Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. (Hrsg.) Becker Ruth, Kortendiek Beate. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 65–74.
- Benz Claude 2008: *Die »neuen Väter«. Eine diskursanalytische Untersuchung über die Darstellung einer sich ändernden Vaterrolle in den Printmedien Tages-Anzeiger und Le Temps*. Zürich: Masterarbeit am Geografischen Institut der Universität Zürich.
- Berty Karin 1990: Frauen sind selbst schuld, wenn sich nichts ändert, oder etwa nicht? In: *Emanzipation im Teufelskreis. Zur Genese weiblicher Berufs- und Lebensentwürfe*. (Hrsg.) Berty Karin, Fried Lilian, Gieseke Heide, Herzfeld Helga. Weinheim: Deutscher Studienverlag, 174–193.
- BFS, Bundesamt für Statistik 2007: *Der Arbeitsmarkt im internationalen Vergleich. Frauen und Männer im Erwerbsleben*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- BFS, Bundesamt für Statistik 2009a: *Veränderungen beim Zeitaufwand für Haus- und Familienarbeit: 1997–2007*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- BFS, Bundesamt für Statistik 2009b: *Erwerbsmodelle, Arbeitsteilung und Kinderbetreuung in Paarhaushalten. Einige Aspekte der Vereinbarkeit von Beruf und Familie: Die Schweiz im internationalen Vergleich*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.

- BFS, Bundesamt für Statistik 2010: *Erwerbsmodelle in Paarhaushalten mit und ohne Kind(er) 2009*. Verfügbar unter: [www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/20/05/blank/key/Vereinbarkeit/03.html](http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/20/05/blank/key/Vereinbarkeit/03.html) (Download 03.01.2011).
- Biggart Andy, Walther Andreas 2006: Coping with Yo-Yo-Transitions. Young Adults' Struggle for Support, between Family and State in Comparative Perspective. In: *A New Youth? Young People, Generations and Family Life*. (Hrsg.) Leccardi Carmen, Ruspini Elisabetta. Aldershot: Ashgate, 41–62.
- Bird Katherine 2001: Paternal Leave in Germany – An Institution With Two Faces? In: *Institutionen und Lebensläufe im Wandel. Institutionelle Regulierungen von Lebensläufen*. (Hrsg.) Leisering Lutz, Müller Rainer, Schumann Karl F. Weinheim und München: Juventa, 55–87.
- Birg Herwig 2005: *Die ausgefallene Generation: Was die Demographie über unsere Zukunft sagt*. München: C.H.Beck.
- Birkelbach Klaus W. 1998: *Berufserfolg und Familiengründung*. Opladen und Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bittman Michael, England Paula, Sayer Liana, Folbre Nancy, Matheson George 2003: When Does Gender Trump Money? Bargaining and Time in Household Work. *American Journal of Sociology*, 109(1): 186–214.
- Bohnsack Ralf, Nentwig-Gesemann Iris, Nohl Arnd-Michael 2001: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske und Budrich.
- Bonß Wolfgang, Esser Felicitas, Hohl Joachim, Pelizäus-Hoffmeister Helga, Zinn Jens 2004: Biographische Sicherheit. In: *Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?* (Hrsg.) Beck Ulrich, Lau Christoph. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 211–232.
- Borkowsky Anna, Streckeisen Ursula 1989: *Arbeitsbiographien von Frauen. Eine soziologische Untersuchung struktureller und subjektiver Aspekte*. Grösch: Rüegger.
- Born Claudia, Krüger Helga, Lorenz-Meyer Dagmar 1996: *Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf*. Berlin: Sigma.
- Born Claudia 2001: Modernisierungsgap und Wandel. Angleichung geschlechtsspezifischer Lebensführungen? In: *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime*. (Hrsg.) Born Claudia, Krüger Helga. Weinheim und München: Juventa, 29–53.
- Bourdieu Pierre 1990: Die biographische Illusion. *BIOS Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 3(1): 75–81.
- Bradley Harriet, Devadason Ranji 2008: Fractured Transitions: Young Adults' Pathways into Contemporary Labour Markets. *Sociology*, 42(1): 119–136.
- Brannen Julia, Lewis Suzan, Moss Peter, Smithson Janet, McCarragher Lucy 2001: *Workplace Change and Family Life. Report on two Case Studies*. Manchester: Work-Life Research Centre.
- Bröckling Ulrich 2007: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Brodie Janine 2004: Die Reformierung des Geschlechterverhältnisses. Neoliberalismus und die Regulierung des Sozialen. In: *Widerspruch*, 46: 19–32.
- Brunner Raphael, Santner Nina 2009: Höchstens zehn Tage Vaterschaftsurlaub. *Tagesanzeiger*, Ausgabe vom 6. Juni 2009: 59.
- Bublitz Hannelore 1999: Diskursanalyse als Gesellschafts-»Theorie«. »Diagnostik« historischer Praktiken am Beispiel der »Kulturkrisen«-Semantik und der Geschlechterordnung um die Jahrhundertwende. In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. (Hrsg.) Bublitz Hannelore, Bührmann Andrea D., Hanke Christine, Seier Andrea. Frankfurt und New York: Campus, 22–48.
- Bublitz Hannelore, Bührmann Andrea D., Hanke Christine, Seier Andrea (Hrsg.) 1999: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Frankfurt und New York: Campus.
- Bublitz Hannelore 2001: Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit. In: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. (Hrsg.) Keller Reiner, Hirsland Andreas, Schneider Werner, Viehöver Willy. Opladen: Leske und Budrich, 225–260.
- Bublitz Hannelore 2003: *Diskurs*. Bielefeld: Transkript.
- Buchen Sylvia 2004: Standortbestimmung und Selbstvergewisserung der Geschlechterforschung als Einführung. In: *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*. (Hrsg.) Buchen Sylvia, Helfferich Cornelia, Maier Maja S. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 11–24.
- Buchmann Marlis, Kriesi Irene, Pfeifer Andrea, Sacchi Stefan 2002: *Halb drinnen – halb draußen. Analysen zur Arbeitsmarktintegration von Frauen in der Schweiz*. Chur und Zürich: Rüegger.
- Bühler Elisabeth 2001: *Frauen- und Gleichstellungsatlas Schweiz*. Zürich: Seismo.
- Bühler Elisabeth, Heye Corinna 2005: Fortschritte und Stagnation in der Gleichstellung der Geschlechter 1970–2000. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) 2006: *Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Bürgisser Margret 1996: *Modell Halbe Halbe. Partnerschaftliche Arbeitsteilung in Familie und Beruf*. Zürich: Werd.
- Bürgisser Margret 1998: *Wie Du mir, so ich Dir... Bedingungen und Grenzen egalitärer Rollenteilung in der Familie*. Zürich und Chur: Rüegger.
- Bürgisser Margret 2006: *Egalitäre Rollenteilung. Erfahrungen und Entwicklungen im Zeitverlauf*. Zürich und Chur: Rüegger.
- Burkart Günter 1994: *Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien*. Stuttgart: Ferdinand Enke.

- Burkart Günter 1998: Eine empirische Überprüfung der Individualisierungsthese am Beispiel USA und ein Systematisierungsvorschlag. In: *Die Individualisierungsthese*. (Hrsg.) Friedrichs Jürgen. Opladen: Leske und Budrich, 107–141.
- Butler Judith 1991: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bynner John 2005: Rethinking the Youth Phase of the Life-course: The Case for Emerging Adulthood? *Journal of Youth Studies*, 8(4): 367–384.
- Carabine Jean 2001: Unmarried Motherhood 1830–1990: A Genealogical Analysis. In: *Discourse as Data. A Guide for Analysis*. (Hrsg.) Wetherell Margaret, Taylor Stephanie, Yates Simeon J. London: Sage, 267–310.
- Carling Alan, Duncan Simon, Edwards Rosalind 2002: *Analysing Families. Morality and rationality in policy and practice*. London: Routledge.
- Celik Semra 2006: *Grenzen und Grenzgänger. Diskursive Positionierungen im Kontext türkischer Einwanderung*. Münster: Unrast.
- Cornelißen Waltraud, Gille Martina 2005: Lebenswünsche junger Menschen und die Bedeutung geschlechterstereotyper Muster. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 23(4): 52–67.
- Cornelißen Waltraud 2006: Kinderwunsch und Kinderlosigkeit im Modernisierungsprozess. In: *Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse*. (Hrsg.) Berger Peter A., Kahlert Heike. Frankfurt und New York: Campus, 137–163.
- Debrunner Annelies 1997: *Gelebte Wirklichkeit – erträumte Zukunft. Gespräche mit Frauen des Jahrgangs 57*. Zürich: Seismo.
- Demirovic Alex 1996: Die Transformation des Wohlfahrtsstaats und der Diskurs des Nationalismus. In: *Unternehmen Globus – Facetten nachfordristischer Regulation*. (Hrsg.) Bruch Michael, Krebs Hans-Peter. Münster: Westfälisches Dampfboot, 89–115.
- Denninger Tina, van Dyk Silke, Lessenich Stephan, Richter Anna 2010: Die Regierung des Alter(n)s. Analysen im Spannungsfeld von Diskurs, Dispositiv und Disposition. In: *Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen*. (Hrsg.) Angermüller Johannes, van Dyk Silke. Frankfurt und New York: Campus, 207–235.
- Den Dulk Laura, Peper Bram, Van Doorne-Huiskes Anneke 2003: *Transitions: Literature Review for the EU Framework 5 Study »Gender, Parenthood and the Changing European Workplace«*. Manchester: Research Institute for Health and Social Change.
- Den Dulk Laura, Peper Bram 2005: Working parents and the utilisation of work/life policies: Case studies in the financial sector in the Netherlands. In: *Proceedings of the Community, Work and Family Conference 2005*. (Hrsg.) Research Institute for Health and Social Change. Manchester: Research Institute for Health and Social Change.
- Denzin Norman K., Lincoln Yvonna S. (Hrsg.) 2005: *The Sage Handbook of Qualitative Research. Third Edition*. London: Sage.

- Deutsche Shell (Hrsg.) 2002: *Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Diaz-Bone Rainer 1999: Probleme und Strategien der Operationalisierung des Diskursmodells im Anschluss an Michel Foucault In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. (Hrsg.) Bublitz Hannelore, Bührmann Andrea D., Hanke Christine, Seier Andrea. Frankfurt und New York: Campus, 119–135.
- Diaz-Bone Rainer 2006: Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 7(1).
- Dietschi Irene 2009: Sonst sterben wir aus. *Weltwoche*, Ausgabe 29 vom 15. Juli 2009.
- Diezinger Angelika, Rerrich Maria S. 1998: Die Modernisierung der Fürsorglichkeit in der alltäglichen Lebensführung junger Frauen: Neuerfindung des Altbekanntes? In: *Die ungleiche Gleichheit: Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*. (Hrsg.) Oechsle Mechtild, Geissler Birgit. Opladen: Leske und Budrich, 165–183.
- Dreyfus Hubert L., Rabinow Paul 1987: *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Duden Barbara 1991: *Geschichte unter der Haut*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Duncan Simon, Pfau-Effinger Birgit (Hrsg.) 2000: *Gender, Economy and Culture in the European Union*. London und New York: Routledge.
- Eckhard Jan, Klein Thomas 2006: *Männer Kinderwunsch und generatives Verhalten. Eine Auswertung des Familiensurvey zu Geschlechterunterschieden in der Motivation zur Elternschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eder Franz X. (Hrsg.) 2006: *Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Edley Nigel 2001: Analysing Masculinity. Interpretative Repertoires, Ideological Dilemmas and Subject Positions. In: *Discourse as Data. A Guide for Analysis*. (Hrsg.) Wetherell Margaret, Taylor Stephanie, Yates Simeon J. London: Sage, 189–228.
- Elder Glen H., O’Rand Angela M. 2009: Adult Lives in a Changing Society. In: *The Life Course Reader: Individuals and Societies Across Time*. (Hrsg.) Heinz Walter R., Weymann Ansgar, Huinink Johannes. Frankfurt am Main: Campus, 430–455.
- Elzinga Cees H., Liefbroer Aart C. 2007: De-standardization of Family-Life Trajectories of Young Adults. A Cross-National Comparison Using Sequence Analysis. *European Journal of Population*, 23: 225–250.
- Ernst Waltraud 1999: *Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern*. Wien: Milena.
- Esping-Andersen Gosta 2002: *Why we need a New Welfare State*. Oxford: Oxford University Press.
- Fleiner-Gerster Thomas, Gilliland Pierre, Lüscher Kurt (Hrsg.) 1991: *Familien in der Schweiz*. Freiburg: Universitätsverlag.
- Flick Uwe (Hrsg.) 2000: *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Foucault Michel 1973a: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault Michel 1973b: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. München: Hanser.
- Foucault Michel 1974: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault Michel 1981: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault Michel 1983: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault Michel 1986: *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault Michel 1991: Governmentality. In: *The Foucault Effect. Studies in Governmentality*. (Hrsg.) Burchell G., Gordon C., Miller P. Chicago: Chicago University Press, 87–104.
- Foucault Michel 2000: Staatsphobie. In: *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. (Hrsg.) Bröckling Ulrich, Susanne Krasmann, Lemke Thomas. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 68–71.
- Friedrichs Jürgen (Hrsg.) 1998: *Die Individualisierungsthese*. Opladen: Leske und Budrich.
- Fritzsche Yvonne 2000: Moderne Orientierungsmuster. Inflation am »Wertehimmel«. In: *Jugend 2000*. (Hrsg.) Deutsche Shell. Opladen: Leske und Budrich, 93–156.
- Fritzsche Yvonne, Münchmeier Richard 2000: Mädchen und Jungen. In: *Jugend 2000*. (Hrsg.) Deutsche Shell. Opladen: Leske und Budrich, 343–348.
- Froschauer Ulrike, Lueger Manfred 2003: *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. Stuttgart: UTB.
- Fuchs-Heinritz Werner 2000: Zukunftsorientierungen und Verhältnis zu den Eltern. In: *Jugend 2000*. (Hrsg.) Deutsche Shell. Opladen: Leske und Budrich, 23–92.
- Furlong Andy 2006: Balancing Change and Continuity. In: *A New Youth? Young People, Generations and Family Life*. (Hrsg.) Leccardi Carmen, Ruspini Elisabetta. Aldershot: Ashgate, xv-xvii.
- Furstenberg Frank F. 2000: The Sociology of Adolescence and Youth in the 1990s: A Critical Commentary. *Journal of Marriage and the Family*, 62: 896–910.
- Fux Beat, Bösch Andi, Gisler Priska, Baumgartner Doris 1997: *Bevölkerung und eine Prise Politik. Die schweizerische Migrations-, Familien- und Alterspolitik im Fadenkreuz von Einstellungen und Bewertungen*. Zürich: Seismo.
- Gabardinho Alexis 1999: *Kinderwunsch. Eine Analyse der Ergebnisse des Mikrozensus Familie in der Schweiz*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Geissler Birgit, Oechsle Mechtild 1996: *Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Geissler Birgit, Oechsle Mechtild 2001: Zeitordnungen des Erwerbssystems und biographische Bindungen an Andere. Verflechtung und Entkoppelung. In: *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebens-*

- laufregime.* (Hrsg.) Born Claudia, Krüger Helga. Weinheim und München: Juventa, 83–106.
- Giddens Anthony 1991: *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age.* Cambridge: Polity.
- Giddens Anthony 1996: Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft. In: *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse.* (Hrsg.) Beck Ulrich, Giddens Anthony, Lash Scott. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 113–194.
- Giddens Anthony 1999: Modernity and Self-Identity. In: *Modernity. Critical Concepts.* (Hrsg.) Waters Malcom. London: Routledge, 175–187.
- Gildemeister Regine, Wetterer Angelika 1992: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: *Traditionenbrüche. Entwicklungen feministischer Theorie.* (Hrsg.) Knapp Gudrun Axeli, Wetterer Angelika. Freiburg im Breisgau: Kore, 201–254.
- Gildemeister Regine 2004: Geschlechterdifferenz – Geschlechterdifferenzierung. Beispiele und Folgen eines Blickwechsels in der empirischen Geschlechterforschung. In: *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen.* (Hrsg.) Buchen Sylvia, Helfferich Cornelia, Maier Maja S. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 27–45.
- Gille Martina, Sardei-Biermann Sabine, Gaiser Wolfgang, de Rijke Johann 2006: *Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland: Lebensverhältnisse, Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 29- Jähriger.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Glaser Barney, Strauss Anselm 1967: *The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research.* Chicago: Aldine.
- Gray John 2004: *Men are from Mars, Women from Venus. The Classic Guide to Understanding the Opposite Sex.* New York: Harper.
- Greenstein Theodore N. 2000: Economic Dependence, Gender, and the Division of Labor in the Home. A Replication and Extension. *Journal of Marriage and the Family*, 62(2): 322–335.
- Grenz Sabine 2005: *(Un)heimliche Lust. Über den Konsum sexueller Dienstleistungen.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grunow Daniela 2007: Wandel der Geschlechterrollen und Väterhandeln im Alltag. In: *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung.* (Hrsg.) Mühlhling Tanja, Rost Harald. Opladen: Barbara Budrich, 49–76.
- Guldimmann Joana M. 1994: »Das hat sich irgendwie so ergeben«. Eine qualitative empirische Untersuchung zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung bei Paaren, die sich für einen Tagesschulplatz beworben haben. Bern: Selbstverlag.
- Gumbinger Hans-Walter, Bambey Andrea 2007: Vaterschaft zwischen Norm und Selbstbestimmung. *WestEnd Neue Zeitschrift für Sozialforschung*: 92–101.
- Gutiérrez Rodríguez Encarnación 1999: *Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Bio-*



- graphien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung*. Opladen: Leske und Budrich.
- Hagemann-White Carol 2000: *Frauen und Mütter in der Gesellschaft*. Vortrag vom 9. November 2000 im Rahmen der Fachtagung »Zukunft für Mütter – eine Herausforderung« in Bonn.
- Hall Stuart 2001: Foucault: Power, Knowledge and Discourse. In: *Discourse Theory and Practice: A Reader*. (Hrsg.) Wetherell Margaret, Taylor Stephanie, Yates Si-meon J. London: Sage, 72–81.
- Hardill Irene 2002: *Gender, migration and the dual career household*. London and New York: Routledge.
- Hark Sabine 2001: Feministische Theorie – Diskurs – Dekonstruktion. In: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. (Hrsg.) Keller Reiner, Hirsland Andreas, Schneider Werner, Viehöver Willy. Opladen: Leske und Budrich, 353–371.
- Hartmann Jutta 2000: Normierung und Normalisierung in der Debatte um Lebensformen – Versuch einer dekonstruktiven Bearbeitung für die Pädagogik. In: *Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. (Hrsg.) Lemmermöhle Doris, Fischer Dietling, Klika Dorle, Schlüter Anne. Opladen: Leske und Budrich, 256–267.
- Hartmann Jutta 2006: Dynamisiertes Geschlecht. Diskurstheoretische Perspektiven zur Subjektconstitution entlang der Grenzen von Geschlecht, Sexualität und Generation. In: *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. (Hrsg.) Bilden Helga, Dausien Bettina. Opladen: Barbara Budrich, 240–255.
- Heid Michaela 2007: Lebensplanung und Berufseinstieg von Jugendlichen. Zum Verhältnis von Zukunftsperspektiven und Wertorientierungen bei Jugendlichen einer Schweizer Schulklasse. In: *Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart*. (Hrsg.) Seifert Manfred, Götz Riene, Huber Birgit. Frankfurt und New York: Campus, 31–47.
- Heinz Walter R., Krüger Helga 2001: Life Course: Innovations and Challenges for Social Research. *Current Sociology*, 49(2): 29–45.
- Heinz Walter R., Marshall Victor W. (Hrsg.) 2003: *Social Dynamics of the Life Course: Transitions, Institutions, and Interrelations*. Hawthorne: Aldine.
- Heinz Walter R. 2009: Transitions: Biography and Agency. In: *The Life Course Reader: Individuals and Societies Across Time*. (Hrsg.) Heinz Walter R., Weymann Ansgar, Huinink Johannes. Frankfurt am Main: Campus, 421–429.
- Heinz Walter R., Huinink Johannes, Swader Christopher S., Weymann Ansgar 2009: Fundamental Conceptual Frameworks. In: *The Life Course Reader: Individuals and Societies Across Time*. (Hrsg.) Heinz Walter R., Weymann Ansgar, Huinink Johannes. Frankfurt am Main: Campus, 15–30.
- Helduser Urte, Marx Daniela, Paulitz Tanja, Pühl Katharina (Hrsg.) 2004: *Under Construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt und New York: Campus.

- Helfferich Cornelia 2002: *frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Helfferich Cornelia 2004: *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Helfferich Cornelia, Klindworth Heike, Wunderlich Holger 2004: *männer leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Herzog Walter, Neuenschwander Markus P., Wannack Eveline (Hrsg.) 2006: *Berufswahlprozess: wie sich Jugendliche auf ihren Beruf vorbereiten*. Bern: Haupt.
- Hirschauer Stefan 1993: *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hofäcker Dirk 2007: Gut gemeint ist noch lange nicht getan. Eine international vergleichende Analyse zur partnerschaftlichen Arbeitsteilung im Haushalt. *Informationsdienst Soziale Indikatoren*, 37: 12–15.
- Hollstein Walter 1999: *Männerdämmerung. Von Tätern Opfern, Schurken und Helden*. Göttingen: Vandenhoeck.
- Hollstein Walter 2008: »Was vom Manne übrig blieb«. *Krise und Zukunft des starken Geschlechts*. Berlin: Aufbau.
- Honegger Claudia 1991: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib*. Frankfurt am Main: Campus.
- Höpflinger François, Charles Maria, Debrunner Annelies 1991: *Familienleben und Berufsarbeit. Zum Wechselverhältnis zweier Lebensbereiche*. Zürich: Seismo.
- Höpflinger François, Hafner Denise, Gisin Sandra 1997: *Jung sein im Betrieb. Ergebnisse einer Befragung von jungen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern und Vorgesetzten im Zürcher Dienstleistungssektor*. Zürich: Zürcher Kantonalbank.
- Hurni Lisbeth, Stalder Barbara 1994: »Ich verplane mir das Leben nicht gern auf Jahre...« *Berufliche Entwicklungsmuster bei jungen Frauen und Männern. Literaturstudie und Ergänzungen zum publizierten Bericht*. Bern: Büro für Laufbahnpsychologie.
- Hurrelmann Klaus, Linssen Ruth, Alber Mathias, Quellenberg Holger 2002: Eine Generation von Egotaktikern? Ergebnisse der bisherigen Jugendforschung. In: *Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus*. (Hrsg.) Deutsche Shell. Frankfurt am Main: Fischer, 31–51.
- Hurrelmann Klaus 2004: *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*. Weinheim und München: Juventa.
- Institut für Demoskopie Allensbach 2004: *Einflussfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der 18–44jährigen Bevölkerung*. Allensbach: Selbstverlag.
- Jäger Margarete 2003: Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs. In: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis*. (Hrsg.) Keller Reiner, Hirsland Andreas, Schneider Werner, Viehöver Willy. Opladen: Leske und Budrich, 421–437.

- Jäger Margarete, Jäger Siegfried 2007: *Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jurczyk Karin, Schier Michaela, Szymenderski Peggy, Lange Andreas, Voß G. Günter 2009: *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung* Berlin: Edition Sigma.
- Jurczyk Karin, Lange Andreas (Hrsg.) 2009: *Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen!* München: Bertelsmann.
- Karl Ute 2007: Metaphern als Spuren von Diskursen in biographischen Texten. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8(1).
- Kaspar Heidi, Müller-Böker Ulrike 2003: *Data protection in qualitative research*. Universität Zürich: Geografisches Institut.
- Kassner Karsten 2008: Männlichkeitskonstruktionen von »neuen Vätern«. In: *Was macht den Mann zum Mann? Beiträge zur Konstruktion von Männlichkeiten in Deutschland*. (Hrsg.) Luedtke Jens, Baur Nina. Opladen: Barbara Budrich, 141–163.
- Kaufmann Jean-Claude 1999: *Das verstehende Interview*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Keddi Barbara, Pfeil Patricia, Strehmel Petra, Wittmann Svendy 1999: *Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe*. Opladen: Leske und Budrich.
- Keddi Barbara 2003: *Projekt Liebe: Lebensthemen und biografisches Handeln junger Frauen in Paarbeziehungen*. Opladen: Leske und Budrich.
- Keller Reiner, Hirseland Andreas, Schneider Werner, Viehöver Willy (Hrsg.) 2001: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. Opladen: Leske und Budrich.
- Keller Reiner, Hirseland Andreas, Schneider Werner, Viehöver Willy (Hrsg.) 2003: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis*. Opladen: Leske und Budrich.
- Keller Reiner 2004: *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Opladen: Leske und Budrich.
- Keller Reiner 2008: *Michel Foucault*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Kerschgens Anke 2009: *Die widersprüchliche Modernisierung der elterlichen Arbeitsteilung. Alltagspraxis, Deutungsmuster und Familienkonstellation in Familien mit Kleinkindern*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- King Vera 2000a: Entwürfe von Männlichkeit in der Adoleszenz. Wandlungen und Kontinuitäten von Familien- und Berufsorientierungen. In: *Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis*. (Hrsg.) Bosse Hans, King Vera. Frankfurt und New York: Campus, 92–107.
- King Vera 2000b: Adoleszenz und die Konzepte geschlechtsbezogener Jugendarbeit. Geschlecht und Adoleszenz im sozialen Wandel – Jugendarbeit im Brennpunkt gesellschaftlicher und individueller Veränderungen. In: *Adoleszenz und pädagogische Praxis. Bedeutungen von Geschlecht, Generation und Herkunft in der*

- Jugendarbeit.* (Hrsg.) King Vera, Müller Burkhard K. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 37–57.
- Klein Doreen 2006: *Zum Kinderwunsch von Kinderlosen in Ost- und Westdeutschland. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft*, Heft 119. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Kluge Susann, Kelle Udo 2001: *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung*. Weinheim und München: Juventa.
- Knothe Holger 2002: Junge Frauen und Männer zwischen Herkunftsfamilie und eigener Lebensform. In: *Junge Frauen – junge Männer. Daten zu Lebensführung und Chancengleichheit.* (Hrsg.) Cornelißen Waltraud et al. Opladen: Leske und Budrich, 89–134.
- Kohli Martin 1985: Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37: 1–29.
- Koller Hans-Christoph 2006: Hermeneutik. In: *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung.* (Hrsg.) Bohnsack Ralf, Marotzki Winfried, Meuser Michael. Opladen und Farmington Hills: Barbara Budrich, 83–85.
- Konietzka Dirk, Kreyenfeld Michaela (Hrsg.) 2007: *Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- König Tomke, Maihofer Andrea 2004: »Es hat sich so ergeben« – Praktische Normen familialer Arbeitsteilung. *Familiendynamik*, 29(3): 209–232.
- Koppetsch Cornelia, Burkart Günter 1999: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich.* Konstanz: Universitätsverlag.
- Kortendiek Beate 2010: Familie. Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Tradionalisierung und Modernisierung. In: *Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie.* (Hrsg.) Becker Ruth, Kortendiek Beate. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 442–453.
- Kriesi Irene 2006: *Beschäftigungsmöglichkeiten und Erwerbskontinuität von Frauen. Zur Bedeutung des Stellenangebots für Erwerbsunterbrechungen und Wiedereintritte ins Berufsleben.* Zürich und Chur: Rüegger.
- Krüger Helga 1995: Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung im Lebenslauf. In: *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften.* (Hrsg.) Becker-Schmidt Regina, Knapp Gudrun-Axeli. Frankfurt am Main: Campus, 195–219.
- Krüger Helga 1996: Normative Interpretations of Biographical Processes. In: *Society and Biography. Interrelationships between Social Structure, Institutions and the Life Course.* (Hrsg.) Weymann Ansgar, Heinz Walter R. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 129–146.
- Krüger Helga, Baldus Bernd 1999: Work, Gender and the Life Course: Social Construction and Individual Experience. *The Canadian Journal of Sociology*, 24(3): 355–379.

- Krüger Helga 2001: Geschlecht, Territorien, Institutionen. Beitrag zu einer Soziologie der Lebenslauf-Relationalität. In: *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime*. (Hrsg.) Born Claudia, Krüger Helga. Weinheim und München: Juventa, 257–299.
- Krüger Helga 2002: Neue Selbstbilder junger Frauen – alte Übergangswege in den Beruf. Zu Stagnation und Wandel im Geschlechterverhältnis in Deutschland. In: *Jugendliche in Japan und Deutschland. Soziale Integration im Vergleich*. (Hrsg.) Kreuz-Sandberg Susanne. Opladen: Leske und Budrich, 135–151.
- Krüger Helga 2009: The Life-Course Regime: Ambiguities Between Interrelatedness and Individualization. In: *The Life Course Reader: Individuals and Societies Across Time*. (Hrsg.) Heinz Walter R., Weymann Ansgar, Huinink Johannes. Frankfurt am Main: Campus, 159–177.
- Kudera Werner, Voß G. Günter 2000: *Lebensführung und Gesellschaft: Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung*. Opladen: Leske und Budrich.
- Kühn Thomas 2004: *Berufsbioografie und Familiengründung. Biografiegestaltung junger Erwachsener nach Abschluss der Berufsausbildung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Küllchen Hildegard 1990: Schulische Situation, Berufs- und Lebensperspektiven von Gymnasiastinnen. In: *Emanzipation im Teufelskreis. Zur Genese weiblicher Berufs- und Lebensentwürfe*. (Hrsg.) Berty Karin, Fried Lilian, Gieseke Heide, Herzfeld Helga. Weinheim: Deutscher Studienverlag, 98–119.
- Küllchen Hildegard 1997: *Zwischen Bildungserfolg und Karriereskepsis. Zur Berufsfindung junger Frauen mit mathematisch-naturwissenschaftlichen Interessen*. Bielefeld: Kleine.
- Lange Andreas, Zerle Claudia 2008: Väter im Familienalltag. Die Kluft zwischen Einstellungen und Verhalten. *Forum Sexualaufklärung und Familienplanung*, 13(2): 17–20.
- Laqueur Thomas 1992: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt am Main: Campus.
- Leccardi Carmen 1998: Biographische Zeitperspektive und Lebensplanung junger Frauen. In: *Die ungleiche Gleichheit: Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*. (Hrsg.) Oechsle Mechtild, Geissler Birgit. Opladen: Leske und Budrich, 201–215.
- Leccardi Carmen 2006a: Facing Uncertainty: Temporality and Biographies in the New Century. In: *A New Youth? Young People, Generations and Family Life*. (Hrsg.) Leccardi Carmen, Ruspini Elisabetta. Aldershot: Ashgate, 15–40.
- Leccardi Carmen 2006b: Redefining the Future. Youthful Biographical Constructions in the 21st Century. *New Directions for Child and Adolescent Development*, 113: 37–48.
- Leccardi Carmen, Ruspini Elisabetta (Hrsg.) 2006: *A New Youth? Young People, Generations and Family Life*. Aldershot: Ashgate.
- Leira Arnlaug 2002: *Working Parents and the Welfare State: Family Change and Policy Reform in Scandinavia*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Lemke Thomas 2000a: Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In: *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. (Hrsg.) Bröckling Ulrich, Susanne Krasmann, Lemke Thomas. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7–40.
- Lemke Thomas 2000b: Neoliberalismus, Staat und Selbsttechnologien. Ein kritischer Überblick über die governmentality studies. *Politische Vierteljahresschrift*, 41(1): 31–47.
- Lemke Thomas 2004: »Eine Kultur der Gefahr« – Dispositive der Unsicherheit im Neoliberalismus. *Widerspruch*, 46: 89–98.
- Lemmermöhle Doris, Fischer Dietling, Klika Dorle, Schlüter Anne (Hrsg.) 2000: Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Leske und Budrich.
- Levy René 1996: Toward a Theory of Life Course Institutionalization. In: *Society and Biography: Interrelationships between Social Structure, Institutions and the Life Course*. (Hrsg.) Weymann Ansgar, Heinz Walter R. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 83–108.
- Levy René, Ernst Michèle 2002: Lebenslauf und Regulation in Paarbeziehungen: Bestimmungsgründe der Ungleichheit familialer Arbeitsteilung. *Zeitschrift für Familienforschung*, 14(2): 103–131.
- Levy René 2005: *Particulière, singulière ou ordinaire? La régulation suisse des parcours de vie sexués*. Vortrag vom 7. Oktober 2005 am Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in St. Gallen.
- Levy René 2009: Toward a Theory of Life Course Institutionalization. In: *The Life Course Reader: Individuals and Societies Across Time*. (Hrsg.) Heinz Walter R., Weymann Ansgar, Huinink Johannes. Frankfurt am Main: Campus, 178–201.
- Lucius-Hoene Gabriele, Deppermann Arnulf 2004: *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ludwig Gundula 2010: »Frauen«, »Männer« und »der Staat«. Foucaults Gouvernementalitätsvorlesungen als Beitrag zu einer feministischen poststrukturalistischen Staatstheorie. *femina politica*, 19(2): 39–49.
- Maihofer Andrea 1995: *Geschlecht als Existenzweise*. Frankfurt am Main: Helmer.
- Maihofer Andrea, Böhnisch Tomke, Wolf Anne 2001: *Wandel der Familie. Literaturstudie*. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung.
- Maihofer Andrea 2003: Von der Frauen- zur Geschlechterforschung. Modischer Trend oder bedeutsamer Perspektivenwechsel? *Widerspruch*, 44: 135–145.
- Maihofer Andrea 2004a: Was wandelt sich im aktuellen Wandel der Familie? In: *Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel*. (Hrsg.) Beerhorst Joachim, Demirovic Alex, Guggemos Michael. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 385–408.
- Maihofer Andrea 2004b: Geschlecht als soziale Konstruktion – eine Zwischenbetrachtung. In: *Under Construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. (Hrsg.) Helduser Ute, Marx Daniela, Paulitz Tanja, Pühl Katharina. Frankfurt und New York: Campus, 33–43.

- Maihofer Andrea 2007: Gender in Motion: Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: *Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung*. (Hrsg.) Grisard Dominique, Häberlein Jana, Kaiser Anelis, Saxer Sibylle. Frankfurt und New York: Campus, 281–315.
- Maihofer Andrea, Theweleit Klaus, Degele Nina 2007: Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault. *Freiburger Geschlechter Studien*, 21: 329–369.
- Maihofer Andrea, Baumgarten Diana, Kassner Karsten, Wehner Nina 2010: *Familiengründung und Kinderlosigkeit bei Männern. Bedingungen von Vaterschaft heute im Spannungsfeld zwischen alten und neuen Männlichkeitsnormen. Ergebnisse des Forschungsprojekts »Warum werden manche Männer Väter, andere nicht?«* Basel: Diskussionspapier des Zentrums Gender Studies der Universität Basel.
- Mansel Jürgen, Schweins Wolfgang, Ulbrich-Herrmann Matthias (Hrsg.) 2001: *Zukunftsperspektiven Jugendlicher. Wirtschaftliche und soziale Entwicklungen als Herausforderung und Bedrohung für die Lebensplanung*. Weinheim und München: Juventa.
- Marotzki Winfried 2000: Qualitative Biographieforschung. In: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. (Hrsg.) Flick Uwe, von Kardorff Ernst, Steinke Ines. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 175–186.
- Marotzki Winfried 2006: Biographieforschung. In: *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. (Hrsg.) Bohnsack Ralf, Marotzki Winfried, Meuser Michael. Opladen und Farmington Hills: Barbara Budrich, 22–24.
- Marquard Denise 2009: Wenn Väter zu Hause Karriere machen. *Tagesanzeiger*, Ausgabe vom 22. September 2009: 53.
- Marshall Harriette, Wetherell Margaret 1989: Talking about Career and Gender Identities: A Discourse Analysis Perspective. In: *The Social Identity of Women*. (Hrsg.) Sekevington Suzanne, Backer Deborah. London: Sage, 107–129.
- Marshall Victor W., Müller Margaret M. 2003: Theoretical Roots of the Life Course Perspective. In: *Social Dynamics of the Life Course. Transitions, Institutions, and Interrelations*. (Hrsg.) Heinz Walter R., Marshall Victor W. Hawthorne: Aldine, 3–32.
- Martin Peter, Schoon Ingrid, Ross Andy 2008: Beyond Transitions. Applying Optimal Matching Analysis to Life Course Research. *International Journal of Social Research Methodology*, 11(3): 179–199.
- Matzner Michael 2004: *Vaterschaft aus der Sicht von Vätern*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Matzner Michael 2007: Männer als Väter – ein vernachlässigtes Thema soziologischer Männerforschung. In: *Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit*, (Hrsg.) Bereswill Mechthild, Meuser Michael, Scholz Sylka. Münster: Westfälisches Dampfboot, 223–240.
- Michalitsch Gabriele 2006: *Die neoliberale Domestizierung des Subjekts. Von den Leidenschaften zum Kalkül*. Frankfurt am Main: Campus.

- Mills Melinda, Blossfeld Hans-Peter 2005: Globalization, uncertainty and the early life course. A theoretical framework. In: *Globalization, Uncertainty and Youth in Society*. (Hrsg.) Blossfeld Hans-Peter, Klijzing Erik, Mills Melinda, Kurz Karin. New York: Routledge, 1–24.
- Moen Phyllis 2003: *It's About Time: Couples and Careers*. Ithaca: Cornell University Press.
- Mühling Tanja, Rost Harald (Hrsg.) 2007: *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. Opladen: Budrich.
- Mühling Tanja 2007: Wie verbringen Väter ihre Zeit? – Männer zwischen »Zeitnot« und »Qualitätszeit«. In: *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*, (Hrsg.) Mühling Tanja, Rost Harald. Opladen: Budrich, 115–160.
- Nave-Herz Rosemarie 2000: Historischer und zeitgeschichtlicher Wandel im Phasenablaufprozess von der Partnerfindung bis zur Eheschließung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 20(3): 260–271.
- Nentwich Julia C. 2004: *Die Gleichzeitigkeit von Differenz und Gleichheit. Neue Wege für die Gleichstellungsarbeit*. Taunus: Ulrike Helmer.
- Nentwich Julia C. 2008: New fathers and mothers as gender troublemakers? Exploring discursive constructions of heterosexual parenthood and their subversive potential. *Feminism and Psychology*, 18(2): 207–230.
- Ninck Mathias 2009: Vaterschaft: Anschlag auf die alte Herrlichkeit. *Tagesanzeiger*, Ausgabe vom 17. Juli 2009: 7.
- Nohl Arnd-Michael 2006: *Interview und dokumentarische Methode*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- O'Connor Pat 2006: Young People's Constructions of the Self. Late Modern Elements and Gender Differences. *Sociology*, 40 (1): 107–124.
- O'Rourke Brendan K., Pitt Martyn 2007: Using the Technology of the Confessional as an Analytical Resource. Four Analytical Stances Towards Research Interviews in Discourse Analysis. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8(2).
- Oechsle Mechtild 1998: Ungelöste Widersprüche. Leitbilder für die Lebensführung junger Frauen. In: *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*. (Hrsg.) Oechsle Mechtild, Geissler Birgit. Opladen: Leske und Budrich, 185–200.
- Oechsle Mechtild, Geissler Birgit 1998: Die ungleiche Gleichheit. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensführung. In: *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*. (Hrsg.) Oechsle Mechtild, Geissler Birgit. Opladen: Leske und Budrich, 9–24.
- Oechsle Mechtild, Maschetzke Christiane, Rosowski Elke, Knauf Helen 2002: Abitur und was dann? Junge Frauen und Männer zwischen Berufsorientierung und privater Lebensplanung. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 20 (4): 17–27.
- Oechsle Mechtild, Geissler Birgit 2003: Between paid work and private commitments. Women's perceptions of time and life planning in young adulthood. *Time and Society*, 12(1): 79–98.



- Orrange Robert M. 2003: The Emerging Mutable Self: Gender Dynamics and Creative Adaptations in Defining Work, Familie, and the Future. *Social Forces*, 82(1): 1–34.
- Ostner Ilona 2006: Paradigmenwechsel in der (west)deutschen Familienpolitik. In: *Der demographische Wandel. Chancen für die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse*. (Hrsg.) Berger Peter A., Kahlert Heike. Frankfurt am Main und New York: Campus, 167–199.
- Ott Marion, Wrana Daniel 2010: Gouvernamentalität diskursiver Praktiken. Zur Methodologie der Analyse von Machtverhältnissen am Beispiel einer Maßnahme zur Aktivierung von Erwerbslosen. In: *Diskursanalyse meets Gouvernamentalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen*. (Hrsg.) Angermüller Johannes, van Dyk Silke. Frankfurt und New York: Campus, 155–181.
- Panter Rosl, Prein Gerald, Seus Lydia 2001: Per Doppelpass ins Abseits! Zur Kontinuität von Interpretations- und Handlungsmustern in Arbeitsmarkt und Strafjustiz und deren Konsequenzen. In: *Institutionen und Lebensläufe im Wandel. Institutionelle Regulierungen von Lebensläufen*. (Hrsg.) Leisering Lutz, Müller Rainer, Schumann Karl F. München: Juventa, 157–185.
- Paul Andreas 2002: Evolutionsbiologische Mutmaßungen über die Vaterschaft. In: *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. (Hrsg.) Walter Heinz. Giessen: Psychosozialverlag, 287–321.
- Pease Allan, Pease Barbara 2006: *Why men don't have a clue and women always need more shoes*. London: Orion.
- Perrons Diane 2003: The New Economy and the Work-Life Balance: Conceptual Explorations and a Case Study of New Media. *Gender, Work and Organisation*, 10(1): 65–93.
- Petri Horst 2004: *Väter sind anders. Die Bedeutung der Vaterrolle für den Mann*. Stuttgart: Kreuz.
- Pieper Marianne 2003: Regierung der Armen oder Regierung von Armut als Selbstsorge. In: *Gouvernamentalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault*. (Hrsg.) Pieper Marianne, Gutiérrez Rodríguez Encarnación. Frankfurt und New York: Campus, 136–160.
- Popp Ulrike 2009: Das hegemoniale Familienleitbild zwischen anachronistisch-restaurativen Tendenzen und gegenwärtigen Familienrealitäten – Über Paradoxien in Medien und Alltagsdiskursen. In: *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*. (Hrsg.) Villa Paula-Irene, Thiessen Barbara. Münster: Westfälisches Dampfboot, 90–106.
- Pritzl Christine 1996: Arbeitsorientierung von Jugendlichen. Arbeit und Beruf in den Lebensorientierungen von Jugendlichen – der Versuch einer Typologie. In: *Jugend sucht Arbeit. Eine Längsschnittuntersuchung zum Berufseinstieg Jugendlicher*. (Hrsg.) Raab Erich. München: Deutsches Jugendinstitut, 161–184.
- Pühl Katharina 2003: Der Bericht der Hartz-Kommission und die ›Unternehmerin ihrer selbst‹: Geschlechterverhältnisse, Gouvernamentalität und Neoliberalis-

- mus. In: *Gouvernementalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault*. (Hrsg.) Pieper Marianne, Gutiérrez Rodríguez Encarnación. Frankfurt und New York: Campus, 111–135.
- Pühl Katharina 2008: Zur Ent-Sicherung von Geschlechterverhältnissen, Wohlfahrtsstaat und Sozialpolitik. *Gouvernementalität der Entgarantierung und Prekarisierung*. In: *Gouvernementalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault*. (Hrsg.) Purtschert Patricia, Meyer Katrin, Winter Yves. Bielefeld: Transkript, 103–126.
- Purcell Kate, Hogarth Terence, Simm Claire 1999: *Whose Flexibility? The Costs and Benefits of non-standard Working Arrangements and Contractual Relations*. York: Joseph Rowntree Foundation.
- Rau Alexandra 2010: *Psychopolitik. Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Reichle Barbara, Zahn Flora 2006: »Und sie bewegt sich doch!« – Aufgabenverteilungen in Partnerschaften verändern sich im Lauf des Familienzyklus In: *Familie und Beruf – weibliche Lebensperspektiven im Wandel*. (Hrsg.) Endepohls-Ulpe Martina, Jesse Anja. Frankfurt am Main: Peter Lang, 85–102.
- Reiners Diana 2007: No future. Marginalisierte Jugendliche ohne Arbeitsmarktchancen. In: *Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart*. (Hrsg.) Seifert Manfred, Götz Riene, Huber Birgit. Frankfurt und New York: Campus, 49–61.
- Reuber Paul, Pfaffenbach Carmella 2005: Die Diskursanalyse im Spannungsfeld zwischen textinterpretativen und poststrukturalistischen Ansätzen in der empirischen Humangeographie. In: *Methoden der empirischen Humangeographie. Beobachtung und Befragung*. (Hrsg.) Reuber Paul, Pfaffenbach Carmella. Braunschweig: Westermann, 198–232.
- Rief Silvia 2000: (Auto)biographie – Geschlecht – Erfahrung. In: *Zeitgeschichte.at. Vierter österreichischer Zeitgeschichtetag 99*. (Hrsg.) Lechner Manfred, Seiler Dietmar. Innsbruck: Studienverlag (CD-ROM), 1–18.
- Rosenthal Gabriele 1995: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt und New York: Campus.
- Rosenthal Gabriele 2005: Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: *Biographieforschung im Diskurs*. (Hrsg.) Völter Bettina, Dausien Bettina, Lutz Helma, Rosenthal Gabriele. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 46–64.
- Rosenthal Gabriele, Fischer-Rosenthal Wolfram 2005: Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. (Hrsg.) Flick Uwe, von Kardorff Ernst, Steinke Ines. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 456–468.
- Rüling Anneli 2007: *Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Sackmann Reinhold 2007: *Lebenslaufanalyse und Biografieforschung: Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Santoro Monica 2006: Living with Parents. A Research Study on Italian Young People and their Mothers. In: *A New Youth? Young People, Generations and Family Life*. (Hrsg.) Leccardi Carmen, Ruspini Elisabetta. Aldershot: Ashgate, 146–163.
- Sarasin Philipp 2005: *Michel Foucault zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Schäfer Thomas, Völter Bettina 2005: Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung. In: *Biographieforschung im Diskurs*. (Hrsg.) Völter Bettina, Dausien Bettina, Lutz Helma, Rosenthal Gabriele. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 161–188.
- Scharmann Theodor 1967: *Lebensplanung und Lebensgestaltung junger Arbeiter*. Bern und Stuttgart: Hans Huber.
- Scheurich James Joseph, Bell Mc Kenzie Kathryn 2005: Foucault's Methodologies: Archaeology and Genealogy. In: *The Sage Handbook of Qualitative Research* (Hrsg.) Denzin Norman K., Lincoln Yvonna S. Thousand Oaks, London and New Delhi: Sage, 841–868.
- Schradin Carsten 2007: *Die Biologie des Vaters*. Fürth: Filander.
- Schrage Dominik 1999: Was ist ein Diskurs? Zu Michel Foucaults Versprechen, »mehr« ans Licht zu bringen. In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. (Hrsg.) Bublitz Hannelore, Bührmann Andrea D., Hanke Christine, Seiler Andrea. Frankfurt am Main: Campus, 63–74.
- Schütze Fritz 1981: Prozessstrukturen des Lebensablaufs. In: *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg*. (Hrsg.) Matthes Joachim, Pfeifenberger Arno, Stosberg Manfred. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, 67–156.
- Schwiter Karin 2003: *Arbeitsteilung in der Familie. Zwischen gelebter und gewünschter Wirklichkeit*. Zürich: Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich.
- Schwiter Karin 2007a: »Ich hätte gerne Kinder. Aber es muss passen.« Wie junge Erwachsene über ihre Zukunft und übers Kinderkriegen sprechen. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 25(3): 85–97.
- Schwiter Karin 2007b: Homo optionis? Die Illusion der Entscheidungsfreiheit. *Schritte ins Offene*, 37(6): 22–25.
- Schwiter Karin 2009: »Ich würde gerne den Hausmann spielen...« Gute und schlechte Väter in den Erzählungen junger Erwachsener. In: *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*. (Hrsg.) Villa Paula-Irene, Thiessen Barbara. Münster: Westfälisches Dampfboot, 213–225.
- Scott Joan W. 1991: The Evidence of Experience. *Critical Inquiry*, 17: 773–797.
- Sennett Richard 1998: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag.
- Settersten Richard A., Gannon Lynn 2009: Structure, Agency, and the Space Between: On the Challenges and Contradictions of a Blended View of the Life Course. In: *The Life Course Reader: Individuals and Societies Across Time*. (Hrsg.)

- Heinz Walter R., Weymann Ansgar, Huinink Johannes. Frankfurt am Main: Campus, 456–472.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.) 2006: *Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Spilker Niels 2010: *Die Regierung der Prekarität. Zur neoliberalen Konzeption unsicherer Arbeitsverhältnisse*. Münster: Unrast.
- Statistik Austria 2009: *Zeitverwendung 2008/09. Ein Überblick über geschlechtsspezifische Unterschiede*. Wien: Statistik Austria.
- Statistisches Bundesamt 2003: *Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02*. Berlin: Statistisches Bundesamt.
- Streckeisen Ursula 1990: *Arbeitsräume von Frauen. Zwischenräume der Gesellschaft. Zur Problematik biographischer Übergänge*. Bern: Dissertation an der Universität Bern.
- Streckeisen Ursula 1991: *Statusübergänge im weiblichen Lebenslauf. Über Beruf, Familie und Macht in der Ehe*. Frankfurt am Main: Campus.
- Szydlak Marc (Hrsg.) 2008: *Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tagesanzeiger 2008a: Futura. Das Bildungsmagazin. *Tagesanzeiger*, Beilage vom 19.05.2008.
- Tagesanzeiger 2008b: weiterBILDUNG. *Tagesanzeiger*, Beilage vom 28. Januar 2008.
- Taylor Stephanie 2001: Evaluating and Applying Discourse Analytic Research. In: *Discourse as Data. A Guide for Analysis*. (Hrsg.) Wetherell Margaret, Taylor Stephanie, Yates Simeon J. London: Sage, 311–330.
- Tazi-Preve Irene 2004: Vaterschaft im Wandel? Eine Bestandsaufnahme von Verhalten und Einstellung von Vätern. *Schriften des Österreichischen Instituts für Familienforschung* 12: 109–129.
- Thiessen Barbara, Villa Paula-Irene 2009: Mütter und Väter: Diskurse – Medien – Praxen. Eine Einleitung. In: *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*. (Hrsg.) Villa Paula-Irene, Thiessen Barbara. Münster: Westfälisches Dampfboot, 7–21.
- Thiessen Barbara, Villa Paula-Irene 2010: Entweder – oder? Mutterschaft zwischen Fundamentalismen und vielschichtigen Praxen. *Querelles-Net*, 11(2).
- Thon Christine 2004: »Warum es heute so kompliziert ist, eine Frau zu sein« – Geschlechterkonstruktionen in Biografien junger Frauen in Westdeutschland. In: *Geschlechterkonstruktionen in Ost und West*. (Hrsg.) Miethe Ingrid, Kajatin Claudia, Pohl Jana. Münster: Lit, 117–130.
- Timmermann Evelyn 2000: Autobiographische Handlungskompetenz in der Adoleszenz. In: *Adoleszenz und pädagogische Praxis. Bedeutungen von Geschlecht, Generation und Herkunft in der Jugendarbeit*. (Hrsg.) King Vera, Müller Burkhard K. Freiburg im Breisgau: Lambertus, 93–118.
- Tönz Othmar 2006: Stirbt die Schweiz aus? *Archipel*, Nr. 139, 06/2006.
- Van Echtelt Patricia, Glebbeek Arie, Lewis Suzan, Lindenberg Siegwart 2009: Post-Fordist Work: A Man's World? *Gender & Society*, 23(2): 188–214.

- Vogelgesang Waldemar 2001: »*Meine Zukunft bin ich!*« *Alltag und Lebensplanung Jugendlicher*. Frankfurt und New York: Campus.
- Volz Rainer 2007: Väter zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Zur Beharrlichkeit traditioneller Geschlechterbilder. In: *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*. (Hrsg.) Mühling Tanja, Rost Harald. Opladen: Budrich, 203–224.
- von Ah Manuela 2008: Weiterbildung mit Köpfchen bringt Erfolg. *Tagesanzeiger*, Ausgabe vom 19.05.2008: 36.
- von Braun Christina, Stephan Inge 2005: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Köln, Weimar und Wien: Böhlau.
- von der Leyen Ursula 2006: Emanzipation der Männer noch weit zurück. *Berliner Zeitung*, Ausgabe vom 29. September 2006.
- Wehner Nina, Maihofer Andrea, Kassner Karsten, Baumgarten Diana 2010: Männlichkeit und Familiengründung zwischen Persistenz und Wandel *Fampra*, 11(2): 295–314.
- Werneck Harald 2006: *Aktive Vaterschaft. Männer zwischen Familie und Beruf*. Gießen: Psychosozial-Verlag
- Westberg Annika 2004: Forever Young? Young People's Conception of Adulthood. The Swedish Case. *Journal of Youth Studies*, 7(1): 35–53.
- Wetherell Margaret, Taylor Stephanie, Yates Simeon J. (Hrsg.) 2001a: *Discourse as Data. A Guide for Analysis*. London: Sage.
- Wetherell Margaret, Taylor Stephanie, Yates Simeon J. (Hrsg.) 2001b: *Discourse Theory and Practice. A Reader*. London: Sage.
- Wetterer Angelika 2003: Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: *Achsen der Differenz*. (Hrsg.) Knapp Gudrun-Axeli, Wetterer Angelika. Münster: Westfälisches Dampfboot, 286–319.
- Weymann Ansgar 2009: Life Course Policy: The State and its Institutions. In: *The Life Course Reader: Individuals and Societies Across Time*. (Hrsg.) Heinz Walter R., Weymann Ansgar, Huinink Johannes. Frankfurt am Main: Campus, 113–120.
- Widmer Eric, Ritschard Gilbert 2009: The De-Standardization of the Life Course: Are Men and Women Equal? *Advances in Life Course Research*, 14(1–2): 29–39.
- Widmer Eric, Kellerhals Jean, Levy René 2003a: *Couples Contemporains. Cohésion, Régulation et Conflits*. Zürich: Seismo.
- Widmer Eric, Levy René, Pollien Alexandre, Hammer Raphaël, Gauthier Jacques-Antoine 2003b: Entre standardisation, individualisation et sexualité: une analyse des trajectoires personnelles en Suisse. *Swiss Journal of Sociology*, 29(1): 35–67.
- Windzio Michael 2001: Übergänge und Sequenzen. Der Einfluss von Arbeitslosigkeit auf den weiteren Erwerbsverlauf. In: *Strukturen des Lebenslaufs. Übergang – Sequenz – Verlauf*. (Hrsg.) Sackmann Reinhold, Wingen Matthias. München: Juventa, 163–198.

- Witzel Andreas 1985: Das problemzentrierte Interview. In: *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder.* (Hrsg.) Jüttemann Gerd. Heidelberg: Asanger, 227–256.
- Witzel Andreas 2000: Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1(1).
- Zerle Claudia, Krok Isabelle 2008: *Null Bock auf Familie? Der schwierige Weg junger Männer in die Vaterschaft.* Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.

# Politik der Geschlechterverhältnisse

Susanne Lettow

## **Biophilosophien**

Wissenschaft, Technologie und Geschlecht  
im philosophischen Diskurs der Gegenwart

2011, ca. 320 Seiten, Band 43, ISBN 978-3-593-39295-0

Otto Penz

## **Schönheit als Praxis**

Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit

2010, 205 Seiten, Band 42, ISBN 978-3-593-39212-7

Sabine Strasser, Elisabeth Holzeithner (Hg.)

## **Multikulturalismus queer gelesen**

Zwangsheirat und gleichgeschlechtliche Ehe  
in pluralen Gesellschaften

2010, 370 Seiten, Band 41, ISBN 978-3-593-39172-4

Christa Binswanger, Margaret Bridges,  
Brigitte Schnegg, Doris Wastl-Walter (Hg.)

## **Gender Scripts**

Widerspenstige Aneignungen von Geschlechternormen

2009, 279 Seiten, Band 40, ISBN 978-3-593-39014-7

Ina Kerner

## **Differenzen und Macht**

Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus

2009, 413 Seiten, Band 37, ISBN 978-3-593-38595-2

Dominique Grisard, Jana Häberlein,  
Anelis Kaiser, Sibylle Saxer (Hg.)

## **Gender in Motion**

Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung

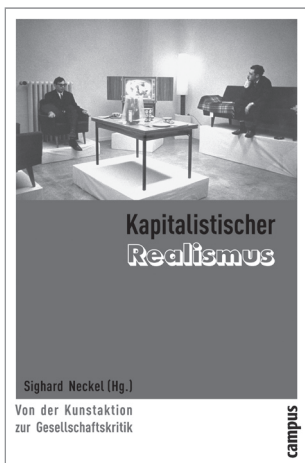
2007, 405 Seiten, Band 34, ISBN 978-3-593-38348-4

Mehr Informationen unter  
[www.campus.de/wissenschaft](http://www.campus.de/wissenschaft)

**campus**

Frankfurt · New York

# Kulturwissenschaften



Sighard Neckel (Hg.)  
**Kapitalistischer Realismus**

Von der Kunstaktion zur  
Gesellschaftskritik

2010, 308 Seiten

ISBN 978-3-593-39182-3

.....  
Anja Schwanhäußer

**Kosmonauten des Underground**

Ethnografie einer Berliner Szene

2010, 333 Seiten, ISBN 978-3-593-39190-8

.....  
Doris Guth, Heide Hammer (Hg.)

**Love me or leave me**

Liebeskonstrukte in der Populärkultur

2009, 231 Seiten, ISBN 978-3-593-39023-9

.....  
Martin Andree

**Medien machen Marken**

Eine Medientheorie des Marketing und des Konsums

2010, 249 Seiten, ISBN 978-3-593-39267-7

Mehr Informationen unter  
[www.campus.de/wissenschaft](http://www.campus.de/wissenschaft)

**campus**

Frankfurt · New York